

rowohlt

LAURENT BINET

HHhH

ROMAN



HHhH

HIMMLERS HIRN HEISST HEYDRICH

Die NS-Geschichte pointiert als Groteske.

Wie ein Detektiv verfolgt Binet
die vielen Spuren, die zu dem Attentat auf
Reinhard Heydrich in Prag führen.

Immer wieder kommt er dabei auf seine Rolle
als Erzähler zurück. Gibt es überhaupt
eine historische Wahrheit, und wie kann
man über sie schreiben?

AUSGEZEICHNET MIT DEM
PRIX GONCOURT DU PREMIER ROMAN

« PHANTASTISCH! GROSSARTIG! »

CLAUDE LANZMANN

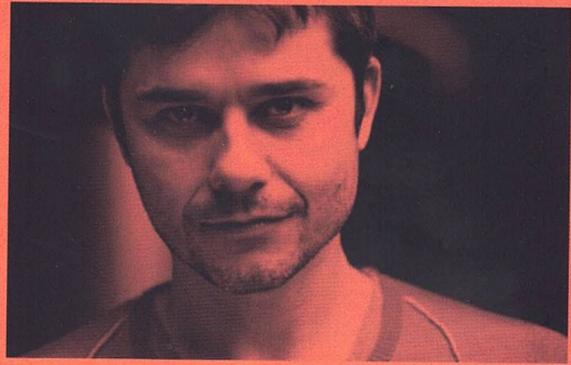
Beim Spaziergang durch Prag entdeckt der Autor an der Krypta eine Gedenktafel für tschechische Widerstandskämpfer. Sie versteckten sich dort nach dem Attentat auf Reinhard Heydrich – bis deutsche Soldaten, nachdem sie auf der Suche nach ihnen schon ganz Prag auf den Kopf gestellt hatten, die Krypta fluten ließen.

Der Ich-Erzähler Binet ist so elektrisiert von dieser Geschichte, dass er beschließt, von Paris nach Prag zu ziehen und ihr nachzugehen.

Er verfolgt die sich kreuzenden Spuren der Nationalsozialisten und Widerstandskämpfer im Frühsommer 1942 in Prag. Der Chef der Gestapo Reinhard Heydrich soll von dem Tschechen Josef Gabčík, der an den braven Soldaten Schwejk erinnert, auf offener Straße erschossen werden. Doch als der Mercedes mit Heydrich naht, klemmt der Abzug...

Ein freches und mutiges
Buch, das man lachend und
weinend zugleich liest.

«Ein stilistisches Feuerwerk
über den gefährlichsten Mann
des Dritten Reichs.» PAGE



LAURENT BINET wurde 1972 in Paris geboren. Er absolvierte seinen Militärdienst in der Slowakei und hat in Prag Geschichte studiert. Jetzt lebt er in Paris.

HHhH ist sein erster Roman. Binet erhielt dafür zahlreiche Preise, «L'Express» wählte HHhH zum interessantesten Erstlingsroman des Jahres.

Umschlaggestaltung:
ANZINGER | WÜSCHNER | RASP, MÜNCHEN
Umschlagabbildung: ULLSTEIN BILD – PETERS
Foto des Autors: ENFINBREF

Laurent Binet

HHhH

Himmlers Hirn heisst Heydrich

Roman

*Aus dem Französischen
von Mayela Gerhardt*

Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel «HHhH. Himmlers Hirn heisst Heydrich»
bei Editions Grasset, Paris.

Die Arbeit an der Übersetzung wurde freundlicherweise
unterstützt vom Deutschen Übersetzerfonds.

1. Auflage September 2011
Copyright © 2011 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«HHhH» Copyright © 2009 by Editions Grasset
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Satz Janson Text PostScript, PageOne,
bei Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 498 00668 6

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

ERSTER TEIL

«Wieder einmal befleckt die Gedankenwelt des Prosaschriftstellers den Baum der Geschichte, doch es obliegt nicht uns, die List zu finden, mit der das Tier in seinen tragbaren Käfig zurückgelockt werden kann.»

OSSIP MANDELSTAM, «Das Ende des Romans»

1

Sein Name war Gabčik. Es hat ihn wirklich gegeben. Ob er hinter den geschlossenen Fensterläden seiner in Dunkelheit getauchten Wohnung das charakteristische Quietschen der Prager Tram vernahm? Ob er ihm sogar lauschte, während er alleine auf seinem kleinen Eisenbett lag? Ich möchte es gerne glauben. Da ich Prag gut kenne, kann ich mir vorstellen, welche Strassenbahnlinie dort entlangfuhr (vielleicht hat sich die Nummer auch geändert), ihren Streckenverlauf und den Ort, an dem Gabčik hinter den geschlossenen Fensterläden liegt und abwartet, nachdenkt und lauscht. Wir sind in Prag, an der Ecke Vysehradská und Trojicka. Die Tram Nummer 18 (oder 22) hat vor dem Botanischen Garten angehalten. Den Grossteil der Zeit befinden wir uns im Jahr 1942. Kundera lässt in seinem *Buch vom Lachen und Vergessen* durchklingen, dass er sich ein wenig dafür schämt, seinen Figuren Namen geben zu müssen, und auch wenn in seinen Romanen, in denen sich Tomas, Tamina, Teresa und andere tummeln, davon kaum etwas zu spüren ist, schwingt zwischen den Zeilen folgende Frage mit: Gibt es etwas Gewöhnlicheres, als in der albernen Bemühung um Realismus oder im besten Fall aus schlichter Bequemlichkeit einer ausgedachten Figur einen ausgedachten Namen zu verleihen? Kundera hätte meiner Meinung nach noch einen Schritt weiter ge-

hen sollen: Gibt es denn etwas Gewöhnlicheres als eine ausgedachte Figur?

Gabčík also gab es wirklich, und er hörte tatsächlich auf diesen Namen (wenn auch nicht immer). Seine Geschichte ist ebenso wahr wie aussergewöhnlich. Er und seine Kameraden sind meiner Ansicht nach die Schöpfer eines der grössten Widerstandsakte der Geschichte und fraglos der Inbegriff des Widerstandskampfes im Zweiten Weltkrieg. Schon seit langem wollte ich seine Verdienste würdigen. Schon seit langem sehe ich ihn vor mir, wie er in dem kleinen Zimmer bei geschlossenen Fensterläden und geöffnetem Fenster ausgestreckt daliegt und dem Quietschen der Tram lauscht, die vor dem Botanischen Garten anhält (in welche Richtung sie fährt? Ich weiss es nicht). Doch wenn ich diese Vorstellung auf Papier banne, wie ich es mir soeben anmasse, bin ich nicht sicher, ob ich ihm damit wirklich einen Dienst erweise. Ich setze diesen Mann zu einer gewöhnlichen Figur herab und seine Taten zu Literatur: infame Alchemie – aber was soll ich machen? Ich möchte diese Vision nicht mein gesamtes Leben mit mir herumschleppen, ohne zumindest den Versuch unternommen zu haben, sie freizusetzen. Dabei hoffe ich nur, dass hinter der dicken Spiegelschicht meiner Idealisierung, die ich auf diese sagenhafte Geschichte auftragen werde, das unverfälschte Bild der historischen Wirklichkeit noch sichtbar bleibt.

Ich erinnere mich nicht mehr genau, wann mein Vater mir zum ersten Mal von dieser Geschichte erzählte, aber ich sehe ihn noch vor mir, wie er in meinem Zimmer unserer Sozialwohnung die Worte «Partisanen», «Tschechoslowaken», vielleicht auch «Attentat», ganz sicher «liquidieren» fallenlässt und schliesslich diese Jahreszahl: «1942». In seiner Büchersammlung hatte ich die *Geschichte der Gestapo* von Jacques Delarue gefunden und gerade in die ersten Seiten reingelesen. Mein Vater sah mich mit dem Buch in der Hand und warf mir im Vorübergehen ein paar Bemerkungen zu: Er erwähnte Himmler, den Reichsführer SS, und dessen rechte Hand, Heydrich, den Reichsprotektor von Böhmen und Mähren. Und er erzählte mir von einem tschechoslowakischen Kommando, das von London ausgesandt worden war, und eben von dem Attentat. Die Einzelheiten waren ihm nicht bekannt (und ich hatte auch keinen Grund, ihn danach zu fragen, da dieses geschichtliche Ereignis in meinem Kopf damals noch nicht den Stellenwert einnahm wie heute). Aber ich spürte diese gewisse Aufregung bei ihm, die er an den Tag legt, wenn er etwas, das ihn auf irgendeine Weise beeindruckt hat, erzählt (meist zum hundertsten Mal, weil er sich – Berufskrankheit oder schlicht Veranlagung – gern wiederholt). Ich glaube nicht, dass ihm selbst jemals bewusst wurde, welche Bedeutung er dieser Anekdote beimass, denn als ich ihm vor kurzem von meiner Absicht erzählte, ein Buch darüber zu schreiben, nahm ich bei ihm lediglich höfliche Neugier wahr, ohne besondere Gefühlsregung. Doch ich weiss, dass ihn diese Geschichte immer fasziniert hat, auch wenn sie bei ihm kei-

nen so starken Eindruck hinterliess wie bei mir. Also schreibe ich dieses Buch auch, um ihm etwas zurückzugeben: die Früchte der wenigen Worte, die mir als Jugendlichen von meinem Vater zugeworfen wurden, der damals noch kein Lehrer für Geschichte war, sich aber gut darauf verstand, sie in wenigen schlichten Sätzen zu vermitteln.

Die Weltgeschichte.

3

Schon im Kindesalter, lange vor der Trennung der beiden Länder, konnte ich – dem Tennis sei Dank – zwischen Tschechen und Slowaken unterscheiden. Ich wusste zum Beispiel, dass Ivan Lendl Tscheche war und Miroslav Mecir Slowake. Und während der Slowake Mecir ein phantasievoller, talentierter und sympathischer Spieler war, war der Tscheche Lendl strebsam, kühl und unsympathisch (aber trotzdem über 270 Wochen die weltweite Nummer eins; dieser Rekord wurde nur von Pete Sampras mit 286 Wochen an der Spitze übertroffen). Doch von meinem Vater hatte ich auch gelernt, dass die Slowaken während des Krieges kollaboriert, die Tschechen hingegen Widerstand geleistet hatten. In meinem Vermögen, die erstaunliche Komplexität der Welt zu begreifen (das damals noch sehr begrenzt war), bedeutete dies, dass alle Tschechen Widerstandskämpfer gewesen waren und alle Slowaken Kollaborateure, als sei es von Natur aus so vorgegeben. Dabei hatte ich keine Sekunde über die Rolle Frankreichs nachgedacht, die einen derartigen Schematismus eigentlich in Frage

stellt: Haben wir Franzosen nicht zugleich Widerstand geleistet *und* kollaboriert? Um ehrlich zu sein, bekam ich erst, nachdem ich erfahren hatte, dass Tito Kroat war (alle Kroaten hatten also nicht kollaboriert, und demnach hatten wahrscheinlich auch nicht alle Serben Widerstand geleistet), allmählich eine deutlichere Vorstellung von der Situation der Tschechoslowakei zu Kriegszeiten: Einerseits gab es dort Böhmen-Mähren (anders gesagt: die heutige tschechische Republik), das von den Deutschen okkupiert und dem Reich einverleibt wurde (und damit den nicht gerade beneidenswerten Status eines Protektorats erhielt, das als Bestandteil des Deutschen Reiches betrachtet wurde); auf der anderen Seite gab es den slowakischen Staat, theoretisch unabhängig, von den Nazis aber zu einem Satellitenstaat degradiert. Das alles sagt natürlich nicht das Geringste über das Verhalten der einzelnen Personen aus.

4

1996 reiste ich nach Bratislava, um in einer Militärakademie der westlichen Slowakei als Französischlehrer zu arbeiten. Eine meiner ersten Fragen an den Sekretär des Verteidigungsattachés der französischen Botschaft galt der Geschichte des Attentats (zuvor erkundigte ich mich allerdings nach meinen Koffern, die eine Irrfahrt Richtung Istanbul angetreten hatten). Dieser anständige Mann, ein Hauptfeldwebel, war in der ehemaligen Tschechoslowakei auf das Abhören von Telefongesprächen spezialisiert gewesen und nach Ende des Kalten Krieges zum Botschaftssekretär

umgeschult worden. Er verriet mir die ersten Details über die Affäre. So erfuhr ich, dass zwei Männer die Aktion durchgeführt hatten: ein Tscheche und ein Slowake. Ich war beglückt über die Mitteilung, dass ein Staatsangehöriger meines Gastlandes an der Operation beteiligt gewesen war (es hatte also doch slowakische Widerstandskämpfer gegeben). Über den Ablauf der Aktion an sich verriet er nicht viel, ausser, dass eine der Waffen in dem Moment, in dem auf Heydrichs Wagen gezielt wurde, eine Ladehemmung hatte (bei dieser Gelegenheit habe ich auch erfahren, dass Heydrich während des Tathergangs tatsächlich im Auto sass). Doch besonders die nachfolgenden Ereignisse weckten meine Neugier: Die beiden Partisanen hielten sich mit ihren Freunden in einer Kirche versteckt, und die Deutschen versuchten, sie darin zu ertränken ... komische Geschichte. Ich hätte gern Einzelheiten erfahren. Aber der Hauptfeldwebel wusste nicht mehr.

5

Kurz nach meiner Ankunft in der Slowakei lernte ich eine sehr hübsche junge Slowakin kennen, in die ich mich hoffnungslos verliebte und mit der ich eine leidenschaftliche Liebesgeschichte durchlebte, die beinahe fünf Jahre andauerte. Von ihr erhielt ich zusätzliche Informationen. Zunächst die Namen der Hauptakteure: Jozef Gabčík und Jan Kubis. Gabčík war der Slowake und Kubis der Tscheche – der Klang ihrer jeweiligen Nachnamen liess keinen Zweifel zu. Auf jeden Fall schienen die beiden Männer Be-

standteil der historischen Landschaft gewesen zu sein: Aurélia, besagte junge Frau, hatte ihre Namen in der Schule gelernt, so wie alle kleinen Tschechen und Slowaken ihrer Generation, nehme ich an. Ansonsten kannte sie den groben Handlungsverlauf der Geschichte, wusste aber auch nicht viel mehr als mein Hauptfeldwebel. Ich musste mich noch zwei oder drei Jahre gedulden, bis ich bestätigt bekam, was ich immer geahnt hatte: dass diese Geschichte die wahnwitzigsten Phantasiegebilde an Intensität und Glaubwürdigkeit um Längen übertrifft.

Ich hatte für Aurélia eine Wohnung im Zentrum von Prag gemietet, zwischen dem Schloss Vysehrad und Karlovo náměstí, dem Karlsplatz. Von diesem Platz zweigt eine Strasse ab, die Resslova ulice. Sie trifft dort auf den Fluss, wo jenes eigenartige Glasgebäude steht, das sich durch die Lüfte zu schlängeln scheint und von den Tschechen «Tancici Düm» genannt wird, tanzendes Haus. Auf der rechten Seite der abschüssigen Strasse Resslova befindet sich eine Kirche. Die Kirche hat an der Seitenfront ein Kellerfenster. In dem das Fenster umgebenden Stein sind zahlreiche Einschusslöcher zu sehen, neben einem Schild, auf dem unter anderem die Namen Gabčík und Kubis erwähnt werden – und Heydrich, mit dem ihr Schicksal für immer verbunden ist. Zigmund bin ich an diesem Kellerfenster vorbeigegangen, ohne die Einschusslöcher oder das Schild zu bemerken. Doch eines Tages blieb ich davor stehen: Ich hatte die Kirche gefunden, in der sich die Fallschirmspringer nach dem Attentat versteckt hielten.

Gemeinsam mit Aurélia kehrte ich zu einer Zeit zurück, zu der die Kirche geöffnet war, und wir konnten die Krypta besichtigen.

Wir betraten eine wahre Goldgrube.

Die Spuren des Dramas, das sich vor über sechzig Jahren in diesem kleinen Raum abgespielt hatte, waren noch erschreckend frisch: Ich sah die Innenseite des Kellerfensters, das ich von aussen betrachtet hatte, einen Tunnel von wenigen Metern Länge, die Abdrücke der Kugeleinschläge an den Wänden und in der gewölbten Decke sowie zwei kleine Holztüren. Ausserdem gab es dort Fotos, auf denen die Gesichter der Fallschirmspringer zu sehen waren. In einem zweisprachigen Text auf Tschechisch und Englisch las ich den Namen eines Verräters, ein Plakat zeigte einen herrenlosen Regenmantel, eine Umhängetasche und ein Fahrrad, ausserdem gab es dort eine Sten, eine Maschinenpistole, die im denkbar ungünstigsten Moment eine Ladehemmung hatte; es war von Frauen die Rede, von Unvorsichtigkeiten, von London, von Frankreich, von Legionären, einer Exilregierung, einem Dorf namens Lidice, einem jungen Späher namens Valčík, von einer Tram, die vorbeifuhr – ebenfalls im denkbar ungünstigsten Moment –, von einer Totenmaske, einer Belohnung von zehn Millionen Kronen für einen potenziellen Denunzianten, von Zyankaliekapseln, von Granaten und den Menschen, die die Granaten warfen, von Rundfunksendern und verschlüsselten Nachrichten, von einem verstauchten Knöchel, von Penicillin, das ausschliesslich in England zu bekommen war, von einer Stadt, die vollständig unter der Fuchtel des sogenannten Henkers stand; es gab Hakenkreuz-Fahnen, Totenkopfabzeichen, deutsche Spione, die für England arbeiteten, einen schwarzen Mercedes mit einem Platten, einen Schlächter, Parteivorsitzende, die sich um einen Sarg schar-

ten, über Leichen gebeugte Polizisten, fürchterliche Repressalien, menschliche Grösse und Wahnsinn, Schwäche und Verrat, Mut und Angst, Hoffnung und Schmerz – alle Gefühle auf wenigen Quadratmetern vereint. Es gab Krieg und Tod, deportierte Juden, ganze Familien, die ausgelöscht wurden, es gab gefallene Soldaten, Vergeltung und politisches Kalkül, es gab einen Mann, der unter anderem Geige spielte und Fechten übte, es gab einen Schlosser, der seinen Beruf nie ausüben konnte, es gab den Geist des Widerstandes, der diese Mauern auf ewig durchdrungen hat, es gab Spuren des Kampfes zwischen den Kräften des Lebens und des Todes, es gab Böhmen, Mähren und die Slowakei – die ganze Weltgeschichte innerhalb weniger Mauersteine.

Und draussen standen siebenhundert SS-Soldaten.

7

Beim Stöbern im Internet entdeckte ich einen Film mit dem Titel *Die Wannseekonferenz*, in dem Kenneth Branagh Heydrich verkörpert. Bei dem Preis von fünf Euro, inklusive Versandgebühren, schlug ich sofort zu und erhielt drei Tage später die DVD.

Der Film stellt die Wannseekonferenz vom 20. Januar 1942 nach, während der Heydrich mit Unterstützung von Eichmann innerhalb weniger Stunden festlegte, wie die Endlösung umgesetzt werden sollte. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Massenerschiessungen in Polen und der UdSSR bereits begonnen. Sie wurden von SS-Einsatzgruppen, speziellen Vernichtungskommandos, ausge-

führt, die ihre Opfer zu Hunderten oder sogar Tausenden zusammenscharten, häufig auf einem Feld oder im Wald, und sie mit Maschinengewehren niedermetzelten. Das Problem dieser Methode bestand jedoch darin, dass sie die Nerven der Henker auf eine derbe Zerreißprobe stellte und sich negativ auf die Moral der Truppen auswirkte. Das betraf selbst die hartgesottesten unter ihnen, wie die Truppen vom Sicherheitsdienst oder der Gestapo – Himmler höchstpersönlich soll bei einer dieser Massenerschießungen in Ohnmacht gefallen sein. Später ging die SS dazu über, ihre Opfer in Lastwagen zu pferchen und darin zu vergasen, nachdem man den Auspuff umgedreht und die Abgase ins Wageninnere geleitet hatte, doch diese Technik blieb ziemlich behelfsmäßig. Nach der Wannseekonferenz wurde die Auslöschung der Juden, die Heydrich seinem treuen Eichmann anvertraut hatte, wie ein gigantisches logistisches, soziales und ökonomisches Projekt behandelt.

Kenneth Branaghs Interpretation ist äusserst gelungen: Geconnt verbindet er ausgesprochene Liebenswürdigkeit mit harscher Autorität und verleiht seiner Figur dadurch einen hochgradig beunruhigenden Anstrich. Zwar habe ich nirgendwo gelesen, dass der wahre Heydrich, ganz gleich, in welcher Situation, jemals so etwas wie Liebenswürdigkeit ausgestrahlt hätte, sei sie nun authentisch oder vorgespield, dennoch wird in einer sehr kurzen Filmszene die psychologische und historische Dimension der Persönlichkeit Heydrichs treffend dargestellt: Zwei der Konferenzteilnehmer führen etwas abseits ein vertrauliches Gespräch. Der eine vertraut dem anderen an, er habe gehört, dass Heydrich jüdische Wurzeln haben soll. Er möchte wissen, ob sein Gesprächspartner es für möglich halte, dass an diesem Gerücht etwas dran

sei. Dieser zischt zurück: «Warum stellen Sie ihm die Frage nicht selbst?» Beim blossen Gedanken daran wird der andere aschfahl. Tatsächlich hatte Heydrich während seiner Jugend das hartnäckige Gerücht verfolgt, sein Vater sei Jude, und ihm das Leben schwer gemacht. Das Gerücht war anscheinend unbegründet, aber selbst, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, wäre es für Heydrich als Chef des Geheimdienstes der NSDAP und der SS zweifellos ein Leichtes gewesen, seinen Stammbaum von jedem Verdacht reinzuwaschen.

Wie dem auch sei, es ist nicht das erste Mal, dass Heydrichs Figur auf die Leinwand gebracht wurde. Fritz Lang begann 1943, ein knappes Jahr nach dem Attentat, mit den Dreharbeiten zu dem Film *Ari Henker sterben*, nach einem Drehbuch von Bertolt Brecht. Der Handlungsverlauf dieses Films ist völlig an den Haaren herbeigezogen (Fritz Lang wusste sicherlich nicht, wie sich die Ereignisse tatsächlich zugetragen hatten, und hätte er es gewusst, wäre ihm das Risiko, sie zu enthüllen, sicherlich zu gross gewesen), dabei aber ausgesprochen einfallsreich: Heydrich wird von einem tschechischen Arzt ermordet, der Mitglied der inneren Widerstandsbewegung ist und bei einem jungen Mädchen Unterschlupf findet. Der Vater des Mädchens, ein Akademiker, wird bei einer Razzia der Besatzungskräfte gemeinsam mit anderen lokalen Persönlichkeiten verhaftet. Man droht ihnen mit Repressalien, sollte sich der Mörder nicht stellen. Die Krise wird äusserst dramatisch dargestellt (Brecht verpflichtet eben) und entspannt sich erst, als es der Widerstandsbewegung gelingt, einem Verräter und Kollaborateur den Schwarzen Peter zuzuschieben. Mit dessen Tod enden die Affäre und der Film. In Wahrheit konnten weder die

Partisanen noch die tschechische Bevölkerung ihren Kopf so elegant aus der Schlinge ziehen.

Fritz Lang entschied sich dafür, Heydrich ziemlich unflätig darzustellen, als verweiblichten Luststrolch, einen durch und durch Geistesgestörten, der eine Reitgerte schwingt und damit zugleich seine Grausamkeit und seinen Sittenverfall demonstriert. Es stimmt, dass der echte Heydrich als Sittenstrolch galt und mit einer Fistelstimme gestraft war, die im Widerspruch zu seinem sonstigen Auftreten stand, doch mit seiner Überheblichkeit, Steifheit und seinem arischen Aussehen hat Heydrich so gar nichts mit der Figur gemein, die durch diesen Film watschelt. Wer nach einer etwas treffenderen Darstellung sucht, wird offen gesagt mehr davon haben, sich noch einmal Charlie Chaplins Film *Der grosse Diktator* anzusehen: Darin sieht man den Diktator Hynkel, flankiert von seinen zwei Schergen, einem grobschlächtigen blasierten Fettwanst, der ganz offensichtlich Göring zum Vorbild hatte, und einem grossen Schlanken, der wesentlich listiger, kühler und steifer wirkt – er stellt nicht Himmler dar, den kleinen hinterhältigen schnauzbärtigen Grobian, sondern mit grosser Wahrscheinlichkeit seine gemeingefährliche rechte Hand: Heydrich.

8

Wieder einmal war ich nach Prag zurückgekehrt. Diesmal in Begleitung einer anderen jungen Frau, der strahlend schönen Natacha (sie ist Französin, auch wenn ihr Name anderes verheisst,

ein Kommunistenkind wie fast alle Franzosen). Mit ihr zusammen stattete ich der Krypta erneut einen Besuch ab. Beim ersten Mal war sie wegen des Nationalfeiertags geschlossen. Gegenüber entdeckten wir eine Bar namens «Zu den Fallschirmspringern», die mir nie zuvor aufgefallen war. Die Wände im Innern der Bar sind gespickt mit Fotos, Dokumenten, Bildern und Anschlagzetteln, die sich auf das Attentat beziehen. Am Ende des Raums hängt ein Wandgemälde von Grossbritannien. Darauf sind die unterschiedlichen Militärstationen markiert, in denen sich die Kommandos der tschechischen Exilregierung auf ihre Missionen vorbereiteten. Natacha und ich genehmigten uns in der Bar ein Bier.

Am nächsten Tag kehrten wir während der Öffnungszeiten zurück, und ich zeigte Natacha die Krypta. Auf meine Bitte hin machte sie einige Fotos. In der Eingangshalle wurde ein Kurzfilm gezeigt, der das Attentat nachstellt. Ich versuchte, die Schauplätze des Dramas zu lokalisieren, um mich dorthin begeben zu können, doch sie befinden sich ziemlich ausserhalb des Stadtzentrums in einem Vorort. Ausserdem haben sich die Strassennamen geändert, sodass ich den Ort des Geschehens immer noch nicht zweifelsfrei zuordnen konnte. Am Ausgang der Krypta nahm ich einen zweisprachigen Prospekt mit, in dem auf eine Ausstellung hingewiesen wurde – sie trug den Titel «Atentát» auf Tschechisch, «Assassination» auf Englisch. Zwischen den Überschriften prangte ein Foto von Heydrich, umgeben von deutschen Staatsdienern, neben ihm der Sudete Karl Hermann Frank, seine rechte Hand vor Ort. In Galauniform steigen die Herren eine Treppe mit reichverziertem Geländer hinauf. Heydrich hatte man eine rote Zielscheibe aufs Gesicht gedruckt. Die Ausstellung sollte im Armeemuseum sein, in

der Nähe der U-Bahn-Haltestelle Florenc, ein Datum wurde allerdings nirgendwo genannt (nur die Öffnungszeiten des Museums wurden erwähnt). Wir gingen noch am selben Tag hin.

Am Eingang des Museums nahm uns eine zierliche Dame in ziemlich fortgeschrittenem Alter fürsorglich in Empfang: Sie schien beglückt über unseren Besuch und bot uns an, die unterschiedlichen Ausstellungsräume des Gebäudes zu besichtigen. Mich interessierte allerdings nur einer, und ich wies sie darauf hin: Ein riesiger Pappaufsteller stand vor dem Raum und bewarb in bester Hollywood-Horrorfilm-Manier eine Ausstellung über Heydrich. Ich fragte mich, ob es sich wohl um eine Dauerausstellung handelte. Auf jeden Fall war der Eintritt frei, was für den Rest des Museums ebenfalls galt. Die kleine Dame erkundigte sich nach unserer Nationalität und drückte uns ein Begleitheft auf Englisch in die Hand (sie beteuerte, es täte ihr leid, uns nur die englische oder deutsche Version anbieten zu können).

Die Ausstellung übertraf meine kühnsten Erwartungen. Dort gab es wirklich alles: jede Menge Fotos, Briefe, Aushänge und Dokumente; ausserdem bekam ich die Waffen und persönlichen Gegenstände der Fallschirmspringer zu sehen, die Akten, die die englischen Geheimdienste über sie geführt und mit Bemerkungen, Beurteilungen und Bewertungen ihrer Kompetenzen versehen hatten, ich sah Heydrichs Mercedes mit dem platten Reifen und dem Loch in der rechten Hintertür, den folgenschweren Brief, den ein Mann an seine Geliebte geschrieben und damit indirekt das Massaker in Lidice ausgelöst hatte, die Reisepässe der Beteiligten mit Fotos sowie jede Menge weitere authentische und bestürzende

Geschichtszeugnisse. Eifrig machte ich mir Notizen, obwohl ich mir darüber im Klaren war, dass es einfach zu viele Namen, Daten und Details gab. Beim Gehen fragte ich die zierliche Dame, ob es möglich sei, das Begleitheft zu kaufen, das sie mir für den Besuch mitgegeben hatte und in dem alle Bildunterschriften und Kommentare zur Ausstellung wiederzufinden waren. Sie blickte betrübt drein und verneinte. Das sehr gut gemachte, von Hand geheftete Büchlein war offensichtlich nicht zum Verkauf bestimmt. Lag es nun an meinem perplexen Gesichtsausdruck oder an meinem Bemühen um ein halbwegs verständliches Tschechisch, jedenfalls nahm mir die ältere Dame die Broschüre schliesslich entschlossen aus der Hand und liess sie in Natachas Handtasche verschwinden. Sie bedeutete uns, Stillschweigen zu bewahren und zu gehen. Wir verabschiedeten uns überschwänglich. In Anbetracht der Besucherzahlen des Museums würde das Begleitheft sicherlich niemandem fehlen. Trotzdem war es eine sehr nette Geste. Zwei Tage später ging ich, eine Stunde bevor unser Bus nach Paris abfuhr, noch einmal zum Museum zurück und überreichte der liebenswürdigen Dame eine Schachtel Pralinen. Sie war völlig überrumpelt und wollte sie zuerst nicht annehmen. Ohne die Informationsfülle der Broschüre, und somit ohne die kleine Dame, hätte dieses Buch nicht die Form bekommen, die es von nun an annehmen wird. Ich wollte, ich hätte sie nach ihrem Namen gefragt, um mich an dieser Stelle etwas feierlicher bei ihr bedanken zu können.

Auf dem Gymnasium nahm Natacha zwei Jahre in Folge am *Concours de la Resistance*, einem Schülerwettbewerb zum Thema Widerstand und Deportation, teil und gewann beide Male, was meines Wissens nie zuvor geschehen war und auch danach nie wieder passierte. Dieser doppelte Sieg ermöglichte es ihr unter anderem, bei einer Gedenkveranstaltung die Fahne zu tragen und ein Konzentrationslager im Elsass zu besichtigen. Während der Busfahrt dorthin sass sie neben einem ehemaligen Widerstandskämpfer, der sie ins Herz schloss. Er lieh ihr mehrere Bücher und Dokumente, doch später verloren sie sich aus den Augen. Als sie mir zehn Jahre später von dieser Geschichte erzählte (mit leichten Gewissensbissen, wie man sich unschwer vorstellen kann, weil sie immer noch im Besitz seiner geliehenen Schriftstücke war und nicht einmal wusste, ob ihr Widerstandskämpfer noch lebte), ermutigte ich sie, den Kontakt wiederherzustellen, und obwohl der Mann mittlerweile ans andere Ende Frankreichs gezogen war, fanden wir seine Spur wieder.

So kam es, dass wir ihm einen Besuch in seinem schönen schneeweissen Haus bei Perpignan abstatteten, wo er sich mit seiner Frau niedergelassen hatte.

Während wir am Muskatwein nippten, lauschten wir seinen Erzählungen – wie er sich der Widerstandsgruppe angeschlossen und an welchen Aktivitäten er sich beteiligt hatte. 1943 war er neunzehn Jahre alt und arbeitete in der Milchfabrik seines Onkels, der schweizerische Wurzeln hatte und so gut Deutsch sprach, dass die Soldaten, die sich in der Milchfabrik mit Lebensmitteln eindeckten, immer noch gerne ein Weilchen blieben und sich in ihrer Mut-

tersprache mit seinem Onkel unterhielten. Zunächst wurde er gefragt, ob er aus den Gesprächen zwischen den Soldaten und seinem Onkel interessante Informationen herausfiltern könne, beispielsweise über die Bewegung der Truppen. Danach liess man ihn an Fallschirm-Aktionen teilnehmen, genauer gesagt half er dabei, die Materialkisten aufzusammeln, die nachts aus den Flugzeugen der Alliierten abgeworfen wurden. Als er schliesslich das Alter erreichte, in dem er Gefahr lief, im Rahmen des *Service du Travail obligatoire* (STO) als französischer Zwangsarbeiter verpflichtet und nach Deutschland geschickt zu werden, schloss er sich der Widerstandsbewegung an. Er diente in der Kampfeinheit und nahm an der Befreiung der Bourgogne teil, offenbar sehr aktiv, wenn man die Anzahl der Deutschen bedenkt, die er getötet haben soll.

An seiner Geschichte war ich aufrichtig interessiert, aber ich hoffte auch, etwas zu erfahren, was mir für mein Buch über Heydrich nützlich sein könnte. Was genau das sein sollte, wusste ich allerdings selbst nicht.

Ich fragte ihn, ob er nach seinem Anschluss an die Widerstandsbewegung eine militärische Ausbildung erhalten habe. Nichts dergleichen, gab er zur Antwort. Man hatte ihm beigebracht, ein schweres Maschinengewehr zu handhaben, und er nahm an einigen Trainingseinheiten teil: Zusammen- und Auseinanderbauen der Waffe mit verbundenen Augen und Schiessübungen. Bei seinem Eintritt wurde ihm einfach eine Maschinenpistole in die Hand gedrückt, und das war's. Eine englische Maschinenpistole, eine Sten. Eine Waffe, die anscheinend alles andere als verlässlich war: Ein Schlag mit dem Kolben auf den Boden genügte, um den gesamten Magazininhalt querbeet zu entleeren.

Absoluter Schund. «Die Sten war ein Haufen Scheisse, anders kann man es nicht ausdrücken!»

Ein Haufen Scheisse also, so so.

10

Ich habe geschrieben, dass die graue Eminenz an der Seite von Hynkel-Hitler in Chaplins *Dergrosse Diktator* Heydrich zum Vorbild hatte, aber das stimmt nicht. Ich hatte nicht bedacht, dass Heydrich 1940 eine Art Schattenmann war, den die wenigsten kannten, was umso mehr für die Amerikaner galt. Das Problem liegt natürlich nicht dort: Chaplin könnte seine Existenz *erahnt* und damit richtiggelegen haben. Tatsache ist auf jeden Fall, dass der Scherge des Diktators in dem Film als listige Schlange dargestellt wird und seine Intelligenz in starkem Kontrast zum lächerlichen Auftreten des Schauspielers steht, der den grobschlächtigen Göring parodiert. Doch die Figur des Heydrich hat auch einen drolligen, verweichlichten Zug an sich, der nicht zum künftigen Schlächter von Prag passt.

Und wo wir schon bei filmischen Darstellungen Heydrichs sind: Ich habe gerade erst einen alten Film mit dem Titel *Hitlers Madman* von Douglas Sirk (der tschechische Wurzeln hat) im Fernsehen gesehen. Es handelt sich um einen amerikanischen Propagandafilm, der innerhalb einer Woche abgedreht wurde und 1943 kurz vor Fritz Langs *Auch Henker sterben* herauskam. Die Handlung ist völlig frei erfunden (wie bei Lang auch) und im Herzen des Widerstands angesiedelt – in dem Märtyrerdorf Lidice,

dem das gleiche Schicksal blühte wie der französischen Stadt Oradour-sur-Glane. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie sich die Dorfbewohner gegenüber einem der von London ausgesandten Fallschirmspringer verhalten werden: Werden sie ihm helfen, werden sie sich heraushalten, oder werden sie ihn gar verraten? Leider verharmlost der Film die Organisation des Attentats, indem er sie einer kleinen lokalen Initiative zuschreibt, die durch eine Aufeinanderfolge von Zufällen und glücklichen Fügungen zusammenfand (Heydrich durchquert zufällig das Dorf Lidice, in dem zufällig ein Fallschirmspringer Unterschlupf gefunden hat, und die Dorfbewohner erfahren auch nur zufällig, zu welcher Zeit der Wagen des Protektors vorbeikommen soll). Die Intensität des Handlungsverlaufs ist dadurch deutlich abgeschwächer als in Langs Film, in dem sich die Dramaturgie – gemäss Brechts Drehbuch – wie in einem wahren Nationalepos entwickelt.

Dafür ist der Schauspieler, der Heydrich in Douglas Sirks Film verkörpert, grosse Klasse. Zunächst ähnelt er ihm äusserlich. Weiterhin gelingt es ihm, die Brutalität seiner Figur darzustellen, ohne sie mit zu versponnenen Ticks auszustatten, während Lang dieser Versuchung – unter dem Vorwand, damit die seelischen Abgründe Heydrichs zu unterstreichen – erlag. Sicher, Heydrich war ein unheilbringender, unbarmherziger Saukerl, aber er war nicht Richard III. Bei besagtem Schauspieler handelt es sich um John Carradine, den Vater von David Carradine alias Bill in Tarantinos *Kill Bill*. Die gelungenste Szene des Films ist Heydrichs Todeskampf: Dem Tode geweiht, liegt er im Bett und wird von Fieberkrämpfen geschüttelt. Dabei hält er Himmler eine Predigt, bei der durchaus et-

was Shakespeare mitschwingt, die mir aber dennoch einleuchtend erscheint: Der Schlächter von Prag scheidet weder feige noch heroisch aus dem Leben, ohne Reue, ohne Fanatismus. Er bedauert lediglich, das einzige Leben hinter sich zu lassen, das ihm tatsächlich etwas bedeutet hat – sein eigenes.

Wie gesagt: einleuchtend.

11

Die Monate ziehen vorüber, schliesslich werden daraus Jahre, und in all dieser Zeit wächst die Geschichte in mir unaufhörlich. Und während mein Leben weiterläuft, wie bei jedem von uns angefüllt mit Freude, persönlichen Dramen, Enttäuschungen und Hoffnungen, füllen sich die Regale meiner Wohnung mit Büchern über den Zweiten Weltkrieg. Ich verschlinge alles, was mir in die Hände fällt, in allen möglichen Sprachen, ich werde mir alle Filme ansehen, die demnächst herauskommen – *Der Pianist*, *Der Untergang*, *Die Fälscher*, *Black Book* usw. –, im Fernsehen schaue ich nur noch den Geschichtskanal, den ich über Kabel empfangen. Ich lerne haufenweise Dinge, von denen manche nur entfernt mit Heydrich zu tun haben, doch ich sage mir, dass alles nützlich sein kann und dass man sich mit einer Epoche richtiggehend vollsaugen muss, um ihren Zeitgeist zu verstehen. Und wenn man die Spur des Wissens erst einmal aufgenommen hat, folgt man ihr von ganz alleine. Das schiere Ausmass meines angehäuften Wissens schüchtert mich schliesslich ein. Ich schreibe zwei Seiten, während ich Tausende lese. Bei diesem Rhythmus werde ich sterben, bevor ich

auch nur die Vorbereitungen des Attentats zu Papier gebracht habe. Mir ist sehr wohl bewusst, dass mein von Grund auf gesunder Wissensdurst allmählich pathologische Züge annimmt: Letztlich dient er als Vorwand, um das Schreiben aufzuschieben.

Während ich mich in Wartestellung befinde, habe ich den Eindruck, dass einfach alle Ereignisse meines täglichen Lebens auf diese Geschichte hindeuten. Natacha bezieht ein Studio in Montmartre, der Sicherheitscode der Eingangstür lautet 4206 – augenblicklich schiesst mir durch den Kopf: Juni 42. Natacha teilt mir den Hochzeitstermin ihrer Schwester mit, und ich rufe fröhlich: «27. Mai? Unglaublich! Der Tag des Attentats!» (Natacha ist gekränkt.) Voriges Jahr im Sommer machten wir auf der Rückkehr von Budapest in München Station: auf dem grossen Platz in der Altstadt ein schwindelerregender Aufmarsch von Neonazis. Beschämt erzählten mir die Münchner, so etwas hätten sie noch nie gesehen (ich weiss nicht, ob ich ihnen glauben kann). Zum ersten Mal in meinem Leben sehe ich mir einen Rohmer auf DVD an: Der Film spielt in den dreissiger Jahren, und der Hauptcharakter ist ein Doppelagent, der Heydrich persönlich trifft. In einem Rohmer! Amüsiert stelle ich fest, wie einen alles auf ein bestimmtes Thema hinzuweisen scheint, wenn man sich so sehr dafür interessiert.

Ausserdem lese ich jede Menge historische Romane, um zu sehen, wie andere mit den Einschränkungen dieses Genres umgehen. Einige nehmen alles ganz genau, anderen scheint es mehr oder weniger egal zu sein, und wieder anderen gelingt es, sich elegant um die Begrenzungen der historischen Wirklichkeit herumzuschlängeln, ohne zu viel hinzuzudichten. Erstaunt stelle ich fest, dass in jedem einzelnen Fall die Fiktion über die historischen Er-

eignisse triumphiert. Eigentlich logisch, aber es fällt mir schwer, mich zu entscheiden.

Ein Erfolgsbeispiel ist meiner Meinung nach der Roman *Le Mors aux dents* von Vladimir Pozner. Er erzählt die Geschichte des Barons von Ungern-Sternberg; besagter Baron läuft übrigens dem Comic-Helden Corto Maltese in *Corto Maltese in Sibirien* über den Weg. Pozner unterteilt seinen Roman in zwei Abschnitte: Der erste spielt in Paris und beleuchtet die Rechercharbeit des Autors, der Zeugenberichte über seine Romanfigur zusammenträgt. Im zweiten Teil findet sich der Leser plötzlich mitten in der Mongolei wieder – man stolpert sozusagen unversehens in die eigentliche Romanhandlung hinein. Das Ergebnis ist eine ergreifende und äusserst gelungene Geschichte. Von Zeit zu Zeit lese ich diese Passagen. Genau genommen sind die beiden Romanabschnitte durch ein Übergangskapitel miteinander verbunden, das folgenden Titel trägt: «Drei Seiten Geschichte». Es endet mit dem Satz: «1920 hatte gerade begonnen.»

Genial, finde ich.

12

Seit etwa einer Stunde klimpert Maria unbeholfen auf dem Klavier herum, da hört sie, wie ihre Eltern das Haus betreten. Ihr Vater Bruno hält seiner Frau Elisabeth, die ein Baby auf dem Arm trägt, die Tür auf. Sie rufen nach dem kleinen Mädchen: «Komm her und schau mal, Maria!

Siehst du, das ist dein Brüderchen. Er ist noch ganz klein, und du musst sehr liebevoll mit ihm umgehen. Er heisst Reinhardt.» Maria murmelt etwas Zustimmungendes. Vorsichtig beugt sich Bruno über seinen neugeborenen Sohn. «Wie hübsch er ist!», sagt er. «Und so blond!», sagt Elisabeth. «Er wird einmal Musiker.»

13

Natürlich könnte (oder sollte ich sogar?) mit einer als Einleitung getarnten ausufernden Beschreibung der schönen Stadt Halle beginnen und mich in bester Victor-Hugo-Manier auf zehn Seiten über den Ort auslassen, in dem Heydrich 1904 das Licht der Welt erblickte. Ich könnte über die Strassen schreiben, die Geschäfte, die Sehenswürdigkeiten, über alle lokalen Besonderheiten, die Stadtverwaltung, die diversen Infrastrukturen, die gastronomischen Spezialitäten, die Einwohner und ihre geistige Verfassung, über ihre Sitten und Bräuche, ihre politischen Strömungen, ihre Vorlieben, ihre Hobbys. Im Anschluss böte ich eine Nahaufnahme vom Haus der Familie Heydrich: Welche Farbe haben die Fensterläden und die Vorhänge, wie ist die Zimmeraufteilung, wie die Beschaffenheit des Holzes, aus dem der Tisch in der Mitte des Wohnzimmers gefertigt wurde. In der Folge eine minutiöse Beschreibung des Klaviers, begleitet von einer ausgedehnten Abhandlung über die deutsche Musik zu Beginn des Jahrhunderts, ihren Platz in der Gesellschaft, über die Komponisten, die Rezeption ihrer Werke und die Bedeutung Wagners ... Und erst dann be-

gänne meine eigentliche Erzählung. Ich erinnere mich noch an einen nicht enden wollenden Exkurs von mindestens achtzig Seiten über die Funktionsweise der Rechtsinstitutionen im Mittelalter in *Der Glöckner von Notre-Dame*. Ich fand das sagenhaft. Trotzdem habe ich diese Passage übersprungen.

Also spreche ich mich dafür aus, meine Geschichte ein wenig zu stilisieren. Das trifft sich ganz gut, denn im Gegensatz zu einigen vorangehenden Episoden, bei denen ich der Versuchung widerstehen musste, mein Wissen zu sehr zur Schau zu stellen und diese oder jene Begebenheit bis ins kleinste Detail zu beschreiben, weil ich eine Überfülle an Informationen darüber besitze, muss ich im Gegenzug zugeben, dass meine Kenntnisse über Heydrichs Geburtsstadt noch äusserst mager sind. Es gibt in Deutschland zwei Städte namens Halle, und ich weiss zum jetzigen Zeitpunkt nicht einmal, von welcher der beiden ich überhaupt spreche. Doch ich komme zu dem (vorläufigen) Schluss, dass es nicht so wichtig ist. Wir werden sehen.

Der Lehrer ruft die Schüler nacheinander auf: «Reinhardt Heydrich!» Als Reinhardt näher tritt, hebt ein Kind die Hand: «Herr Lehrer! Warum rufen Sie ihn nicht bei seinem richtigen Namen?» Ein freudiges Raunen geht durch das Klassenzimmer. «Er heisst Süß, das weiss doch jeder hier!» Da können sich die Schüler nicht mehr halten, sie fangen laut an zu johlen. Reinhardt sagt nichts

und ballt die Fäuste. Er sagt nie etwas. Er ist der Klassenbeste. Gleich in der Turnstunde wird er wieder der Beste sein. Und er ist kein Jude. Hofft er zumindest. Anscheinend war seine Grossmutter in zweiter Ehe mit einem Juden verheiratet, aber das hat nichts mit seiner eigenen Familie zu tun. So viel meint er aus den offiziellen Gerüchten und den empörten Reaktionen seines Vaters, der alles abstreitet, herausgehört zu haben, aber er ist sich ehrlich gesagt nicht hundertprozentig sicher. In der Zwischenzeit wird er dafür sorgen, dass es den anderen beim Turnunterricht die Sprache verschlägt. Und wenn sein Vater ihm heute Abend Geigenunterricht erteilt, wird er ihm erzählen können, dass er wieder Erster geworden ist, und sein Vater wird stolz auf ihn sein und ihn beglückwünschen.

Doch an diesem Abend wird seine Geigenstunde ausfallen, und Reinhardt wird seinem Vater nicht einmal von der Schule erzählen können. Wenn er zurückkommt, wird er erfahren, dass Krieg ist.

«Warum ist Krieg, Papa?»

«Weil Frankreich und England auf Deutschland eifersüchtig sind, mein Sohn.»

«Warum sind sie eifersüchtig?»

«Weil die Deutschen stärker sind als sie.»

Nichts ist künstlicher als ein historischer Bericht mit Dialogen, die anhand von Zeugenberichten aus mehr oder weniger erster Hand rekonstruiert wurden, unter dem Vorwand, der toten Vergangen-

heit auf dem Papier Leben einhauchen zu wollen. Stilistisch nähert sich dieses Verfahren der Hypotypose an. Bei dieser Stilfigur wird ein Bild so lebensecht dargestellt, dass der Leser den Eindruck erhält, es direkt vor Augen zu haben. Geht es darum, ein Gespräch wiederzubeleben, wirkt das Ergebnis oft erzwungen, und der erwünschte Effekt wird ins Gegenteil verkehrt: Überdeutlich erkenne ich die grobgesponnenen Fäden, überdeutlich höre ich die Stimme des Autors heraus, der sich bemüht, die historischen Figuren nachzuahmen, sich ihren Tonfall zu eigen zu machen.

Es gibt nur drei Voraussetzungen, unter denen man einen Dialog tatsachengetreu nachbilden kann: wenn es eine Tonaufnahme, eine Videoaufzeichnung oder eine Steno-Mitschrift gibt. Wobei letztere Methode keine exakte, auf Punkt und Komma genaue Wiedergabe des Inhalts sein muss. Es kommt vor, dass der Stenograph kürzt, zusammenfasst, hier und da etwas strafft; aber gehen wir einmal davon aus, dass die Stimmung und der Ton des Gespräches trotzdem auf zufriedenstellende Weise erfasst werden.

Wie dem auch sei, meine Dialoge sind erfunden, sofern sie sich nicht auf präzise, verlässliche und wortgenaue Quellen stützen können. Meinem vorangehenden Beispiel weise ich auch nicht die Funktion einer Hypotypose zu, sondern eher die gegenteilige – die einer Parabel. Wenn schon nicht äusserst genau, dann zumindest äusserst beispielhaft. Und damit keine Verwirrung entsteht: Alle Dialoge, die ich erfinde (es wird aber nicht viele davon geben), werden wie Szenen eines Theaterstücks behandelt. Stilisierte Tropfen im Ozean der Wirklichkeit.

Der kleine Heydrich ist zwar niedlich, blond, ein guter Schüler, lernwillig, er spielt Geige und Klavier, mag Chemie und wird von seinen Eltern geliebt, aber er besitzt eine Krächzstimme, die ihm einen seiner vielen Spitznamen beschert hat: In der Schule nennt man ihn «die Ziege».

Zu dieser Zeit kann man sich noch über ihn lustig machen, ohne sein Leben zu riskieren. Doch es ist auch jene entscheidende Phase der Kindheit, in der man Rachegeleüste entwickelt.

In seinem Roman *Der Tod ist mein Beruf* rekonstruiert Robert Merle den Lebensweg von Rudolf Höss (im Buch Rudolf Lang genannt), dem Lagerkommandanten von Auschwitz. Dabei stützt er sich auf Zeugenaussagen und Notizen, die Höss im Gefängnis zurückliess, bevor er 1947 hingerichtet wurde. Der gesamte erste Teil ist Höss' Kindheit gewidmet, seiner fatalen Erziehung durch den ultrakonservativen, vollkommen starrsinnigen Vater. Die Intention des Autors ist offenkundig: Er möchte die Gründe oder zumindest Erklärungen für Höss' Werdegang finden. Robert Merle versucht zu erahnen – ich sage absichtlich erahnen, nicht verstehen –, wie jemand dazu kommt, Kommandant in Auschwitz zu werden.

Meine Intention – ich sage absichtlich Intention, nicht Ambition – bei Heydrich liegt woanders. Ich werde nicht behaupten,

dass Heydrich verantwortlich für die Endlösung wurde, weil seine Schulkameraden ihn «die Ziege» nannten, als er zehn Jahre alt war. Ich glaube auch nicht, dass die Hänseleien, denen er ausgesetzt war, weil man ihn für einen Juden hielt, zwangsläufig als Erklärung wofür auch immer herhalten sollten. Ich erwähne diese Tatsachen nur, um seinem späteren Ruf einen ironischen Anstrich zu verleihen: «Die Ziege» wird zu dem Mann, den man angesichts seiner Machtbefugnisse als den «gefährlichsten Mann des Dritten Reiches» bezeichnet. Und der Jude Süß verwandelt sich in den Planmeister des Holocaust. Wer hätte so etwas ahnen können?

18

Ich stelle mir die Szene vor.

Reinhardt und sein Vater beugen sich über eine Europakarte, die sie auf dem grossen Tisch im Wohnzimmer ausgebreitet haben, und stecken Fähnchen um. Sie sind konzentriert bei der Sache, es sind unruhige Zeiten, die Lage ist äusserst ernst. Die glorreiche Armee von Wilhelm II. ist durch Meutereien geschwächt, aber auch die französische Armee leidet unter massenhafter Befehlsverweigerung. Und Russland wurde von der bolschewistischen Revolution quasi überrollt. Glücklicherweise ist Deutschland nicht das rückständige Russland. Die germanische Zivilisation ruht auf so soliden Pfeilern, dass die Kommunisten sie nie umstürzen könnten. Weder die Kommunisten noch die Franzosen. Und die Juden schon gar nicht. In Kiel, München, Hamburg, Bre-

men und Berlin wird man mit deutscher Disziplin die Zügel der Vernunft, der Macht und des Kriegsgeschehens wieder in die Hand nehmen.

Doch da geht die Tür auf. Elisabeth, die Mutter, unterbricht das Geschehen im Zimmer. Sie ist völlig ausser sich. Der Kaiser hat abgedankt. Die Republik wurde ausgerufen. Ein Sozialist wurde zum Reichskanzler ernannt. Man will den Waffenstillstand unterzeichnen.

Sprachlos vor Entsetzen und mit weit aufgerissenen Augen blickt Reinhardt seinen Vater fragend an. Der bringt nach schier endlosen Sekunden einen einzigen genuschelten Satz hervor: «Das ist nicht möglich.» Es ist der 9. November 1918.

19

Ich weiss nicht, warum Heydrichs Vater Bruno Antisemit war. Dafür weiss ich, dass man ihn für einen sehr witzigen Mann hielt. Er war offenbar ein lustiger Kerl, eine echte Stimmungskanone. Es hiess, seine Witze seien viel zu lustig für einen, der kein Jude war. Zumindest dieses Argument hätte man nicht gegen seinen Sohn verwenden können, der sich nie durch einen besonders grossen Sinn für Humor auszeichnete.

Deutschland hat verloren, und seitdem herrscht Chaos im Land. Immer mehr Menschen sind der Überzeugung, dass die Juden und Kommunisten das Land in den Ruin treiben. Der junge Heydrich wagt einen halbherzigen Vorstoss, so wie viele andere auch. Er tritt dem Freikorps bei, jener Miliz, die sich als Ersatz für die Armee betrachtet und alles bekämpft, was links von der extremen Rechten steht.

Die paramilitärischen Organisationen des Freikorps haben sich dem Kampf gegen den Bolschewismus verschrieben und wännen ihre Existenz durch die sozialdemokratische Regierung legitimiert. Mein Vater würde sagen, dass ihn das nicht im mindesten überrascht, weil die Sozialisten seiner Ansicht nach von jeher Betrüger gewesen sind. Es läge in ihrer Natur, sich mit dem Feind zu verbünden. Er hat immer haufenweise Beispiele parat. In diesem Fall würde er sich darauf berufen, dass ein Sozialist die Spartakusrevolution niederschlug und Rosa Luxemburg ermorden liess – von Freikorpsoffizieren.

Ich könnte mehr Einzelheiten zu Heydrichs Engagement in diesen Freikorpstruppen preisgeben, aber das erscheint mir unnötig. Es reicht zu wissen, dass er während seiner Zeit dort den «Truppen der technischen Nothilfe» angehörte. Ihre Aufgabe bestand darin, die Besetzung von Fabriken zu verhindern und das reibungslose Funktionieren der öffentlichen Betriebe im Falle eines Generalstreiks zu garantieren. Schon damals diese ausgeprägte Staatstreue!

Das Schöne an wahren historischen Ereignissen ist, dass man sich keine Gedanken über eine realistische Darstellungsweise zu machen braucht. Ich muss diese Lebensphase des jungen Heyd-

rich gar nicht gross ausschmücken. Zwischen 1919 und 1922 wohnt er immer noch bei seinen Eltern in Halle (Halle an der Saale, ich habe mich schlaugemacht). Während dieser Zeit erhalten die Freikorps immer mehr Zuwachs. Eines dieser Freikorps ist aus den ehemaligen «weissen Truppen» des Korvettenkapitäns Ehrhardt hervorgegangen. Erkennungszeichen der Marinebrigade Ehrhardt sind die Stahlhelme mit Hakenkreuz, ihr Kampflied lautet entsprechend *Hakenkreuz am Stahlhelm*. Damit ist auch schon ein Bühnenbild erschaffen, das jede noch so ausführliche Beschreibung um Längen übertrifft, finde ich.

21

Es herrscht Krisenstimmung, Deutschland wird von einer Welle der Arbeitslosigkeit überschwemmt, die Zeiten sind hart. Der kleine Heydrich träumte davon, Chemiker zu werden, seine Eltern hofften, einen Musiker aus ihm zu machen. Doch in Krisenzeiten stellt die Armee die sicherste Option dar. Heydrich ist fasziniert von den Entdeckungsfahrten des legendären Admirals von Luckner. Besagter Admiral ist ein Freund der Familie, der sich selbst den Beinamen «Seeteufel» verliehen hat – in dem gleichnamigen Bestseller über seine Heldentaten. Heydrich tritt in die Marine ein. An einem Morgen im Jahr 1922 stellt sich der grossgewachsene junge blonde Mann bei einer Offiziersschule in Kiel vor. In der Hand hält er einen schwarzen Geigenkasten, den ihm sein Vater geschenkt hat.

22

Auf dem deutschen Marinekreuzer *Berlin* ist Admiralstabs-Offizier Wilhelm Canaris Erster Offizier. Canaris ist ein Held des Ersten Weltkriegs, ehemaliger Geheimagent und zukünftiger Chef der Spionageabwehr der Wehrmacht. Seine Frau spielt Violine und veranstaltet jeden Sonntag einen Musikabend in ihrem Haus. Im Streichquartett ist ein Platz frei geworden. Der junge Heydrich, der auf der *Berlin* angeheuert hat, erhält das Angebot, das Orchester zu vervollständigen. Er spielt offenbar gut, und seine Gastgeber schätzen – im Gegensatz zu seinen Kameraden – seine Gesellschaft. Er wird Stammgast bei Frau Canaris' Musikabenden und lauscht dort den Erzählungen seines Vorgesetzten, die ihn schwer beeindrucken. «Spionage!», denkt er und träumt vor sich hin.

23

Heydrich ist ein schneidiger Offizier der Kriegsmarine und ein furchterregender Fechter. Sein Ruf als Draufgänger bei sportlichen Wettkämpfen hat ihm den Respekt seiner Kameraden verschafft, wenn auch nicht deren Freundschaft.

In Dresden findet in jenem Jahr ein Wettkampf für deutsche Offiziere statt. Heydrich tritt am Säbel an, der brutalsten Waffe überhaupt, seiner Spezialität. Im Gegensatz zum Florett, bei dem nur die Spitze zum Stoss eingesetzt wird, geht man beim Säbel mit der Schneide auf Hieb und Stoss, und die wie Peitschenschläge ausgeführten Hiebe sind unvergleichlich gewalttätiger.

Der Körpereinsatz der Säbelkämpfer ist ebenfalls spektakulärer. All das kommt dem jungen Heydrich sehr zupass. An jenem Tag gerät er jedoch schon in der ersten Runde in arge Bedrängnis. Wer ist sein Gegner? Meine Recherchen haben diesbezüglich nichts ergeben. Ich stelle mir einen Linkshänder in Quart-Position vor; er ist wendig, gewieft und dunkelhaarig, wahrscheinlich kein Jude, das wäre wohl zu viel des Guten. Ein Spieler, der sich nicht beeindrucken lässt; er weicht aus, entzieht sich dem Kampf und reiht eine Körperfinte an die nächste, wobei jede für sich eine kleine Provokation darstellt. Trotzdem gilt Heydrich weithin als Favorit. Doch er wird immer gereizter, seine Hiebe verfehlen den Gegner und verlieren sich in der Luft, immerhin gelingt es ihm, in der Wertung wieder aufzuholen. Doch beim letzten Hieb tappt er in die offene Falle, er macht einen zu gewagten Vorstoss, sein Gegner pariert und startet einen Gegenangriff, bei dem er Heydrich am Kopf touchiert. Heydrich spürt, wie die Klinge des Gegners auf seinen Helm knallt. Er ist erledigt – in der ersten Runde. Vor lauter Wut zertrümmert er seinen Säbel auf dem Boden. Die Kampfrichter erteilen ihm eine Verwarnung.

24

Der 1. Mai ist in Frankreich ebenso wie in Deutschland der Tag der Arbeit. Sein Ursprung geht auf den lange zurückliegenden Beschluss der Zweiten Internationale zurück, an diesem Tag des grossen Arbeiterstreiks vom 1. Mai 1886 in Chicago zu gedenken.

Doch an diesem Datum jährt sich auch ein Ereignis, dessen Bedeutung nicht auf der Stelle erkannt werden konnte und dessen Konsequenzen nicht absehbar waren. Es steht selbstverständlich nicht zur Debatte, diesen Jahrestag in irgendeinem Land zu feiern: Am 1. Mai 1925 schuf Hitler ein Elitekorps, das ursprünglich seinem eigenen Schutz dienen sollte. Diese Garde setzte sich aus übertrainierten Fanatikern zusammen, die äusserst strikten Rassekriterien entsprachen. Es handelte sich um die Schutzstaffel, die SS.

1929 verwandelte sich die Spezialgarde in eine richtige Miliz, eine paramilitärische Organisation, die Himmler unterstand. Nach der Machtübernahme 1933 erklärte er bei einer Ansprache in München, jeder Staat brauche eine Elite. Die Elite des nationalsozialistischen Staates sei die SS. In ihr würden sich auf der Grundlage rassistischer Auslese – entsprechend den Anforderungen der Gegenwart – die deutsche Militärtradition, die deutsche Würde und Erhabenheit sowie die industrielle Leistungsfähigkeit der Deutschen verewigen.

25

Ich habe mir immer noch nicht das Buch besorgt, das Heydrichs Frau nach dem Krieg geschrieben hat: *Leben mit einem Kriegsverbrecher*. Das Werk wurde noch nie übersetzt, weder ins Französische noch ins Englische. Ich schätze, dieses Buch könnte eine ergiebige Informationsquelle für mich sein, aber es gelingt mir einfach nicht, es mir zu beschaffen.

Anscheinend ist das Buch äusserst selten, sein Preis liegt im Internet zwischen 350 und 700 Euro. Ich nehme an, dass die deutschen Neonazis aufgrund ihrer Faszination für Heydrich, einen Nazi, wie sie ihn sich selbst nicht perfekter hätten ausmalen können, für diesen exorbitanten Preis verantwortlich sind. Einmal habe ich ein Exemplar für 250 Euro gefunden und wollte die Verrücktheit begehen, es mir zu bestellen. Die deutsche Buchhandlung, die das Buch zum Verkauf anbot, akzeptierte allerdings keine Kartenzahlung, was sich schliesslich als Segen für meinen Geldbeutel erwies. Um dieses kostspielige Exemplar zu bekommen, hätte ich meiner Bank den Auftrag für eine Überweisung auf ein deutsches Konto erteilen müssen. Zu diesem Zweck nannte man mir eine endlose Folge aus Zahlen und Buchstaben; die Transaktion konnte aber nicht direkt übers Internet stattfinden, ich hätte mich persönlich zu meiner Bank begeben müssen. Diese komplizierte Methode hätte wohl jeden normalen Menschen abgeschreckt, jedenfalls brachte sie mich letztlich davon ab, das Vorhaben weiterzuverfolgen. Abgesehen davon entsprechen meine Deutschkenntnisse dem Niveau eines Fünftklässlers (obwohl ich in der Schule acht Jahre lang Deutsch hatte), sodass die Investition sowieso von fragwürdigem Nutzen gewesen wäre.

Ich muss also ohne dieses wichtige Werk auskommen. Jedenfalls bin ich jetzt an dem Stadium der Geschichte angelangt, an dem ich von der Begegnung zwischen Heydrich und seiner Frau erzählen sollte. Zweifellos wäre mir das seltene und kostspielige Buch an keiner Stelle so hilfreich gewesen wie an dieser.

Wenn ich sage: «erzählen sollte», will ich damit natürlich nicht sagen, dass es absolut notwendig ist, von ihrer ersten Begegnung

zu berichten. Ich könnte die gesamte Operation «Anthropoid» sehr gut erzählen, ohne ein einziges Mal den Namen Lina Heydrich zu erwähnen. Doch wenn ich die Figur des Heydrich lebendig darstellen will, und ich scheine ganz versessen darauf zu sein, finde ich es schwierig, die Rolle seiner Ehefrau während seines rasanten Aufstiegs in Nazideutschland einfach unter den Teppich zu kehren.

Zugleich bin ich dankbar dafür, um die romantische Version ihrer Zweisamkeit herumzukommen, die Frau Heydrich in ihren Memoiren sicherlich zum Besten gibt. So laufe ich nicht Gefahr, eine Szene wie aus einem Kitschroman einzufügen. Nicht, dass ich mich weigern würde, auch die menschlichen Aspekte eines Wesens wie Heydrich zu betrachten. Ich gehöre nicht zu denjenigen, die über den Film *Der Untergang* empört waren, weil dort (unter anderem) ein Hitler zu sehen ist, der seinen Sekretärinnen gegenüber freundlich ist und seinen Hund liebevoll behandelt. Ich nehme einfach an, dass Hitler von Zeit zu Zeit liebenswürdig sein konnte. Ich bezweifle auch nicht, dass Heydrich sich aufrichtig in seine zukünftige Frau verliebte, als er sie kennenlernte, zumindest schliesse ich das aus den Faksimiles seiner Briefe an sie. Sie war damals eine junge Frau mit strahlendem Lächeln, die man durchaus als hübsch bezeichnen konnte, und noch weit entfernt von der Rabenmutter mit gestrengem Gesicht, die sie einmal werden sollte.

Ein Biograph schildert ihre erste Begegnung mit Heydrich und verlässt sich dabei ganz auf Linas Erinnerungen – was dabei herauskommt, ist purer Kitsch: Lina ist auf einer Tanzveranstaltung und langweilt sich, weil zu wenig junge Herren anwesend sind. Sie befürchtet schon, dass der ganze Abend ein Reinfall wird, da

werden sie und ihre Freundin von einem schwarzhaarigen Offizier angesprochen. Der Offizier ist in Begleitung eines schüchternen blonden jungen Mannes, der sich Hals über Kopf in Lina verliebt. Zwei Tage später folgt ein Rendezvous im Kieler Hohenzollernpark (sehr hübsch, ich habe Fotos davon gesehen) mit romantischem Spaziergang am See entlang. Am nächsten Tag ein Theaterbesuch, gefolgt von einem Schäferstündchen in einem gemieteten Zimmer, zumindest nehme ich an, dass sie dort miteinander geschlafen haben, auch wenn der Biograph diesbezüglich äusserst diskret bleibt: Die offizielle Version besagt, dass Heydrich in seiner schönsten Uniform aufkreuzt und sich beide nach dem Theaterbesuch noch ein Gläschen genehmigen. Schweigsam sitzen sie bei einem Glas Wein beisammen, als Heydrich Lina aus heiterem Himmel fragt: «Fräulein von Osten, wollen Sie meine Frau werden?» Verblüfft antwortet Lina: «Mein Gott, Herr Heydrich, Sie kennen ja überhaupt nicht meine Eltern, wissen nichts vom Beruf meines Vaters. Sie sind Seeoffizier und haben Ihr Reglement, Ihre Heiratsvorschriften.» An einer anderen Stelle habe ich gelesen, dass Lina zuvor den Schlüssel für ein Zimmer abgeholt hatte, und daraus geschlossen, dass sie an diesem Abend – entweder vor oder nach Heydrichs Heiratsantrag – den Liebesakt vollzogen. Wie sich später herausstellt, entstammt Lina von Osten einer (ein wenig deklassierten) Aristokratenfamilie und ist somit eine sehr gute Partie. Also wird geheiratet.

Diese Geschichte bringt mich auf eine andere. Ich hatte schon keine Lust, die Szene auf der Tanzveranstaltung genauer zu beschreiben, das gilt erst recht für den Spaziergang durch den Park. Es wäre besser, keine weiteren Details zu kennen, damit ich gar nicht erst in Versuchung komme, sie zu erzählen. Wenn ich über

Einzelheiten stolpere, mit deren Hilfe ich eine ganze Szene aus Heydrichs Leben minutiös nachbilden kann, fällt es mir oft schwer, dieser Versuchung zu widerstehen, selbst wenn die Szene an sich keine besondere Bedeutung hat. Ich nehme an, dass Linas Memoiren mit Geschichten dieser Art gespickt sind.

Letzten Endes werde ich wohl auf das völlig überteuerte Buch verzichten können.

Trotzdem hat etwas an der Geschichte des Kennenlernens der beiden Turteltäubchen mein Interesse geweckt: Der dunkelhaarige Offizier, der Heydrich begleitete, hiess von Manstein. Zunächst habe ich mich gefragt, ob es sich um den Manstein handelt, der während des Frankreich-Feldzugs die Ardennenoffensive auskügelte und später Generalfeldmarschall an der russischen Front war – in Leningrad, Stalingrad und Kursk. Selbiger Manstein leitete 1943 das «Unternehmen Zitadelle», mit dem die Wehrmacht einem bevorstehenden Grossangriff der Roten Armee zuvorkommen wollte. 1941 gab Manstein eine Erklärung ab, mit der er die Arbeit von Heydrichs Einsatzgruppen an der russischen Front rechtfertigte: «Für die Notwendigkeit der harten Sühne am Judentum, dem geistigen Träger des bolschewistischen Terrors, muss der Soldat Verständnis aufbringen. Sie ist auch notwendig, um alle Erhebungen, die meist von Juden angezettelt werden, im Keime zu ersticken.»

Manstein starb 1973, was bedeutet, dass ich ein Jahr lang auf demselben Planeten gelebt habe wie er. Um ehrlich zu sein, ist die Übereinstimmung unwahrscheinlich; der dunkelhaarige Offizier wird als junger Mann beschrieben, während Manstein 1930 schon dreiundvierzig Jahre alt war.

Vielleicht handelte es sich um jemanden aus seiner Familie, einen Neffen oder Cousin zweiten Grades.

Die junge Lina war, soweit man weiss, bereits mit achtzehn überzeugte Nationalsozialistin. Sie behauptet, Heydrich bekehrt zu haben. Einige Indizien deuten darauf hin, dass sie die Wahrheit sagt, allerdings stand Heydrich schon vor 1930 politisch deutlich weiter rechts als der durchschnittliche Soldat und fühlte sich vom Nationalsozialismus stark angezogen. Aber natürlich hat die Version von der «Frau hinter den Kulissen» etwas Verführerischeres...

26

Zweifellos ist es gewagt, den Moment bestimmen zu wollen, an dem der Lebensweg eines Menschen ins Wanken gerät. Ich weiss nicht einmal, ob solche Momente überhaupt existieren. In seinem Buch *Adolf H. Zwei Leben* geht Eric-Emmanuel Schmitt von der Überlegung aus, Hitler hätte die Aufnahmeprüfung an der Wiener Kunstakademie bestanden. Damit ändern sich schlagartig sein Schicksal und das der Welt: Hitler jagt jedem Abenteuer nach, mutiert zur Sexbestie, heiratet eine Jüdin, mit der er zwei oder drei Kinder bekommt, schliesst sich den Pariser Surrealisten an und wird ein berühmter Maler. Deutschland gibt sich mit einem kleinen Krieg gegen Polen zufrieden, und das war's. Kein Weltkrieg, kein Genozid und ein Hitler, der sich radikal von seiner wirklichen Person unterscheidet.

Aber lassen wir einmal alle fiktionalen Gedankenspiele aussen vor; ich bezweifle, dass das Schicksal einer Nation und erst recht

das der ganzen Welt jemals von einem einzigen Menschen abhängt. Gleichzeitig muss ich einräumen, dass eine derart unheilvolle Gestalt wie Hitler wohl kaum ein Äquivalent gefunden hätte. Und es ist durchaus wahrscheinlich, dass die Aufnahmeprüfung für die Kunsthochschule von entscheidender Bedeutung für seinen individuellen Werdegang war, denn nach diesem Misserfolg zog Hitler als Bettler durch München und entwickelte einen tiefsitzenden, verhängnisvollen Groll gegenüber der Gesellschaft.

Müsste man einen solchen entscheidenden Augenblick in Heydrichs Leben bestimmen, so wäre dieser ohne Zweifel an jenem Tag im Jahr 1931 anzusiedeln, an dem er ein Mädchen mit zu sich nach Hause nahm, das, wie er glaubte, einfach nur eine weitere Eroberung war. Ohne dieses Mädchen wäre alles anders verlaufen, für Heydrich, Gabčík, Kubis und Valčík sowie für Tausende Tschechen und vielleicht auch für Hunderttausende Juden. Ich werde nicht so weit gehen, ernsthaft anzunehmen, dass die Juden ohne Heydrich verschont geblieben wären. Doch die unheimliche Effizienz, die er während seiner gesamten Karriere bei den Nazis an den Tag legte, lässt vermuten, dass Hitler und Himmler ohne ihn ziemlich aufgeschmissen gewesen wären.

1931 ist Heydrich Oberleutnant zur See, ihm steht eine vielversprechende Karriere beim Militär bevor. Er ist mit einer jungen Aristokratin verlobt und steht auf der Sonnenseite des Lebens. Doch Heydrich ist auch ein unverbesserlicher Schwerenöter, der eine Frau nach der anderen erobert und im Bordell Stammgast ist. Eines Abends nimmt er ein junges Mädchen mit zu sich nach Hause, das er auf einem Tanzabend in Potsdam kennengelernt hat. Sie ist extra nach Kiel gekommen, um ihn zu besuchen. Ich weiss

nicht genau, ob die junge Frau schwanger wurde, jedenfalls bestanden ihre Eltern auf einer Eheschliessung als Wiedergutmachung. Heydrich wollte dem nicht Folge leisten, weil er bereits mit Lina von Osten verlobt war, deren Stammbaum ihm offenbar mehr zusagte; abgesehen davon schien er aufrichtig in Lina verliebt gewesen zu sein und nicht in das andere Mädchen. Unglücklicherweise war der Vater besagten Mädchens ein Freund von keinem Geringeren als Admiral Raeder, dem Chef der Marineleitung und Oberbefehlshaber der Kriegsmarine. Es gab einen Riesenskandal. Heydrich verstrickte sich in ungläubwürdige Erklärungen, mit denen sich zwar seine Verlobte zufriedengab, nicht jedoch das Militär. Er musste vor einen Ehrenrat der Marine treten, der Heydrichs Verhalten als ehrenwidrig ansah und ihn aus der Marine ausschloss.

1931, auf dem Höhepunkt der Wirtschaftskrise, die Deutschland in die Knie zwingt, findet sich der junge Offizier, dem eine grossartige Karriere bevorstand, ohne Arbeit wieder. Er ist nur noch einer von fünf Millionen Arbeitslosen.

Zu seinem Glück hat ihn seine Verlobte nicht verlassen. Als eingefleischte Antisemitin drängt sie Heydrich dazu, Kontakt zu einem Nazi aufzunehmen, der einen hohen Posten in der immer bekannter werdenden neuen Eliteorganisation bekleidet – der SS.

Wurde am 30. April 1931, dem Tag, an dem Heydrich unehrenhaft aus der Marine entlassen wurde, neben seinem eigenen auch das Schicksal seiner zukünftigen Opfer besiegelt? Man kann sich dessen nicht vollkommen sicher sein, denn schon seit den Wahlen von 1930 hatte Heydrich verkündet: «Nun wird Hinden-

burg wohl nichts anderes übrigbleiben, als Adolf Hitler zum Reichskanzler zu ernennen. Dann hat unsere Stunde geschlagen.» Abgesehen von der Tatsache, dass er sich bei Hitlers Ernennung um drei Jahre verschätzte, ist deutlich zu erkennen, welche politischen Ansichten Heydrich seit 1930 vertrat. Man darf also annehmen, dass er auch als Marineoffizier eine ansehnliche Karriere bei den Nazis gemacht hätte. Aber vielleicht wäre sie nicht ganz so monströs ausgefallen.

27

Heydrich überbrückt die Zeit bei seinen Eltern und heult sich bei ihnen tagelang aus wie ein kleines Kind.

Dann tritt er in die SS ein. Doch 1931 verdient man als kleines Licht in der SS noch nicht genug, um sich über Wasser zu halten. Die Arbeit ist beinahe ehrenamtlich, wenn man so sagen will. Immerhin bietet sie die Chance, in der Hierarchie aufzusteigen.

28

Dieses Treffen hätte durchaus etwas Komisches, wäre es nicht der Anstoss für den Tod mehrerer Millionen Menschen gewesen. Auf der einen Seite der grosse Blonde in schwarzer Uniform mit Pferdegessicht, hoher Krächzstimme und sorgfältig gewichsten Stiefeln. Auf der anderen Seite ein kleiner bebrillter schnurrbärtiger

Hamster mit Haaren in dunklem Kastanienbraun, dessen Gesamterscheinung so gar nicht arisch ist. In dem lächerlichen Bemühen, seinem Führer Adolf Hitler durch den Schnurrbart zu gleichen, versucht Heinrich Himmler, seine physisch zunächst nicht erkennbare Verbindung zum Nationalsozialismus wertzumachen, von den unterschiedlichen Uniformen, die ihm bereits zur Verfügung stehen, einmal abgesehen.

Entgegen jeder Rassenlogik hat der Hamster das Sagen. Himmlers Position innerhalb der Partei, die im Begriff ist, bei den Wahlen den Sieg davonzutragen, ist bereits sehr gefestigt. Der grosse blonde Heydrich ist daher bemüht, gegenüber dieser kuriosen kleinen Erscheinung mit Nagergesicht, aber wachsendem Einfluss, ein respektvolles und zugleich selbstsicheres Auftreten an den Tag zu legen. Es ist das erste Mal, dass er Himmler trifft, den Chef des Korps, dem er angehört. In seiner Funktion als SS-Offizier bewirbt sich Heydrich – dank der Empfehlung eines Freundes seiner Mutter – um die Leitung des Nachrichtendienstes, den Himmler innerhalb seiner Organisation einzurichten gedenkt. Himmler zögert noch. Es gibt einen weiteren Kandidaten, den er bevorzugt. Er weiss nicht, dass dieser Anwärter ein Agent der Republik ist, der sich in den Nazi-Apparat einschleichen will. Er ist so überzeugt davon, dass dieser Mann seinen Zwecken dienlich sein wird, dass er das Gespräch mit Heydrich eigentlich auf unbestimmte Zeit verschieben wollte. Doch als Lina davon Wind bekam, setzte sie ihren Mann in den nächsten Zug nach München, damit er den ehemaligen Hühnerzüchter und künftigen Reichsführer Himmler – den Hitler kurze Zeit später nur noch «meinen treuen Heinrich» nennen wird – unverzüglich in dessen Haus aufsuche.

Heydrich hat das Treffen also erzwungen und sich Himmler aufgedrängt, der nicht gerade bester Laune ist. Wenn Heydrich nicht ewig beim Kieler Yacht-Club als Trainer für betuchte Hobbysegler arbeiten möchte, sollte er so schnell wie möglich einen guten Eindruck machen.

Doch Heydrich hat auch einen Trumpf im Ärmel: Himmlers sagenhafte Inkompetenz auf dem Gebiet der Nachrichtendienste.

Heydrich war als «technischer Nachrichtenoffizier» für den Funk ausgebildet worden und hatte mit nachrichtendienstlicher Tätigkeit nie etwas zu tun gehabt. Himmler weiss jedoch nicht zwischen einem Nachrichtenoffizier und einem Nachrichtendienstoffizier zu unterscheiden, und so führte sein chronisches Unwissen über das Militär im Allgemeinen dazu, dass Heydrich als ehemaliger Nachrichtenoffizier heute überhaupt vor ihm sitzt. Heydrich hat so gut wie keine Ahnung vom Nachrichtendienst. Und Himmler verlangt von ihm nicht mehr und nicht weniger, als dass er einen Spionagedienst innerhalb der SS aufbaut – als Konkurrenz zum bereits bestehenden Geheimdienst des Heeres, der Abwehr von Admiral Canaris, Heydrichs ehemaligem Gönner bei der Marine. Und wo Heydrich schon einmal da ist, verlangt Himmler, dass er seine Vorstellungen vom Aufbau eines Nachrichtendienstes grob skizziert. «Sie haben zwanzig Minuten.»

Heydrich möchte nicht sein Leben lang Segellehrer bleiben. Also konzentriert er sich und kramt sein gesamtes Wissen über die Materie hervor. Dieses beschränkt sich hauptsächlich auf das, was er von den zahlreichen englischen Spionageromanen, die er seit Jahren verschlingt, im Kopf behalten hat. Doch daran soll es nicht

scheitern! Heydrich hat begriffen, dass Himmler noch weniger Ahnung hat als er selbst, also beschliesst er, zu bluffen. Er zeichnet ein paar Diagramme und wirft mit so vielen militärischen Fachbegriffen wie möglich um sich. Es klappt. Himmler ist beeindruckt. Er vergisst seinen zweiten Kandidaten, den Doppelagenten aus Weimar, und engagiert den jungen Mann für ein Gehalt von 1'800 Reichsmark pro Monat, das Sechsfache von Heydrichs bisherigem durchschnittlichem Lohn seit seinem Ausschluss aus der Marine. Heydrich wird sich in München niederlassen. Die Grundsteine des düsteren SD sind gelegt.

29

SD: Sicherheitsdienst. Die am wenigsten bekannte und schlimmste unter den Nazi-Organisationen, einschliesslich der Gestapo. Anfangs nur eine kleine Schreibstube mit begrenzten Mitteln: Heydrich sortiert seine ersten Karteien in Schuhkartons und verfügt über ein halbes Dutzend Agenten. Den Geist des Nachrichtendienstes jedoch hat er schon voll und ganz verinnerlicht: alles wissen, über alles und jeden. Ohne Ausnahme. In dem Masse, in dem der SD sein Netz ausweitet, entdeckt Heydrich seine aussergewöhnliche Begabung für Bürokratie, die Königsdisziplin für die Leitung eines gut funktionierenden Spionagenetzwerks. Seine Devise lautet fortan: Karteikarten! Karteikarten! Und noch mehr Karteikarten! In allen Farben. Für jeden Einsatzbereich. Heydrich hat Blut geleckt. Information, Manipulation, Bestechung und Spionage werden seine Drogen.

Dazu gesellt sich ein leicht kindischer Grössenwahn. Als Heyd-

rich mitbekommt, dass sich der Chef des englischen Geheimdienstes M nennen lässt (ja, wie in *James Bond*), beschliesst er, sich ganz nüchtern H nennen zu lassen. Es ist sozusagen sein erstes wirkliches Alias vor der Ara seiner Beinamen, die man ihm in Kürze verpassen wird: «der Henker», «der Schlächter», «die blonde Bestie» und «der Mann mit dem eisernen Herzen» – letzteren hat sich Hitler höchstpersönlich für ihn ausgedacht.

Ich glaube nicht, dass sich die Bezeichnung H bei seinen Mitstreitern durchgesetzt hat (sie bevorzugten die vielsagendere Bezeichnung «die blonde Bestie»). Die Vielzahl eminenter H, die in der Hierarchie über ihm standen, hätte zweifellos zu unglücklichen Verwechslungen geführt: Heydrich, Himmler, Hitler ... wahrscheinlich verzichtete Heydrich letztlich vorsichtshalber auf diese Albernheit. Wobei *H wie Holocaust* ein wunderbar reisserischer Titel für seine Biographie gewesen wäre.

30

Natacha blättert gedankenverloren in einer Ausgabe des *Magazine littéraire*, die sie mir liebenswürdigerweise geschenkt hat. Sie bleibt bei der Besprechung eines Buches hängen, das dem Leben von Johann Sebastian Bach gewidmet ist. Der Artikel beginnt mit einem Zitat des Autors, das Natacha mir lächelnd vorliest: «Welcher Biograph träumt nicht davon, mit Bestimmtheit sagen zu können: Jesus von Nazareth hatte die Angewohnheit, beim Nachdenken die linke Augenbraue hochzuziehen?»

Im ersten Moment wird mir die Bedeutung dieses Satzes nicht richtig bewusst, und ich mache innerlich meiner tiefsitzenden Abneigung gegen realistische Romane Luft: Pfui Teufel! Dann bitte ich Natacha, mir die Zeitschrift zu reichen, und lese das Zitat noch einmal. Ich muss zugeben, dass ich tatsächlich gerne derartige Details über Heydrich kennen würde. Lachend ruft Natacha: «Ja, ich kann mir nur allzu gut vorstellen, wie du schreibst: ‚Heydrich besass die Angewohnheit, beim Nachdenken die linke Augenbraue hochzuziehen!‘»

31

Für Sympathisanten des Dritten Reiches verkörperte Heydrich stets den Arier schlechthin, weil er gross und blond war und feine Gesichtszüge besass. Die wohlmeinenden Biographen beschreiben ihn im Allgemeinen als hübschen jungen Mann und charmanteren Verführer. Wären sie ehrlich oder vom leicht anröchigen Nervenkitzel des Nationalsozialismus nicht völlig verblendet gewesen, hätten sie bei genauerer Betrachtung von Heydrichs Fotos erkannt, dass er nicht nur alles andere als ein modischer Überflieger war, sondern zudem gewisse Züge besass, die mit den Kriterien für ein arisches Ausseres nicht im mindesten übereinstimmten: volle Lippen, die zugegebenermassen nicht einer gewissen Sinnlichkeit entbehren, aber fast schon negroid wirken, dazu eine lange Habichtsnase, die durchaus als Zinken durchgegangen wäre, hätte sie ein Jude im Gesicht gehabt. Wenn man dann noch Heydrichs

grosse Segelohren und das langgezogene Gesicht betrachtet, über dessen pferdeartigen Charakter sich alle einig sind, erhält man ein Resultat, das nicht unbedingt hässlich, aber weit von den Massstäben der Rassenlehre Gobineaus entfernt ist.

32

Die Heydrichs haben vor kurzem eine hübsche Wohnung in München bezogen, die Lina gut gefällt (ich gebe zu, ich habe mir letzten Endes doch ihr Buch gekauft und es mir auszugsweise von einer jungen russischen Studentin übersetzen lassen, die in Deutschland aufgewachsen ist. Ich hätte sicher auch eine deutsche Studentin gefunden, aber so, wie es ist, ist es gut). Sie haben sich in Unkosten gestürzt, um ihre Gäste fürstlich zu bewirten. Heute Abend empfangen sie Himmler und einen weiteren bedeutenden Gast zum Abendessen: Ernst Röhm höchstpersönlich, den Chef der SA. Äusserlich ähnelt er einem Schwein: dicker Bauch, Riesenschädel, kleine, innen liegende Augen, ein Stiernacken, um den sich ein Ring aus Speck schlängelt, dazu eine verstümmelte, schnauzenartige Stulpnase – sein Andenken an 14-18. Er benimmt sich auch wie ein Schwein und ist stolz auf seine Soldatenmanieren. Doch er ist das Oberhaupt einer paramilitärischen Kampftruppe, bestehend aus über 400'000 Braunhemden, und mit Hitler angeblich per du. In den Augen der Heydrichs also ein durchaus prestigeträchtiger Kontakt. Und tatsächlich verbringen sie einen höchst geselligen Abend miteinander. Es wird viel gelacht. Nach einem guten Essen, das die Frau des Hauses gezaubert hat, möch-

ten die Herren bei einem Digestif rauchen. Lina bringt ihnen Streichhölzer und verschwindet dann im Keller, um einen Cognac für die Herren zu holen. Plötzlich hört sie eine Detonation. Sie eilt die Stufen hinauf und begreift: Vor lauter Eifer, ihre hohen Gäste zufriedenzustellen, hat sie die normalen Streichhölzer mit den Knallstreichhölzern von Silvester verwechselt. Alle brechen in schallendes Gelächter aus. Fehlen nur noch die aufgezeichneten Lacher.

33

Gregor Strasser ist ein langjähriger Weggefährte von Hitler, Gründungsmitglied der NSDAP und Leiter der *Berliner Arbeiterzeitung*, die er 1925 nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis gründete. Sein Prestige und seine Position sind zweifellos eine Erklärung dafür, warum man sich in gewissen Angelegenheiten an ihn wendet. Eine solche Angelegenheit, die nicht einfach von der lokalen Zweigstelle der Partei geregelt werden konnte, war die folgende: 1932 ist es nicht ungefährlich, einen höheren SS-Offizier in Frage zu stellen, nicht einmal für einen ranghohen Nazifunktionär, und der zunehmende Einfluss des schwarzen Ordens gemahnt zur Vorsicht. Daher entschliesst sich der Gauleiter von Halle-Merseburg, der von seinen Beratern in Alarmbereitschaft versetzt wurde, ein delikates Dokument an Strasser weiterzuleiten. In der alten Ausgabe einer Musikenzyklopädie hatte man folgenden Eintrag gefunden: «Heydrich, Bruno, mit wirklichem Namen Süß.»

Somit wäre Himmlers neuer Schützling der Sohn eines Juden! Gregor Strasser will beweisen, dass man noch auf ihn zählen kann, und beraumt eine Untersuchung an. Will er sich den Wolfspelz eines jungen Aufsteigers als Trophäe beschaffen? Will er seinen Stern wieder zum Leuchten bringen, der innerhalb seiner eigenen Partei zu verblassen droht? Oder befürchtet er tatsächlich, das «jüdische Geschwür» könnte sich in den Nazi-Apparat einschleusen? Jedenfalls schickt er einen Bericht nach München, der auf Himmlers Schreibtisch landet.

Himmler ist konsterniert. Er hat bereits die Gelegenheit genutzt, die Verdienste seines neuen Rekruten gegenüber dem Führer herauszustellen, und bangt um seine eigene Glaubwürdigkeit, sollte sich die Anschuldigung als begründet erweisen. Aufmerksam verfolgt er die Untersuchung der Partei. Die Zweifel hinsichtlich der väterlichen Linie werden schnell fallengelassen: Süß ist der Name des zweiten Ehemannes von Heydrichs Grossmutter, mit dem er nicht verwandt ist. Abgesehen davon war der Mann trotz seines Nachnamens kein Jude. Stattdessen lässt die Untersuchung zwischenzeitlich Zweifel an der Reinheit der mütterlichen Seite aufkommen. Aus Mangel an Beweisen wird Heydrich schliesslich offiziell entlastet. Doch Himmler fragt sich trotzdem, ob es nicht besser wäre, ihn loszuwerden. Er weiss, dass Heydrich diesem Gerücht immer ausgesetzt sein wird. Auf der anderen Seite hat sich der junge Mann durch seine Aktivitäten bei der SS als äusserst vielversprechend, vielleicht sogar als unabkömmlich erwiesen. In seiner Unentschlossenheit beschliesst Himmler, diesbezüglich auf die Weisheit seines Führers persönlich zu vertrauen.

Hitler zitiert Heydrich zu sich und unterhält sich mit ihm ausgiebig unter vier Augen. Was Heydrich ihm gesagt hat, weiss ich nicht, aber nach diesem Treffen steht Hitlers Meinung fest. Er erklärt Himmler: «Dieser Heydrich ist ein sehr gefährlicher Mann, dessen Gaben man der Bewegung erhalten muss. Solche Leute kann man nur arbeiten lassen, wenn man sie fest in der Hand behält. Dazu eignet sich seine nichtarische Abstammung ausgezeichnet. Er wird uns ewig dankbar sein, dass wir ihn behalten, und wird blindlings gehorchen.» Himmler ist ein wenig beunruhigt, einen Mann unter sich zu haben, der beim Führer eine derartige Bewunderung auslöst, pflichtet ihm aber trotzdem bei, weil es nicht zu seinen Gewohnheiten gehört, die Ansichten seines Führers anzuzweifeln.

Heydrich hat seinen Kopf also aus der Schlinge gezogen. Doch er musste den Albtraum seiner Kindheit ein weiteres Mal durchleben. Welches merkwürdige Schicksal ist dafür verantwortlich, dass man ihm vorwirft, Jude zu sein, ausgerechnet ihm, der die Reinheit der arischen Rasse wie kein Zweiter verkörpert? Sein Hass auf dieses verfluchte Volk wächst. Und den Namen Gregor Strasser wird er sich merken.

34

Irgendwann zu dieser Zeit beschliesst Heydrich, eine kleine Änderung an seinem Vornamen vorzunehmen. Er streicht das t am Ende, und aus Reinhardt wird Reinhard.

Ich habe Blödsinn geschrieben. Zum einen hatte ich mir etwas Falsches gemerkt, zum anderen hat sich meine Phantasie dazwischengemogelt. Der Chef des englischen Geheimdienstes nannte sich zu jener Zeit «C» und nicht «M» wie 'm *James Bond*. Heydrich liess sich ebenfalls «C» nennen und nicht «H». Und es ist nicht einmal sicher, dass er den Engländer damit nachahmen wollte; wahrscheinlich stand das Initial einfach nur für *Chef*.

Dafür bin ich beim Überprüfen meiner Quellen auf eine vertrauliche Mitteilung gestossen. Wem gegenüber Heydrich sie äusserte, weiss ich nicht, doch sie zeigt, dass er eine ausgesprochen klare Vorstellung von seiner Funktion hatte: In einem modernen totalitären Regierungssystem kenne das Prinzip der Staatssicherheit keine Grenzen. Die Verantwortlichen müssten danach streben, eine nahezu uneingeschränkte Macht zu erlangen.

Man kann Heydrich eine ganze Menge vorwerfen, aber nicht, seine Versprechen nicht gehalten zu haben.

Der 20. April 1934 ist ein folgenschwerer Tag in der Geschichte des schwarzen Ordens: Göring übergibt die Leitung der Gestapo, die er erschaffen hat, an die beiden Chefs der SS. Himmler und Heydrich beziehen die prachtvollen Büros in der Prinz-Albrecht-Strasse in Berlin. Heydrich sucht sich ein Büro aus. Richtet sich

ein. Nimmt am Schreibtisch Platz. Beginnt unverzüglich mit der Arbeit. Ergreift seine Schreibfeder. Und beginnt, Listen zu erstellen.

Göring hat die Leitung seiner Geheimpolizei, die schon jetzt ein Kleinod innerhalb des Naziregimes darstellt, keineswegs frohen Herzens abgegeben. Doch er muss diesen Preis zahlen, um sich Himmlers Unterstützung gegen Röhm zu sichern: Der kleinbürgerliche SS-Mann beunruhigt ihn weniger als der sozialistische Aufwiegler der SA. Röhm verkündet gern, dass die nationalsozialistische Revolution noch nicht zu Ende sei. Göring sieht das anders: Sie haben die Macht bekommen, ihre einzige Aufgabe besteht jetzt darin, sie zu behalten. Sicher ist jedenfalls, dass sich Heydrich auf seine Seite stellen wird, auch wenn Röhm der Patenonkel seines Sohns ist.

37

Ganz Berlin brodelte vor Verschwörungstheorien, seit ein Dokument in der Stadt die Runde macht. Es handelt sich um eine maschinengeschriebene Liste. Neutrale Beobachter sind verblüfft über die Sorglosigkeit, mit der das Papier in den Cafés kursiert und unter den Augen der Bedienungen herumgereicht wird, obwohl jeder weiss, dass sie Heydrichs gefügige Spitzel sind.

Es geht dabei um nicht mehr und nicht weniger als das Organigramm eines hypothetischen Ministerkabinetts. In dieser zukünftigen Regierung bleibt Hitler Reichskanzler, doch die Namen von Papen und Göring sind verschwunden.

Stattdessen tauchen dort Röhm und die Namen seiner Freunde auf – von Schleicher, Strasser und Brüning.

Heydrich legt Hitler die Liste vor. Dem kommt das Dokument wie gerufen, giesst es doch Öl ins Feuer seiner paranoiden Ader. Er platzt beinahe vor Wut. Die uneinheitliche Zusammensetzung der Koalition verwundert ihn allerdings: von Schleicher zählte beispielsweise nie zu Röhm's Freunden; im Gegenteil: Er hegt eine tiefe Abneigung gegen ihn. Doch Heydrich erklärt, General von Schleicher sei bei einem Gespräch mit dem französischen Botschafter gesehen worden, mit dem er ganz offensichtlich ein Komplott schmiede.

In Wahrheit zeigte dieses bunt zusammengewürfelte Bündnis in erster Linie, dass Heydrich seine Kenntnisse über Innenpolitik dringend aufpolieren musste, denn er war derjenige, der die Liste erstellt und unter die Leute gebracht hatte. Beim Ausarbeiten des Dokuments folgte er einem schlichten Prinzip: Er setzte ganz einfach die Namen der Feinde seiner beiden Vorgesetzten Himmler und Göring darauf.

38

Von aussen ist dem imposanten grauen Steingebäude nichts anzumerken. Lediglich das stete Kommen und Gehen lässt eine Aktivität erahnen, die über das normale Mass hinausgeht. Doch im Innern herrscht äusserste Geschäftigkeit: Männer eilen hin und her, aufgeregte Stimmen hallen im weissen Eingangsportal wider, auf allen Etagen werden Türen aufgerissen und zugeschlagen, in den

Büros klingeln ununterbrochen die Telefone. Mitten in diesem aufgeschreckten SS-Ameisenhaufen spielt Heydrich schon jetzt seine beste Rolle: die des teuflischen Bürokraten. Er ist umgeben von Schreibtischen, Telefonen und Männern in schwarzen Uniformen, die Telefonhörer abnehmen und auflegen. Heydrich nimmt jedes Gespräch an:

«Hallo! Ist er tot? ... Lassen Sie die Leiche vor Ort. Offiziell war es Selbstmord. Drücken Sie ihm Ihre Waffe in die Hand ... Sie haben ihm in den Nacken geschossen? ... Na ja, macht nichts. Selbstmord.»

«Hallo! Auftrag erledigt? ... Sehr gut... Die Frau ebenfalls?... Gut, Sie sagen, sie hätten bei der Verhaftung Widerstand geleistet ... Ja, die Frau auch! ... Sie wollte sich dazwischenwerfen, das ist absolut glaubwürdig! ... Die Hausangestellten? ... Wie viele? ... Nehmen Sie die Namen auf, wir kümmern uns darum.»

«Hallo!... Wie bitte?... In seinem Tennisverein? Er hat Tennis gespielt? ... Er ist über die Hecken gesprungen und im Wald verschwunden? Wollen Sie sich über mich lustig machen? ... Sie durchkämmen alles und finden ihn!»

«Hallo! ... Wie – ein anderer? Wie – der gleiche Name?... Auch der gleiche Vorname?... Nun gut, bringen Sie ihn her, wir schicken ihn nach Dachau, bis wir den Richtigen gefunden haben.»

«Hallo!... Wo wurde er zum letzten Mal gesehen?... Im Hotel Adlon? ... Dabei weiss doch jeder, dass die Bedienungen für uns arbeiten, was für ein Idiot! Er hat gesagt, er wollte sich stellen? ... Umso besser. Fangen Sie ihn in seinem Haus ab und schicken Sie ihn zu uns.»

«Hallo! Geben Sie mir den Reichsführer! ... Hallo? Ja, das ist erledigt... Ja, das ebenfalls ... Die Sache läuft noch ...

Das ist erledigt ... Und wie weit sind Sie mit Nummer eins? ... Der Führer weigert sich? Aber weshalb? ... Sie müssen den Führer um jeden Preis überzeugen! ... Erinnern Sie ihn daran, dass er einen Ruf zu verlieren hat! An die unzähligen Skandale, die wir mühsam vertuschen mussten! Erinnern Sie ihn an den vergessenen Überseekoffer im Bordell!... Geht in Ordnung, ich rufe Göring umgehend an.»

«Hallo? Heydrich am Apparat. Der Reichsführer hat mir gesagt, dass der Führer den SA-Führer verschonen will!... Sicher, auf keinen Fall! ... Sagen Sie ihm, dass die Armee das niemals hinnehmen wird! Wir haben Offiziere der Reichswehr hingerichtet: Wenn Röhm am Leben bleibt, wird sich Blomberg weigern, die Aktion zu unterstützen!... Ja, richtig, eine Frage der Gerechtigkeit, ganz genau! ... In Ordnung, ich warte auf Ihren Anruf.»

Ein SS-Mann betritt den Raum. Er wirkt besorgt. Er geht auf Heydrich zu und flüstert ihm etwas ins Ohr. Beide verlassen das Zimmer. Fünf Minuten später kehrt Heydrich allein zurück. Sein Gesichtsausdruck verrät nichts. Er nimmt seine Telefongespräche wieder auf.

«Hallo! ... Verbrennen Sie die Leiche! Die Asche schicken Sie seiner Witwe!»

«Hallo! ... Nein, Göring will nicht, dass wir Hand anlegen. Sie umstellen ihn mit sechs Mann! ... Es kommt keiner mehr rein und keiner mehr raus!»

«Hallo! ...» Und so weiter.

Gleichzeitig füllt er gewissenhaft kleine weisse Karteikarten aus.

Diese Szene dauert ein ganzes Wochenende lang.

Schliesslich erhält er die Nachricht, auf die er gewartet hat: Der Führer hat nachgegeben. Er wird den Befehl erteilen, Röhm hinzu-

richten, den Chef der Sturmabteilung, seinen ältesten Verbündeten. Röhm ist auch der Patenonkel von Heydrichs Erstgeborenem, aber in erster Linie ist er Himmlers direkter Vorgesetzter. Indem sie die Führungsriege der SA exekutieren lassen, setzen Himmler und Heydrich die SS frei. Sie wird eine autonome Organisation, die sich nur Hitler gegenüber verantworten muss. Heydrich wird zum Gruppenführer ernannt. Er ist dreissig Jahre alt.

39

Am Samstag, dem 30. Juni 1934, sitzt Gregor Strasser mit seiner kleinen Familie beim Mittagessen, als es an der Haustür klingelt. Acht bewaffnete Männer stehen davor, um ihn festzunehmen. Sie geben ihm nicht einmal die Zeit, sich von seiner Frau zu verabschieden, und bringen ihn zum Sitz der Gestapo. Dort sperrt man ihn ohne vorheriges Verhör direkt in eine Zelle, in der sich bereits mehrere SA-Mitglieder befinden. Sie drängen sich um ihn herum und wollen wissen, ob es stimmt, dass er schon seit mehreren Monaten keinerlei politische Verantwortung mehr trägt. Seine gehobene Stellung als alter Verbündeter des Führers verleiht ihnen Zuversicht. Er selbst kann sich nicht erklären, was er unter ihnen zu suchen hat, doch er ist nur allzu gut mit den geheimen Mächten der Partei vertraut, um anzunehmen, dass die Gründe für seine Anwesenheit in erster Linie willkürlich und irrational sind.

Um 17:00 Uhr holt ihn ein SS-Mann ab und bringt ihn in eine Einzelzelle mit einer grossen Luke. Strasser, jetzt in Isolations-

haft, weiss nicht, dass die Nacht der langen Messer begonnen hat, doch er kann sich den groben Verlauf in etwa ausmalen. Ihm ist nicht klar, ob er um sein Leben bangen muss. Sicher, er ist eine historische Figur innerhalb der Partei, und die gemeinsam ausgefochtenen Kämpfe haben ihn und Hitler zusammengeschweisst. Immerhin sassen sie nach dessen Putschversuch gemeinsam in München im Gefängnis. Er weiss aber auch, dass Hitler nicht gerade sentimental ist. Und auch, wenn er nicht darauf kommt, inwiefern er für Hitler eine Gefahr darstellen könnte, die mit der vergleichbar ist, die von Röhm oder von Schleicher ausgeht, ist die unberechenbare Paranoia des Führers mit einzukalkulieren. Strasser versteht schnell, dass er äusserste Vorsicht walten lassen muss, wenn er mit heiler Haut davonkommen möchte.

Während er noch überlegt, nimmt er plötzlich einen Schatten hinter sich wahr. Mit dem sicheren Instinkt eines erfahrenen Soldaten begreift er augenblicklich, dass er in Gefahr schwebt, und duckt sich genau in dem Moment, als sich ein Schuss löst. Jemand hat einen Arm durch die Luke gestreckt und aus nächster Nähe auf ihn gezielt. Strasser hat sich zwar geduckt, aber nicht schnell genug. Er sinkt zusammen.

Während er bäuchlings auf dem Boden seiner Zelle liegt, hört er, wie die Tür entriegelt wird, das Geräusch von Stiefeln, die um ihn herumschreiten, er spürt den Atem eines Mannes im Nacken, der sich über ihn beugt, dann vernimmt er Stimmen:

«Er lebt noch.»

«Was machen wir jetzt? Geben wir ihm den Rest?»

Er hört das Kläcken einer Pistole, die durchgeladen wird.

«Warten Sie hier. Ich erkundige mich.»

Ein Stiefelpaar entfernt sich. Ein Moment verstreicht. Die Stiefel kehren in Begleitung zurück. Klackende Absätze beim Eintreffen des neuen Mannes. Stiefel durchqueren eine Pfütze. Stille. Und plötzlich diese Krächzstimme, die er unter Tausenden erkennen würde und die ihm das Blut in den Adern gefrieren lässt:

«Ist er noch nicht tot? Lasst das Schwein verbluten!»

Die letzte menschliche Stimme, die Strasser vor seinem Tod hört, ist die von Heydrich. Wobei von «menschlich» eigentlich keine Rede sein kann ...

40

Fabrice ist bei mir zu Besuch, und wir unterhalten uns über mein zukünftiges Buch. Er ist ein Studienkollege, der sich wie ich für Geschichte begeistert und neben vielen weiteren Qualitäten auch die besitzt, sich für das, was ich schreibe, zu interessieren. Es ist ein Sommerabend, und wir essen auf der Terrasse, während er begeisterte Bemerkungen über den Romananfang abgibt, die mich ermutigen. Bei der Konstruktion des Kapitels über die Nacht der langen Messer hält er inne: Das schnelle Aufeinanderfolgen der Telefongespräche ist seiner Ansicht nach eine gelungene Repräsentation der bürokratischen Dimension und der Massenabfertigung bei Exekutionen, beides typische Kennzeichen des Nationalsozialismus. Ich bin geschmeichelt, doch mich überkommt ein Verdacht, den ich vorsichtshalber ausspreche: «Du weißt aber, dass sich jedes Telefongespräch auf einen echten Fall bezieht?»

Ich könnte dir fast alle Namen dazu finden, wenn ich wollte.» Überrascht antwortet er geradeheraus, er habe gedacht, ich hätte das nur erfunden. Leicht beunruhigt frage ich: «Auch, was Strasser angeht?» Heydrich, der sich höchstpersönlich hinbegibt und anordnet, den Sterbenden in seiner Zelle elend verenden zu lassen. Er dachte, das hätte ich ebenfalls erfunden. Leicht gekränkt rufe ich: «Es ist nicht erfunden, das ist alles wahr!» Und ich denke: *Verflucht, das Spiel ist noch nicht gewonnen.* Ich hätte mich deutlicher äussern sollen, was den Wahrheitsgehalt der Geschichte angeht.

Am gleichen Abend sehe ich im Fernsehen eine Dokumentation, die sich mit einem alten Hollywoodfilm über General Patton auseinandersetzt. Der Film trägt den nüchternen Titel *Patton*. Die Dokumentation besteht hauptsächlich aus Filmausschnitten; dazwischen werden Zeitzeugen interviewt, die erklären: «Eigentlich ist es gar nicht so passiert ...» Patton habe nicht, wie im Film dargestellt, nur mit einer Pistole bewaffnet seine Airbase gegen zwei angreifende Messerschmitts verteidigt (wobei der Zeuge felsenfest davon überzeugt ist, dass er es getan hätte, wenn die Messerschmitts ihm die Zeit dafür gelassen hätten). Ausserdem verbreitete Patton solcherlei Geschichten nie öffentlich, sondern, wenn überhaupt, nur im privaten Kreis. Diese spezielle Anekdote erzählte er jedoch nie. Er erfuhr nicht erst im allerletzten Moment, dass er nach Frankreich geschickt würde, sondern bekam mehrere Wochen im Voraus Bescheid. Er besetzte Palermo nicht entgegen dem Befehl seiner Vorgesetzten, sondern tat es mit der Zustimmung der alliierten Heeresführung und der seines direkten Vorgesetzten. Er sagte ganz sicher nicht zu einem russischen General,

er solle sich zum Teufel scheren, auch wenn er die Russen nicht leiden konnte, etc. Kurz und gut, der Film berichtet über eine fiktive Gestalt, deren Leben erkennbar von General Pattons Karriere inspiriert wurde, die aber definitiv nicht ihn selbst darstellt. Trotzdem trägt der Film den Titel *Patton*. Und kein Mensch regt sich darüber auf. Jeder findet es völlig normal, die Realität zu verwischen, um die Handlung aufzupeppen oder um den Werdegang einer Person kohärent erscheinen zu lassen, deren wirklicher Lebensweg zweifellos mehr aus Zufällen denn aus schicksalhaften Begebenheiten bestand. Die Leute nehmen es mit der historischen Wirklichkeit alles andere als genau, Hauptsache, es klingelt in der Kasse. Dieser Tatsache habe ich es zu verdanken, dass mich ein langjähriger Freund, den die Vielzahl fiktionaler Beschreibungen so verdorben hat, dass er sich fatalerweise an das stillschweigende Verdrehen der Wirklichkeit gewöhnt hat, mit unschuldigem Erstaunen fragt: «Ach, das ist gar nicht erfunden?»

Nein, das ist nicht erfunden! Warum sollte man auch ausgerechnet beim Nationalsozialismus noch irgendetwas hinzudichten?

41

Dass mich diese ganze Geschichte fasziniert, ist mittlerweile wohl jedem klar geworden; gleichzeitig scheint sie aber an meinen Nerven zu zerren.

Neulich hatte ich nachts einen Traum. Ich war ein deutscher Soldat und trug die grün-graue Uniform der Wehrmacht. In einer

verschneiten Landschaft, die nicht zu identifizieren war, aber von Stacheldrahtzäunen begrenzt wurde, hatte man mich als Wachposten eingesetzt. Für dieses Bühnenbild waren zweifellos die zahlreichen Videospiele verantwortlich, mit denen ich mich zugegebenermassen manchmal beschäftige und deren Hintergrund der Zweite Weltkrieg bildet: *Call of Duty*, *Medal of Honor*, *Red Orchestra* ...

Auf meiner Runde wurde ich plötzlich von Heydrich höchstpersönlich überrascht, der auf Inspektion war. Augenblicklich stand ich stramm und hielt die Luft an, während er mit prüfendem Blick um mich herumschritt. Ich hatte eine Heidenangst, er könnte irgendetwas an mir auszusetzen haben. Doch bevor ich erfuhr, wie es weiterging, wachte ich auf.

Natacha zieht mich oft damit auf, dass ich eine beunruhigend grosse Anzahl an Werken über den Nationalsozialismus bei mir herumliegen hätte, die das Risiko einer ideologischen Bekehrung mit sich brächten. Um auf ihren Scherz einzugehen, erwähne ich jedes Mal die zahllosen Internetseiten, die von Leuten mit nationalsozialistischen Tendenzen oder sogar offenkundigen Neo-Nazis betrieben werden, über die ich bei meinen Recherchen stolpere. Nur um das klarzustellen: Ich als Sohn einer Jüdin und eines Kommunisten, der mit den republikanischen Werten des fortschrittlichsten Kleinbürgertums Frankreichs aufwuchs und der ich mich während meines Literaturstudiums mit dem Humanismus Montaignes, der Philosophie der Aufklärung, den Revolten der Surrealisten und existenzialistischem Gedankengut beschäftigte, war niemals versucht – und werde es auch nie sein –, mit irgendetwas zu «sympathisieren», das auch nur im Entferntesten mit dem Nationalsozialismus zu tun hat.

Doch einmal mehr überwältigt mich die unermessliche und verhängnisvolle Macht der Literatur. Tatsächlich ist mein Traum der offizielle Beweis dafür, dass Heydrich in seiner unbestreitbaren Eigenschaft als Romanfigur einen nachhaltigen Eindruck bei mir hinterlassen hat.

42

Anthony Eden, seit kurzem britischer Aussenminister, ist sprachlos vor Erstaunen. Der neue tschechische Präsident, Edvard Beneš, offenbart ein verblüffendes Vertrauen in seine eigenen Fähigkeiten, was die Klärung der Sudetenfrage angeht. Er behauptet nicht nur, dem Bestreben der Deutschen, ihren Einfluss- und Herrschaftsbereich zu erweitern, Einhalt gebieten zu wollen, er glaubt zudem, dies ganz allein bewerkstelligen zu können, ohne die Hilfe Frankreichs und Grossbritanniens. Eden weiss nicht, was er von dieser Ansprache halten soll. «Als Tscheche muss man heutzutage offensichtlich Optimist sein ...», sagt er sich. Es ist erst 1935.

43

1936 legt Major Moravec, der Chef des tschechoslowakischen Geheimdienstes, eine Prüfung ab, die ihn zum Oberstleutnant befördern soll. Neben anderen Aufgaben stellt man ihm folgende Frage, die auf einer hypothetischen Situation basiert: «Die Umstände

führen dazu, dass Deutschland die Tschechoslowakei angreift. Ungarn und Österreich sind ebenfalls feindselig eingestellt. Frankreich hat seine Streitkräfte nicht mobilisiert, und die Kleine Entente kommt nur schwer in Gang. Welche militärischen Massnahmen muss die Tschechoslowakei ergreifen?»

Kleine Bestandsaufnahme der politischen Lage: Seitdem Österreich-Ungarn 1918 geteilt wurde, schielen Wien und Budapest natürlich auf ihre ehemaligen Provinzen, genauer gesagt auf die ehemals von Österreich abhängigen Provinzen Böhmen und Mähren und auf die Slowakei, die unter ungarischer Kontrolle stand. Ungarn wird zudem von einem deutschfreundlichen Faschisten geführt, von Admiral Horthy. Das stark geschwächte Österreich widersetzt sich mehr schlecht als recht den Forderungen derjenigen, die auf beiden Seiten der deutschen Grenze den Wiederanschluss des Landes an den grossen deutschen Bruder fordern. Der Vertrag mit Hitler, in dem er sich verpflichtet, sich nicht in die Angelegenheiten Österreichs einzumischen, ist nicht einmal das Papier wert, auf dem er geschrieben steht. Im Falle eines Konflikts mit Deutschland muss die Tschechoslowakei demnach beiden Kräften des zerfallenen Kaiserreiches entgegentreten. Die Kleine Entente wurde 1920 von der Tschechoslowakei und Jugoslawien als Schutzbündnis gegen die früheren Herrscher Österreich-Ungarns unterzeichnet. 1921 schloss sich Rumänien dem Bündnis an. Doch realistisch betrachtet, ist diese strategische Allianz nicht besonders abschreckend. Und das Zögern Frankreichs, seinen Verpflichtungen gegenüber dem tschechischen Alliierten im Konfliktfall nachzukommen, ist bereits offensichtlich. Die hypothetische Situation ist demnach äusserst realistisch. Moravecs Antwort

besteht aus drei Worten: «Problem militärisch unlösbar.» Er besteht die Prüfung und wird Oberstleutnant.

44

Wenn ich von jedem Komplott berichten wollte, in das Heydrich verwickelt war, würde ich kein Ende finden. Bei meinen Recherchen passiert es mir gelegentlich, dass ich über eine Geschichte stolpere, die ich nicht zu erzählen beschliesse, sei es, weil sie mir zu anekdotenhaft vorkommt, weil mir Einzelheiten fehlen, weil es mir nicht gelingt, alle Puzzlestücke zusammenzufügen, oder weil mir die Geschichte zu heikel erscheint. Manchmal finde ich auch verschiedene Versionen derselben Geschichte, die teilweise widersprüchlich sind. In einigen Fällen erlaube ich mir, mich für eine Version zu entscheiden, in anderen lasse ich die Geschichte unter den Tisch fallen.

Ich hatte beschlossen, nicht zu erzählen, welche Rolle Heydrich bei der Beseitigung Tuschatschewskis spielte. Zum einen, weil mir seine Rolle zweitrangig erschien, wenn nicht gar nebensächlich. Zum anderen sprengt die sowjetische Politik der dreissiger Jahre ein wenig den Erzählrahmen meiner Kapitel. Ein letzter Grund war wahrscheinlich meine Angst, mich auf ein neues historisches Terrain vorzuwagen: die Stalin'schen Säuberungen, der Aufstieg und Fall des Marschalls Tuschatschewski, die Ursprünge seiner Fehde mit Stalin. Diese Geschichte erfordert jede Menge Wissen und absolute Gründlichkeit. Sie könnte mich von meinem eigentlichen Ziel ablenken.

Eine Szene habe ich aber trotzdem im Sinn, sozusagen zur Unterhaltung: Darin sieht man den jungen General Tuchatschewski, der den Vorstoss der bolschewistischen Armee bis vor die Tore Warschaws verfolgt. Wir schreiben das Jahr 1920. Polen und Sowjetrußland befinden sich im Krieg. «Der Weg zur Weltrevolution führt über den Leichnam Weiss-Polens!», verkündete die russische Militärführung. Polen hat sich mit der Ukraine verbündet und würde diese Konföderation am liebsten um Litauen und Weissrußland erweitern; damit bedroht Polen die zerbrechliche Einheit der noch in den Kinderschuhen steckenden Sowjetunion. Wenn die Bolschewisten die kommunistische Revolution nach Deutschland bringen wollen, sind sie aber wohl oder übel gezwungen, Polen zu durchqueren.

Im August 1920 ist die Rote Armee im Zuge der sowjetischen Gegenoffensive bis vor die Tore Warschaws vorgedrungen, und das Schicksal der Polen scheint besiegelt. Doch die Unabhängigkeit der jungen Nation wird sich noch neunzehn Jahre lang fortsetzen. Das, was den Polen 1939 mit den Deutschen nicht gelingt, schaffen sie mit den Russen: Sie stossen sie zurück, das «Wunder an der Weichsel» ist vollbracht. Tuchatschewski wird von einem ihm weit überlegenen Strategen besiegt, von dem fast dreissig Jahre älteren Jozef Pilsudski, der fortan als Held der polnischen Unabhängigkeit gefeiert wird.

Die Streitkräfte vor Ort sind ausgeglichen: 113'000 Polen stehen 114'000 Russen gegenüber. Tuchatschewski ist trotzdem siegessicher, er hat die Zügel in der Hand. Den Grossteil seiner Streitkräfte postiert er im Norden; dort hat Pilsudski ihn hingelockt, indem er das Gerücht verbreitet hatte, im Norden sei eine Vielzahl von Truppen aufgestellt.

Stattdessen greift Pilsudski von der anderen Seite an, aus dem Süden. Genau in diesem Moment entsteht die Verbindung zur Operation «Anthropoid». Tuchatschewski ruft die erste Reiterarmee des legendären Generals Budjonny zu Hilfe, die an der Südwestfront um Lemberg kämpft. Budjonny's Reiterarmee ist berüchtigt, Pilsudski weiss, dass ihr Eingreifen das Kriegsgeschehen umkehren könnte. Doch dann geschieht etwas Unglaubliches: General Budjonny verweigert den Befehl und bleibt mit seiner Armee in Lemberg. Die Polen feiern ihr Wunder an der Weichsel. Für Tuchatschewski bedeutet dies eine bittere Niederlage, und er möchte den Grund dafür herausfinden. Er braucht nicht lange zu suchen: Der verantwortliche politische Kommissar an der Südwestfront, dessen Autorität Budjonny eigentlich unterstand, hatte die Besetzung von Lemberg zu seiner persönlichen Prestigeangelegenheit gemacht. Es kam für ihn nicht in Frage, seine besten Truppen zu opfern, nicht einmal, um andernorts ein militärisches Desaster zu verhindern, umso weniger, als er für die umkämpfte Region nicht direkt verantwortlich war. Ihm war es offenbar gleich, dass dort über Sieg oder Niederlage des Kriegs entschieden wurde. Es war nicht das erste und auch nicht das letzte Mal, dass dieser Kommissar seine persönlichen Ambitionen über jede andere Überlegung stellte. Er hiess Jossif Dschugaschwili, sein Kampfname lautete Stalin.

Fünfzehn Jahre später hat Tuchatschewski Trotzki als Führer der Roten Armee abgelöst, und Stalin hat Lenin als Staatsoberhaupt ersetzt. Beide befinden sich auf dem Höhepunkt ihrer Macht, sie hassen sich abgrundtief, und ihre politisch-strategischen Analysen driften weit auseinander: Während Stalin einem

Konflikt mit Nazideutschland aus dem Weg gehen möchte, plädiert Tuchatschewski für einen unverzüglichen Angriff.

Von alledem wusste ich noch nichts, als ich Eric Rohmers Film *Triple Agent* sah. Den Entschluss, mich ernsthaft mit der Sache zu beschäftigen, fasste ich erst, als ich hörte, wie der Hauptcharakter, General Skoblin, ein in Paris untergetauchter russischer Weissgardist, zu seiner Frau sagte: «Ich habe dir doch von meinem Treffen mit dem Chef des deutschen Sicherheitsdienstes in Berlin erzählt, einem gewissen Heydrich, erinnerst du dich? Es gab da eine Sache, über die ich nicht mit ihm reden wollte: über mein heimliches Treffen mit meinem Kameraden Tuchatschewski in Paris, bevor dieser seine Reise Richtung Westen zum Staatsbegräbnis des Königs von England antrat. Er hat mir zwar nicht sein Herz ausgeschüttet, doch aus seinen sehr verhaltenen Äusserungen konnte ich trotzdem einige Schlüsse ziehen. Die Gestapo muss von dem Treffen Wind bekommen haben. Heydrich stellte mir mit undurchschaubarem Gesichtsausdruck Fragen dazu. Ich wich seinen Fragen aus, er bedachte mich mit einem eisigen Blick und belies es dabei.»

Heydrich in einem Rohmer, darüber komme ich immer noch nicht hinweg.

Während der Fortsetzung dieses Gesprächs fragt Skoblins Frau:

«Und warum hat sich dieser Herr Heydrich dafür interessiert?»

Skoblin antwortet schlicht:

«Nun, die Deutschen hatten natürlich grosses Interesse daran, den Chef der Roten Armee zu kompromittieren, von dem sie bereits wussten, dass er sich bei Stalin unbeliebt gemacht hatte ... zumindest nehme ich das an.»

In der Folge streitet Skoblin jegliche Verbindung zu den Nazis ab, und auch Rohmer scheint dieser Ansicht zu sein, obwohl der Regisseur sich grosse Mühe gibt, die Zwiespältigkeit seines Hauptdarstellers (weiss, rot, braun?) herauszuarbeiten. Doch mir fällt es schwer zu glauben, dass Skoblin sich die Mühe machte, Heydrich in Berlin zu treffen, um ihm überhaupt nichts zu erzählen.

Ich glaube vielmehr, dass Skoblin Heydrich getroffen hat, um ihn darüber zu unterrichten, dass Tuchatschewski ein Komplott gegen Stalin schmiedete. Tatsächlich handelte Skoblin im Auftrag des Innenministeriums, des NKWD, also für Stalin selbst. Mit welchem Ziel? Das Gerücht eines Komplotts zu verbreiten, um Tuchatschewski glaubwürdig des Hochverrats beschuldigen zu können (eine Anschuldigung, die in Wirklichkeit jeder Grundlage entbehrte).

Hat Heydrich Skoblin geglaubt? Auf jeden Fall sieht er es als Gelegenheit, einen gefährlichen Gegner des Reichs auszuschalten: Mit Tuchatschewskis Hinrichtung sollte die Rote Armee 1937 ihren führenden Kopf verlieren. Heydrich beschliesst, das Gerücht zu untermauern. Er weiss, dass eine solche Affäre eigentlich in den Zuständigkeitsbereich von Canaris' Abwehr fällt, weil es sich um eine militärische Angelegenheit handelt. Doch berauscht von der Tragweite seines Projekts, gelingt es ihm, nicht nur Himmler, sondern auch Hitler zu überzeugen, ihm die Feinarbeit dieser pikanten Angelegenheit anzuvertrauen. Dafür ruft er seinen besten Handlanger zu Hilfe, Alfred Naujocks, der gewöhnlich die Dreckarbeit für ihn erledigt. Drei Monate lang beschäftigt sich Naujocks mit dem Zusammentragen von gefälschten Fakten, um den russischen Marschall zu kompromittieren. Er muss nicht lange su-

chen: Er durchwühlt einfach die Archive der Weimarer Republik; zu jener Zeit unterhielten die beiden Länder noch partnerschaftliche diplomatische Beziehungen, und es gab jede Menge offizieller Dokumente, die Tuchatschewskis Unterschrift trugen.

Als das Dossier fertiggestellt ist, beauftragt Heydrich einen seiner Männer, es einem Agenten des NKWD zu verkaufen. Die Übergabe ist ein Meisterspiel des gegenseitigen Betrugs: Der Russe kauft dem Deutschen das gefälschte Dossier mit falschen Rubeln ab. Jeder glaubt, den anderen zu überlisten, jeder betrügt jeden.

Letzten Endes erhält Stalin, was er will: Beweise dafür, dass sein ernsthaftester Gegner einen Staatsstreich vorbereitet. Die Historiker messen Heydrichs Ränkespiel in dieser Angelegenheit keine grosse Bedeutung bei, doch es ist auffällig, dass das Dossier im Mai 1937 übermittelt und Tuchatschewski im Juni hingerichtet wurde. Meiner Ansicht nach deutet das kurze Aufeinanderfolgen dieser Ereignisse daraufhin, dass die eine Aktion die andere bedingte.

Wer hat letztlich wen betrogen? Ich denke, dass Heydrich Stalins Interessen dienlich war, denn er ermöglichte es ihm, den einzigen Mann loszuwerden, der ihm wirklich hätte gefährlich werden können. Doch dieser Mann war zugleich derjenige, der am ehesten fähig gewesen wäre, einen Krieg gegen Deutschland zu führen. Die totale Desorganisation der Roten Armee, die im Juni 41 von der deutschen Invasion überrumpelt wurde, ist das letzte Kapitel dieser düsteren Geschichte. Schlussendlich erzielte Heydrich einen Volltreffer, indem er Stalin den Ball zuspielte, der daraufhin ein Eigentor schoss. Und während Stalin eine nie da gewesene «Säuberungsaktion» startet, lacht sich Heydrich ins Fäustchen. Jedem das Seine, wenn ich so sagen darf.

Ich bin dreiunddreissig, schon deutlich älter als Tuchatschewski 1920. Heute ist der 27. Mai 2006, der Tag, an dem sich das Attentat auf Heydrich jährt. Natachas Schwester heiratet heute. Ich wurde nicht zur Hochzeit eingeladen. Natacha behandelt mich in letzter Zeit wie den letzten Dreck, ich glaube, sie hat genug von mir. Mein Leben gleicht einem Trümmerhaufen. Ich frage mich, ob Tuchatschewski sich schlechter fühlte als ich, als ihm klar wurde, dass er die Schlacht verloren hatte, als er die Niederlage seiner Armee mit ansehen und sich eingestehen musste, auf ganzer Linie versagt zu haben. Ich frage mich, ob er wusste, dass er erledigt war, am Ende, durch den Fleischwolf gedreht. Ob er das Schicksal beklagte, die Widrigkeiten. Ob er denen, die ihn verraten hatten, die Schuld gab oder sich selbst. Auf jeden Fall weiss ich, dass er sich wieder aufraffte. Das ist ermutigend, selbst wenn es nur dazu führte, dass er fünfzehn Jahre später von seinem ärgsten Feind vernichtet wurde. Das Leben geht weiter, sage ich mir. Natacha ruft nicht zurück. Ich befinde mich im Jahr 1920, vor mir erzittern die Mauern von Warschau, und zu meinen Füßen plätschert unbeeindruckt die Weichsel dahin.

Letzte Nacht träumte ich, wie ich das Kapitel über das Attentat verfasste. Es begann so: «Ein schwarzer Mercedes wand sich wie eine Schlange die Strasse entlang.» Da begriff ich, dass ich jetzt

damit anfangen muss, den Rest zu erzählen, denn er wird mich zu dieser entscheidenden Episode hinführen. Wenn ich der Verkettung von historischen Ereignissen in jede Verästelung folge, zögere ich den Moment, der Sache wirklich ins Gesicht zu blicken, und damit das Paradestück des Romans, die entscheidende Szene, endlos hinaus.

47

Man stelle sich eine Weltkarte vor, auf der Deutschland von mehreren konzentrischen Kreisen umgeben ist. An jenem Nachmittag des 5. November 1937 legt Hitler den Armeeführern Blomberg, Fritsch, Raeder und Göring sowie seinem Reichsaussenminister Neurath sein Projekt vor. Ziel der Politik Deutschlands, ruft er ihnen in Erinnerung (und ich glaube, das hat mittlerweile jeder verstanden), sei die Sicherheit der Rassengemeinschaft, die Absicherung ihrer Existenz und die Förderung ihrer Entwicklung. Es sei somit eine Frage des berüchtigten Lebensraums, und hier kommen unsere Kreise auf der Weltkarte ins Spiel. Man beginnt nicht mit dem kleinsten und arbeitet sich zum grössten vor, um auf einen Blick die Expansionspolitik des Deutschen Reiches zu erfassen, sondern man wandert vom grössten zum kleinsten, um zu verfolgen, wie sich die Schlinge immer enger um die ersten Angriffspunkte des deutschen Wüterichs zusammenzieht. Aus Gründen, die er für nicht erwähnenswert hält, befindet Hitler, dass die Deutschen Anspruch auf einen grösseren Lebensraum haben als andere

Völker. Die Zukunft Deutschlands hängt einzig und allein von der Lösung des Problems ab, die dieses Expansionsbedürfnis mit sich bringt. Wo findet man solchen Raum? Nicht in irgendeiner weit entlegenen afrikanischen oder asiatischen Kolonie, sondern im Herzen Europas – ein Kreis wird um den alten Kontinent gezogen, in direkter Nachbarschaft des Reiches –, der Kreis umgibt jetzt nur noch Frankreich, Belgien, Holland, Polen, die Tschechoslowakei, Österreich, Italien und die Schweiz, ausserdem Litauen, wenn man sich an den ehemals deutschen Zipfel erinnert, der sich von Danzig bis zur Memel erstreckt und die baltischen Staaten verbindet. Hitler will wissen, wo Deutschland mit geringstmöglichem Einsatz den grössten Gewinn erzielen kann. Frankreichs mutmassliche militärische Macht und die Verbundenheit mit Grossbritannien schliessen das Land aus dem Kreis aus, damit entfallen auch Belgien und Holland, weil sie für den französischen Führungsstab von strategischem Interesse sind. Italien unter Mussolini kommt selbstverständlich nicht in Frage. Bei einer Ausbreitung Richtung Osten über Polen und die baltischen Staaten würde man vorzeitig mit den reizbaren Sowjets zusammenprallen. Die Schweiz wird mal wieder durch ihren Ruf als uneinnehmbare Festung gerettet, noch mehr als durch ihre Neutralität. Der Kreis hat sich also verkleinert und umfasst jetzt eine Zone, die aus nur zwei Ländern besteht: Hitler verkündete, das erste Ziel müsse sein, «die Tschechei und gleichzeitig Österreich niederzuwerfen, um die Flankenbedrohung eines etwaigen Vorgehens nach Westen auszuschalten». Wie man sieht, hatte Hitler kaum sein erstes Ziel im Visier, und schon dachte er darüber nach, den Kreis zu vergrössern.

Abgesehen von den zwei Vollblut-Nazis Göring und Raeder traf Hitlers Zuhörerschaft vor Schreck fast der Schlag, für Neurath galt das im wörtlichen wie übertragenen Sinne, denn er erlitt in den Tagen nach der Verkündung dieses brillanten Programms mehrere Herzanfälle. Blomberg, Reichskriegsminister und Oberbefehlshaber der Wehrmacht, und Fritsch, Oberbefehlshaber des Heeres, protestierten mit einer Vehemenz, die so gar nicht den Sitten des Dritten Reiches entsprach, gegen Hitlers Pläne. 1937 währte sich die alte Armee noch stark genug, den Diktator in Schach zu halten, dem sie unvorsichtigerweise geholfen hatte, die Macht an sich zu reißen.

Man hatte Hitler völlig verkannt, und Blomberg und Fritsch sollten ihn noch gründlich kennenlernen.

Kurz nach jener aufrüttelnden Konferenz musste Blomberg, der in zweiter Ehe seine Sekretärin geheiratet hatte, zu seinem Verdross miterleben, wie enthüllt wurde, dass seine deutlich jüngere Frau eine ehemalige Prostituierte war (vermutlich wusste er es auch schon längst). Der Skandal nahm Riesenausmasse an, und in den Ministerien kursierten Nacktaufnahmen seiner Frau. Courageig lehnte Blomberg eine Scheidung ab, doch er wurde mit sofortiger Wirkung entlassen. Von jeglicher militärischen Verantwortung befreit, blieb er seiner zweiten Frau bis zum Ende treu, das heisst bis 1946, als er in Nürnberg verstarb, während er auf seinen Prozess wartete.

Fritsch wurde Opfer einer noch heikleren Intrige, die, wie könnte es anders sein, von Heydrich gekonnt inszeniert wurde.

Heydrich spielt, wie Sherlock Holmes, Geige (aber besser). Und wie Sherlock Holmes befasst er sich mit kriminalistischer Spürarbeit. Im Gegensatz zum Meisterdetektiv möchte er dabei aber der Wahrheit nicht auf den Grund gehen, im Gegenteil, er erfindet seine eigene.

Seine Mission besteht darin, General von Fritsch, Oberbefehlshaber des Heeres, zu kompromittieren. Man braucht nicht Chef des Sicherheitsdienstes zu sein, um über Fritschs anti-nationalsozialistische Tendenzen Bescheid zu wissen, denn der hat nie ein Geheimnis daraus gemacht. 1935 hörte man ihn in Saarbrücken auf offener Tribüne sarkastisch über die SS, die NSDAP und mehrere ihrer ranghohen Mitglieder herziehen. Es dürfte ein Leichtes sein, sich eine Verschwörung auszudenken, die Fritsch angeblich angezettelt hat.

Doch Heydrich hat etwas weitaus Demütigenderes für den alten Freiherrn im Sinn. Er weiss, mit welcher Überheblichkeit sich die preussischen Aristokraten ihrer aufrechten Moral rühmen, und er weiss auch, wie empfindlich sie in diesem Punkt sind. Daher beschliesst er, Fritsch nach dem Vorbild von Blomberg in einen Sittenskandal zu verwickeln.

Im Gegensatz zu Blomberg ist Fritsch anscheinend ein eingefleischter Junggeselle. Heydrich entscheidet, dort anzusetzen. Der Angriffspunkt bei einer solchen Lebensweise ist offensichtlich. Um ein Dossier zu erstellen, wendet sich Heydrich an den extra zu diesem Zweck eingerichteten Zweig der Gestapo, die «Reichszentrale zur Bekämpfung der Homosexualität und Abtreibungen».

So stösst er auf folgende Geschichte: Ein halbseidenes Männlein, das den Polizeikräften aufgrund seiner erpresserischen Aktionen gegenüber Homosexuellen wohl bekannt ist, behauptet, Fritsch in einer düsteren Gasse nahe dem Potsdamer Bahnhof gesehen zu haben, wo dieser angeblich mit einem gewissen «Bayernsepp» herumgefummelt habe. Unglaublicherweise scheint die Geschichte wahr zu sein, bis auf ein klitzekleines Detail: Besagter Fritsch ist eigentlich der pensionierte Rittmeister von Frisch, dessen Name allerdings falsch geschrieben wurde, doch das ist in Heydrichs Augen nicht von Bedeutung. Die Tatsache, dass es sich um einen Kavallerieoffizier handelt, also um einen Armeeangehörigen, begünstigt die Verwechslung, zumal der kleine Erpresser unter dem Druck der Gestapo sicherlich jeden x-beliebigen Mann beschuldigt hätte.

Heydrich besitzt Einfallsreichtum, ein Vorteil in seinem Beruf, doch sein aktuelles Ränkespiel erforderte zudem einen Grad an Perfektionismus, den er in dieser Affäre nicht aufbrachte. Trotzdem hätten seine Vorbereitungen beinahe ausgereicht.

In den Büroräumen der Reichskanzlei wird der Freiherr vor Göring und Hitler höchstpersönlich mit dem Erpresser konfrontiert, von dem es später heisst, er habe einen völlig degenerierten Eindruck gemacht. Der hochmütige Freiherr lässt sich nicht dazu herab, sich zu den Anschuldigungen, die gegen ihn vorgebracht werden, zu äussern. Doch ein auf Würde bedachtes Auftreten wird in der Führungsriege des Dritten Reiches nicht gerade mit Wohlwollen betrachtet. Hitler fordert Fritsch auf, sein Amt augenblicklich niederzulegen. Bis hierhin verläuft alles wie geplant.

Doch Fritsch weigert sich. Er verlangt, die Angelegenheit vor

ein Militärgericht zu bringen. Auf einmal steht Heydrichs Intrige auf extrem wackligen Beinen. Das Militärgericht einzuschalten würde bedeuten, dass vorab eine Befragung durchgeführt wird, und zwar nicht durch die Gestapo, sondern von der Armee selbst. Hitler zögert. Er hat genauso wenig Interesse an einem vorschriftsmässig durchgeführten Prozess wie Heydrich, doch zu diesem Zeitpunkt fürchtet er sich noch ein wenig vor der Reaktion der alten Militärikaste, sollte Fritsch ein solcher Prozess verweigert werden.

Innerhalb weniger Tage wendet sich dann das Blatt: Die Ermittler kommen nicht nur der Wahrheit auf die Spur, es gelingt ihnen zudem, die beiden Hauptzeugen in der Angelegenheit, den Erpresser und den Kavallerieoffizier, den Fängen der Gestapo zu entreissen. Heydrichs Plan ist aufgefliegen, und sein Kopf steckt schon fast in der Schlinge. Wenn Hitler dem Prozess zustimmt und die Täuschung ans Licht kommt, wird Heydrich entlassen, und seine Karriere ist beendet. Damit wäre er wieder an fast demselben Punkt angelangt wie 1931 nach seinem Rauswurf aus der Marine.

Diese Aussichten setzen Heydrich ordentlich zu. Der eiserne Henker wird zur gehetzten Beute. Schellenberg, seine rechte Hand, erinnert sich, wie Heydrich während dieser Krise im Büro einmal verlangte, ihm eine Waffe zu bringen. Der Chef des SD befindet sich in arger Bedrängnis.

Doch er hat zu Unrecht an Hitler gezweifelt. Letztlich wird Fritsch aus Gesundheitsgründen in Zwangsurlaub geschickt. Keine Entlassung, kein Prozess, alles ist ganz einfach, und alle Probleme sind gelöst. Heydrich hatte von Vornherein gute Karten: Er verfolgte die gleichen Absichten wie Hitler, der schon längst beschlossen hatte, das Kommando über die Armee an sich zu reis-

sen; Fritsch musste deshalb um jeden Preis aus dem Weg geräumt werden, so sah es der unerschütterliche Wille des Führers vor.

Am 5. Februar 1938 meldete der *Völkische Beobachter* in dicken Lettern:

«Stärkste Zusammenfassung aller Macht in den Händen des Führers.»

Heydrich hatte keinen Grund mehr zur Besorgnis.

Der Prozess findet letzten Endes trotzdem statt, doch in der Zwischenzeit hat sich die Machtverteilung drastisch verschoben: In ihrer Euphorie über den Anschluss verneigt sich die Armee vor dem Genie des Führers und verzichtet fortan darauf, ihm Steine in den Weg zu legen. Fritsch ist aus dem Dienst ausgeschieden, der Erpresser wird liquidiert, und die Sache ist Geschichte.

49

In puncto Sitten versteht Hitler keinen Spass. Seit den «Nürnberger Gesetzen» von 1935 sind Sexualkontakte zwischen einem Juden und einer Arierin offiziell verboten, und kein Arier darf eine sexuelle Beziehung zu einer Jüdin unterhalten. Bei Zuwiderhandlung droht eine Gefängnisstrafe.

Erstaunlicherweise kann aber nur der Mann strafrechtlich verfolgt werden. Hitler wollte anscheinend, dass die Frau, ob Jüdin oder Arierin, keine juristischen Konsequenzen erfährt.

Doch Heydrich, päpstlicher als der Papst, sieht die Sache anders. Diese Art der Ungleichbehandlung von Männern und Frauen

verletzt offenbar sein Gerechtigkeitsempfinden (allerdings nur für den Fall, dass es sich bei der Frau um eine Jüdin handelt). 1937 gibt er daher die vertrauliche Anweisung an die Kripo und die Gestapo, dass jede Schuldsprechung eines Deutschen aufgrund einer Beziehung zu einer Jüdin automatisch zur Verhaftung seiner Partnerin und zur diskreten Deportation in ein Konzentrationslager zu führen habe.

Wenn ihr Führer die Nazioberen ausnahmsweise zur Mässigung anhielt, hatten sie offenbar keine Bedenken, seinen Anweisungen zuwiderzuhandeln. Interessant, wenn man bedenkt, dass der Befehlsgehorsam im Namen der militärischen Ehre und des abgelegten Eids das einzige Argument war, das nach dem Krieg herangezogen wurde, um all ihre Verbrechen zu rechtfertigen.

50

Die Nachricht vom Anschluss schlägt ein wie eine Bombe. Österreich hat endlich «beschlossen», sich Deutschland «wieder anzuschliessen». Der Anschluss ist der erste Schritt auf dem Weg zur Bildung des Dritten Reiches. Diesen Zaubertrick wird Hitler bald wiederholen: ein Land im Schnellverfahren und ohne grosse Mühe zu erobern.

Europa erzittert unter der Wucht der Neuigkeiten. Oberst Moravec befindet sich zu diesem Zeitpunkt in London und möchte natürlich am liebsten auf der Stelle nach Prag zurückkehren, doch kein Flugzeug ist verfügbar. Immerhin gelingt es ihm, nach Frank-

reich zu fliegen, er landet in La Hague. Er beschliesst, die Reise mit dem Zug fortzusetzen. Der Zug ist ein gutes Fortbewegungsmittel, doch es gibt trotzdem ein kleines Problem. Um nach Prag zu gelangen, muss man von Frankreich kommend Deutschland durchqueren.

Unglaublicherweise beschliesst Moravec, das Risiko auf sich zu nehmen.

So ergibt sich die bizarre Situation, dass am 13. März 1938 der Chef des tschechischen militärischen Nachrichtendienstes eine mehrstündige Zugreise durch Nazideutschland unternimmt.

Ich versuche, mir diese Reise vorzustellen. Moravec ist natürlich bemüht, sich so unauffällig wie möglich zu verhalten. Er spricht selbstverständlich Deutsch, aber ich bin nicht sicher, ob sein Akzent über jeden Zweifel erhaben ist. Andererseits befindet sich Deutschland noch nicht im Krieg. Hitlers Reden über das internationale Judentum und den Feind im Innern haben die Deutschen zwar aufgestachelt, doch sie sind noch nicht so in Habachtstellung wie zu späteren Zeiten. Trotzdem kauft Moravec den Fahrschein bei dem Schalterbeamten, der ihm am freundlichsten erscheint oder möglichst zurückgeblieben wirkt.

Nachdem er in den Zug eingestiegen ist, begibt er sich vermutlich auf die Suche nach einem leeren Abteil und wählt seinen Platz aus:

1. am Fenster, um eventuell zusteigenden Fahrgästen den Rücken zudrehen zu können, damit sie gar nicht erst versuchen, ihn in ein Gespräch zu verwickeln. Während er so tut, als blicke er aus dem Fenster, kann er das Abteil in der Fensterscheibe überwachen.

Oder

2. an der Tür, um das Kommen und Gehen auf dem Gang des Zugwaggons zu beobachten.

Entscheiden wir uns für die Nähe zur Tür.

Ich weiss auf jeden Fall, dass er sich sicher war – die Bedeutung seiner Person war ihm wohl bewusst, und wahrscheinlich war er auch ziemlich stolz darauf –, dass die Gestapo einiges dafür gegeben hätte zu wissen, wen die Deutsche Reichsbahn an jenem Tag beförderte.

Jede Bewegung im Wagen zerrt an seinen Nerven.

Jeder Halt an einem Bahnhof.

Von Zeit zu Zeit steigt jemand in den Zug ein und setzt sich zu ihm ins Abteil, und schon bald ist es voll besetzt mit Menschen, die Moravec verdächtig erscheinen müssen. Ärmlich gekleidete Menschen und Familien beunruhigen ihn weniger als gutgekleidete Herren.

Ein Mann betritt den Gang. Er trägt keinen Hut, und dieses Detail lässt Moravec stutzig werden. Er muss an seine Studienreise durch die UdSSR denken, während der man ihm anvertraute, dass ein Mann ohne Hut nur ein Mitglied des NKWD oder ein Ausländer sein kann. Was es wohl in Deutschland bedeutet, wenn ein Mann keinen Hut trägt?

Sicherlich muss er mehrmals umsteigen, Anschlusszüge bekommen, stundenlang warten – alles zusätzlicher Stress. Moravec hört, wie die Zeitungsverkäufer hysterisch und triumphierend die Schlagzeilen herausbrüllen. Er stellt sich mehrmals am Schalter an, um das endgültige Ziel seiner Reise so lang wie möglich geheim zu halten.

Dann gelangt er an den Zoll. Ich gehe davon aus, dass Moravec gefälschte Papiere besass, weiss aber nicht, welche Nationalität darin angegeben war. Vielleicht waren seine Papiere aber auch gar nicht gefälscht, schliesslich hatte er sich zuvor in London aufge-

halten und seine Mission mit den britischen Autoritäten abgeklärt. Vor seinem Aufenthalt in London hatte er einige Tage im Baltikum verbracht, um seinen Mitstreitern vor Ort einen Besuch abzustatten, wie ich glaube. Er benötigte also eigentlich keine Tarnung, und vielleicht hatte er sich auch keine zugelegt.

Vielleicht gab der Zollbeamte ihm seinen Reisepass auch ohne Umstände zurück, nachdem er ihn mehrere endlos scheinende Sekunden lang aufmerksam studiert und für vorschriftsmässig befunden hatte.

Auf jeden Fall durfte er passieren.

Als er aus dem Zug stieg und heimatlichen Boden betrat, sich endlich ausserhalb der Gefahrenzone befand, überkam ihn ein enormes Gefühl der Erleichterung.

Später erzählte er, es sei für lange Zeit das letzte Mal gewesen, dass er ein angenehmes Gefühl verspürt habe.

51

Österreich ist die erste Eroberung des Reiches. Von einem Tag auf den anderen wird das Land zu einer deutschen Provinz, und 150'000 österreichische Juden sind plötzlich Hitlers Willkür ausgeliefert.

1938 dachte man noch nicht ernsthaft daran, sie umzubringen. Es war vielmehr vorgesehen, sie zum Auswandern zu zwingen.

Um die Emigration der österreichischen Juden zu organisieren, reist ein junger Unteroffizier der SS im Auftrag des SD nach Wien. Er begreift schnell die Ausmasse der Situation, und er

steckt voller Ideen. Besonders stolz ist er auf seine Idee mit dem Fließband, wenn man den Aussagen Glauben schenken darf, die er zweiundzwanzig Jahre später während seines Prozesses machte: Um die Zustimmung zur Emigration zu erhalten, müssen die Juden ein dickes Dossier mit diversen Schriftstücken zusammenstellen. Mit ihrer Aktensammlung begeben sie sich zur Zentralstelle für jüdische Auswanderung und legen ihre Dokumente auf ein Fließband. Das Ziel dieser Prozedur besteht darin, ihnen in möglichst kurzer Zeit so viel wie möglich zu entreissen, damit sie ja nicht ausreisen, ohne zuvor offiziell auf ihre gesamten Besitztümer verzichtet zu haben. Hinter dem Fließband finden sie einen Korb mit einem Reisepass.

50'000 österreichische Juden konnten auf diese Weise dem Hitler'schen Käfig entkommen, bevor sie darin unwiderruflich eingeschlossen wurden. Zu dieser Zeit kommt diese Methode der ganzen Welt auf gewisse Weise gelegen: Die Juden dürfen sich glücklich schätzen, mit heiler Haut davongekommen zu sein, während die Nazis beträchtliche Summen einkassieren. Heydrich bewertet die Operation von Berlin aus als vollen Erfolg, und für eine gewisse Zeit zieht man die Emigration aller Juden des Reiches als realistische Lösung in Betracht, als beste Antwort auf die «Judenfrage».

Und Heydrich merkt sich den Namen des kleinen Offiziers, der bezüglich der Juden so gute Arbeit geleistet hat: Adolf Eichmann.

In Wien erfand Eichmann die Methode, die zur Basis für die gesamte Deportationspolitik und alle Ausrottungsmassnahmen wurde. Sie verlangte von den Opfern eine aktive Mitarbeit. Die Juden wurden aufgefordert, bei den deutschen Autoritäten vorstellig zu werden. In der überwiegenden Mehrheit der Fälle – ob es sich 1938 um Emigration oder 1943 um die Deportation nach Treblinka oder Auschwitz handelte – folgten die Juden der Vorladung ihrer Feinde. Hätten sie das nicht getan, wären die Nationalsozialisten mit unlösbaren logistischen Problemen konfrontiert worden, und eine Politik der Massenvernichtung wäre kaum umsetzbar gewesen. Anders gesagt, es hätten zweifelsohne unzählige Verbrechen stattgefunden, doch alles weist darauf hin, dass man nicht von einem Genozid hätte sprechen können.

Mit der ihm eigenen Intuition erkennt Heydrich in Eichmann sofort einen talentierten Bürokraten, den er sich zu einer willfährigen Hilfskraft heranzüchten wird. Keiner der beiden ahnt, dass sie jetzt schon den Weg für die Ereignisse von 1943 bereiten, auch wenn sich bereits 1938 alle Blicke nach Prag wenden. Die beiden wissen noch nicht, welche Rolle sie dort einmal spielen werden.

Doch es gibt trotz allem Hinweise. Heydrich hat bereits vor Jahren damit begonnen, eine Vielzahl von Studien über die Judenfrage

bei den entsprechenden Autoritäten in Auftrag zu geben. Unter anderem erhält er folgende Antwort:

«Den Juden sind die Lebensmöglichkeiten – nicht nur wirtschaftlich genommen – einzuschränken. Deutschland muss ihnen ein Land ohne Zukunft sein, in dem wohl die alte Generation in ihren Restpositionen sterben, nicht aber die junge leben kann, so dass der Anreiz zur Auswanderung dauernd wach bleibt. Abzulehnen sind die Mittel des Radau-Antisemitismus. Gegen Ratten kämpft man nicht mit dem Revolver, sondern mit Gift und Gas.»

Metapher, Hirngespinnst, ein Spinner, der wirres Zeug vor sich hin brabbelt, was auch immer: Man merkt, dass der Verfasser bereits eine Idee im Kopf hat. Sein Bericht stammt aus dem Monat Mai 1934: ein Visionär!

54

Im Herzen des alten Böhmen, östlich von Prag, liegt an der Strasse Richtung Olomouc (Olmütz) das Städtchen Kutná Hora (Kuttenberg). Seine Altstadt wurde von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt und besitzt hübsche Gassen, eine prächtige gotische Kathedrale und vor allem ein sagenhaftes Beinhaus, das Sedlitz-Ossarium. In dieser wirklich kuriosen Örtlichkeit sind aus zusammengefügt menschlichen Schädeln und Knochen totenbleiche Gewölbe und Spitzbögen errichtet worden.

Im Jahr 1237 ahnt Kutná Hora noch nicht, dass es einen ansteckenden Bazillus in seinen Eingeweiden trägt: die Weltgeschichte. Sie schickt sich an, ein neues langes und grausames Kapital aufzu-

schlagen, dessen ironischen Ausgang nur sie kennt. Es umfasst ganze Siebenhundert Jahre.

Wenzel I., Sohn von Ottokar I. Přemysl, aus der glorreichen Dynastie der Přemysliden, herrscht über das Gebiet von Böhmen und Mähren. Der Fürst hat die deutsche Prinzessin Kunigunde geheiratet. Als Tochter Philipps von Schwaben, seinerseits Waiblinger und römisch-deutscher König, ist sie verwandt mit dem berühmten Geschlecht der Hohenstaufen. In der Fehde zwischen den mit dem Papst verbündeten Welfen und den kaisertreuen Waiblingern entscheidet sich Wenzel für das Lager des heiligen römisch-germanischen Reiches. Auch wenn ihm in der Folge die päpstliche Kurie einige Rückschläge zufügt, kann er durch diese Allianz seine Macht weiter festigen. Einstweilen schmückt der Löwe mit dem Doppelschweif das königliche Wappen und ersetzt den alten Flammenadler. Überall im Land werden Burgen erbaut, die den Geist des Rittertums atmen.

Prag wird bald seine Altneu-Synagoge bekommen.

Kutná Hora ist zu diesem Zeitpunkt nicht mehr als ein kleiner Marktflecken, nicht gerade eine europäische Metropole.

Die folgende Szene gleicht einem mittelalterlichen Western. Sie spielt bei Anbruch der Nacht. In einer lärmgefüllten Schänke sitzen Einwohner Kutná Horas und vereinzelt Reisende. Die Stammgäste trinken und scherzen mit den Mägden und kneifen sie in den Hintern, die Reisenden sind müde und essen schweigend, die Halunken beobachten das Geschehen und bereiten im Geiste ihre Missetaten vor, während sie ihr Glas kaum anrühren. Draußen regnet es, und aus dem benachbarten Gestüt hört man Pferde

wiehern. Auf der Türschwelle erscheint ein alter Mann mit weissem Bart. Sein einfaches Gewand ist durchnässt, seine Schuhe sind schlammbedeckt, von seinem Stoffhut tropft Regenwasser. In Kutná Hora kennt ihn jeder, er ist ein alter Verrückter aus den Bergen, und niemand schenkt ihm besondere Beachtung. Er bestellt etwas zu trinken und zu essen, dann noch etwas zu trinken. Er verlangt, dass man ein Schwein schlachtet. An den Nachbartischen erstirbt das Gelächter. Misstrauisch fragt der Wirt, ob er das Schwein bezahlen kann. Da leuchtet ein Funke des Triumphs in den Augen des alten Mannes auf. Er legt eine kleine Börse aus abgewetztem Leder vor sich auf den Tisch und öffnet gemächlich die Schnüre. Dann zieht er ein gräuliches Steinchen daraus hervor, das er dem Wirt mit gespielter Unbekümmertheit zur Begutachtung überlässt. Der Wirt runzelt die Stirn, hält den Stein ins Licht der Wandfackeln und nimmt ihn genau in Augenschein. Ein Hauch von Ungläubigkeit überzieht sein Gesicht, und auf einmal tritt er beeindruckt einen Schritt zurück. Er hat das Metall erkannt. Es ist ein Stück Silbererz.

55

Ottokar II. Pfemysl, Sohn von Wenzel L, trägt genau wie sein Grossvater den Namen seines Ahnen. Pfemysl der Pflüger war vor Urzeiten von Königin Libuše, der legendären Gründerin Prags, zu ihrem Gatten auserkoren worden. Mehr als jeder andere aus dem Haus der Pfemysliden (mit Ausnahme seines Grossvaters) fühlte

sich Ottokar II. dazu berufen, seinem Königreich zu mehr Glanz zu verhelfen. Und in diesem Punkt kann ihm niemand vorwerfen, sich als der Aufgabe unwürdig erwiesen zu haben: Dank seiner Silbererzvorkommen hat Böhmen zu Beginn der Herrschaft Ottokars II. ein mittleres Jahreseinkommen von 100'000 Silbermark, was die Region im 13. Jahrhundert zu einer der reichsten Europas macht, fünfmal reicher als beispielsweise Bayern.

Doch der «König des Eisens und des Goldes» – ein Name, der dem Metall, auf dem sein Reichtum basiert, unrecht tut – möchte sich, wie es bei Königen nun einmal üblich ist, nicht mit dem zufriedengeben, was er hat. Er weiss, dass der Wohlstand des Königreiches eng mit seinen Silberminen verknüpft ist, und er möchte den Abbau beschleunigen. Die zahlreichen unangetasteten Vorkommen, die noch unter der Erde ruhen, rauben ihm den Schlaf. Er braucht mehr Arbeitskräfte. Und die Tschechen sind Bauern, keine Minenarbeiter.

Nachdenklich betrachtet Ottokar seine Stadt Prag. Aus der Höhe seiner Burg blickt er auf die Märkte, die sich um die gigantische Judithbrücke gruppieren, eins der ersten Steinbauwerke, die die alten, hölzernen Bauten ersetzen. Sie befindet sich an derselben Stelle wie später die Karlsbrücke, die von der Altstadt zum Burgviertel des Hradschin führt, das damals noch nicht zur Kleienseite (Mala Strana) gehörte. Kleine bunte Punkte bieten geschäftig ihre vielseitigen Waren feil: Stoffe, Fleisch, Obst und Gemüse, Schmuck, Metallarbeiten. All diese Händler sind Deutsche, das weiss er. Die Tschechen sind ein Volk von Landarbeitern, keine Stadtmenschen, und vermutlich überkommt den Regenten ein Gefühl des Bedauerns, wenn nicht sogar der Abneigung.

Ottokar weiss auch, dass in erster Linie die Städte für das Ansehen eines Königreichs verantwortlich sind und dass ein Adliger, der diese Bezeichnung verdient, sich nicht mit seinen Ländereien zufriedengibt, sondern auch einen Hofstaat um sich schart. Zu jener Zeit ist man überall in Europa bemüht, das Modell des französischen Hofes nachzuahmen, und auch an Ottokar geht der Einfluss der französischen Ritterlichkeit nicht spurlos vorüber. Doch Frankreich ist für ihn weit entfernt und somit reichlich abstrakt. Wenn Ottokar an das edle Konzept des Rittertums denkt, hat er automatisch die teutonischen Reiter vor Augen, weil er während des Kreuzzugs von 1255 in Preussen an ihrer Seite gekämpft hat. Hat er nicht selbst mit seiner Schwertspitze Königsberg gegründet? Ottokar ist ganz von Deutschland eingenommen, weil die deutschen Höfe seiner Ansicht nach zugleich vornehme Adligkeit und Modernität verkörpern. Um sein Königreich davon profitieren zu lassen, beschliesst er gegen die Ratschläge seines höfischen Beraters und vor allem gegen die Meinung seines Kanzlers, des Propstes von Vysehrad, eine umfassende Politik deutscher Einwanderung in Böhmen einzuläuten, die er durch das Bedürfnis nach Arbeitskräften für seine Minen gerechtfertigt sieht. Er plant, Hunderttausende deutscher Siedler zu mobilisieren, die sich in seinem schönen Land niederlassen sollen. Indem er sie bevorzugt behandelt, ihnen steuerliche Vorteile einräumt und Ländereien zuschanzt, erhofft sich Ottokar, Verbündete zu gewinnen, die den Einfluss der heimischen Adelsgeschlechter – der Ryzmburgs, Viteks und Falkensteins – abschwächen. Diese erscheinen ihm immer noch als zu bedrohlich und gierig und rufen in ihm Misstrauen und Abneigung hervor. Die Geschichte wird zeigen, dass seine

Strategie mit dem Aufstieg und zunehmendem Einfluss der deutschen Patrizier zunächst in Prag, in Iglau und in Kutná Hora, dann in ganz Böhmen und Mähren geradezu perfekt aufgeht, selbst wenn Ottokar nicht mehr lang genug leben wird, um die Früchte seiner Arbeit zu ernten.

Doch auf lange Sicht handelte es sich trotzdem um eine ausgesprochen schlechte Idee.

56

Am Tag nach dem Anschluss überrascht Deutschland mit einer Fülle beschwichtigender Mitteilungen an die Tschechoslowakei: Sie habe keinesfalls einen bevorstehenden Angriff zu befürchten, auch wenn die Annexion Österreichs bei den Tschechen verständlicherweise das Gefühl aufkommen lasse, umzingelt zu sein.

Um unnötige Spannungen zu vermeiden, erfolgt tatsächlich eine Anweisung an die deutschen Truppen, die in Österreich einmarschieren, überall einen Mindestabstand von fünfzehn bis zwanzig Kilometern zur tschechischen Grenze einzuhalten.

Doch unter den Sudetendeutschen löst die Neuigkeit vom Anschluss eine Welle der Begeisterung aus. Schon kurze Zeit später spricht man über nichts anderes mehr als über das ultimative Hirn-ge-spinst: den Anschluss ans Reich. Es wird demonstriert und provoziert, was das Zeug hält. Ein gemeinschaftliches Gefühl der Verschwörung hängt in der Luft. Flugblätter und Propagandaschriften wandern von Hand zu Hand. Die deutschen Beamten und

Angestellten widersetzen sich systematisch den Anweisungen der tschechoslowakischen Regierung, die darauf abzielen, der Separatistenbewegung Einhalt zu gebieten. In den deutschsprachigen Zonen nimmt der Boykott der tschechischen Minderheit nie gekannte Ausmasse an. Beneš erzählt später in seinen Memoiren, wie verblüfft er über den romantischen Mystizismus war, der alle Deutschen in Böhmen auf einmal erfasst zu haben schien.

57

«[Das Konstanzer Konzil hat] unsere natürlichen Feinde, die benachbarten Deutschen, überall gegen uns zu einem ungerechten Kampf aufgerufen [...]. Sie [die Deutschen] sind – auch wenn sie keine Gründe haben – unserer Zunge immer böswillig gesinnt, und was sie unserer Zunge am Rhein, in Meissen und in Preussen angetan haben, wo sie sie vertrieben haben, das gedenken sie auch uns anzutun, um die Plätze der Vertriebenen einzunehmen.»

Hussitisches Manifest vom 5. April 1420

58

Ein Mal, ein einziges Mal, haben Frankreich und England Hitler während der Tschechoslowakei-Krise widersprochen. Der helle Wahnsinn! Und Englands Erklärung war zudem äusserst halbherzig.

Am 19. Mai 1938 werden an der tschechischen Grenze deutsche Truppenbewegungen gemeldet. Am 20. Mai macht die Tschechoslowakei einen Teil ihrer eigenen Truppen mobil und sendet zugleich eine deutliche Nachricht: Wenn die Truppen angegriffen werden, werden sie sich verteidigen.

Frankreich reagiert mit einer Entschlossenheit, die man nicht mehr erwartet hatte, und lässt unverzüglich verkünden, dass es seine Verpflichtungen gegenüber der Tschechoslowakei einhalten werde, das heisst, ihr militärisch zu Hilfe eilen wird, sollten die Deutschen angreifen.

England ist über Frankreichs Einstellung unangenehm überrascht, stellt sich aber trotzdem auf die Seite seines Alliierten. Mit der klitzekleinen Einschränkung, dass die britischen Streitkräfte sich nicht aktiv an einem bewaffneten Konflikt beteiligen werden. Chamberlain ist darauf bedacht, dass seine Diplomaten bei der Verkündung dieser Peinlichkeit die Form wahren: «Für den Fall eines europäischen Konflikts ist es unmöglich zu wissen, ob Grossbritanniens Truppen ausreichend trainiert sind, um einzuschreiten.» Es hat schon entschlossfreudigere Politiker gegeben.

Hitler wird sich später noch daran erinnern, wie Chamberlain versucht hatte, sich herauszuwinden. Doch zunächst bekommt er es mit der Angst zu tun und gibt klein bei. Am 20. Mai verkündet er, dass Deutschland keinerlei feindliche Absichten gegenüber der Tschechoslowakei hege, und lässt die zusammengezogenen Truppen wieder abmarschieren, als wäre nichts gewesen. Die offizielle Version lautet, es habe sich um schlichte Routinemanöver gehandelt.

Doch Hitler kocht innerlich vor Wut. Er fühlt sich von Beneš gedemütigt, und die Kampfeslust packt ihn. Am 28. Mai trommelt er die Oberbefehlshaber der Wehrmacht zusammen und brüllt ih-

nen folgende Kampfansage entgegen: «Es ist mein unerschütterlicher Wille, die Tschechoslowakei von der Landkarte auszulöschen!»

59

Grossbritanniens mangelnder Enthusiasmus, seinen Verpflichtungen nachzukommen, beunruhigt Beneš. Er erkundigt sich telefonisch bei seinem Botschafter in London nach dem aktuellen Stand der Dinge. Das Gespräch wurde vom deutschen Geheimdienst aufgezeichnet und macht mehr als deutlich, dass sich die Tschechen keine grossen Illusionen mehr machen, was die Engländer angeht; besonders Chamberlain bekommt sein Fett ab:

«Der verfluchte Bastard verlangt von uns, dass wir Hitler in den Arsch kriechen!»

«Bearbeiten Sie ihn weiter, bis er zur Vernunft kommt!»

«Vernunft besitzt dieser rüdidige Hund nicht mehr, Hauptsache, er kann dem Nazi-Scheisshaufen hinterherhecheln und ihn von allen Seiten beschnüffeln.»

«Dann sprechen Sie mit Horace Wilson. Er soll den Premierminister warnen, dass England ebenfalls in Gefahr schwebt, wenn wir uns nicht alle entschlossen zeigen. Meinen Sie, Sie können ihm das klarmachen?»

«Wozu soll ich mit Wilson sprechen? Der Mann ist ein Schakal!»

Die Deutschen liessen den Engländern die Tonbandaufnahme umgehend zukommen. Chamberlain war anscheinend stinksauer und hat es den Tschechen niemals verziehen.

Trotzdem reist Chamberlains Vertrauensmann Wilson nach Deutschland, um Hitler einen Schlichtungsversuch zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei unter englischer Aufsicht vorzuschlagen. Hitler tobt los, was er mit einer englischen Aufsicht anfangen solle. Der alte Schweinehund sei verrückt, wenn er glaube, ihn so gängeln zu können. Erstaunt erwidert Wilson, wenn Herr Hitler sich auf den Premierminister beziehe, so könne er ihm versichern, dass dieser keineswegs verrückt sei, sondern lediglich im Interesse des Friedens handle. Darauf gibt es für Hitler kein Halten mehr: Die Bemerkungen dieses Speichellecker interessierten ihn nicht im Geringsten, das Einzige, was ihn interessiere, sei sein Volk in der Tschechei; sein gequältes Volk, das von diesem unsäglichen Päderasten Beneš dahingemetzelt werde. Er ertrage das nicht länger. Es sei mehr, als ein guter Deutscher ertragen könne. Ob Wilson, das dämliche Schwein, ihn verstanden habe?

Also waren sich Tschechen und Deutsche zumindest in einem Punkt einig: Chamberlain und seine Clique waren ausgemachte Speichellecker.

Erstaunlicherweise ärgerte sich Chamberlain deutlich weniger über die Beleidigungen des Deutschen als über die der Tschechen. Im Nachhinein kann man sagen, dass das äusserst bedauerlich war.

Am 21. August 1938 verkündet unser guter Premierminister Edouard Daladier im Radio diese erhebenden Worte:

«Soll sich Frankreich, angesichts diktatorischer Staaten, die ohne jegliche Rücksicht auf geregelte Arbeitszeiten ihre Aus- und Aufrüstung betreiben, und neben demokratischen Staaten, die sich nach Kräften bemühen, ihren Wohlstand zurückzuerlangen und ihre Sicherheit zu gewährleisten und die deshalb die 48-Stunden-Woche eingeführt haben, mit Diskussionen aufhalten, die die Zukunft unserer Nation gefährden könnten? Solange die internationale Situation derart delikat bleibt, muss es möglich sein, mehr als vierzig Stunden pro Woche zu arbeiten – in den Unternehmen, die sich mit der nationalen Verteidigung befassen, sogar bis zu achtundvierzig Stunden.»

Als ich die Niederschrift seiner Ausführungen las, sagte ich mir, es sei ja seit jeher eine Utopie der französischen Rechten gewesen, die Franzosen mehr arbeiten zu lassen. Ich war entgeistert, dass die reaktionäre Führungsschicht die Tragweite der Situation nicht im Geringsten erfasst hatte und nur darauf bedacht war, sich die Sudetenkrise zunutze zu machen, um ihre Rechnung mit der Front populaire zu begleichen. Dazu muss man sagen, dass die Redakteure der bürgerlichen Presse 1938 schamlos die Arbeiter stigmatisierten, die an nichts anderes dächten als an ihre bezahlten Urlaubstage.

Doch dann rief mir mein Vater in Erinnerung, dass Daladier ein radikaler Sozialist gewesen war und wahrscheinlich der Front populaire angehört hatte. Ich überprüfte seine Aussage – und tatsächlich: Daladier war nationaler Verteidigungsminister in der Regie-

rung von Léon Blum! Mir stockte der Atem. Nur mit Mühe gelingt es mir, seinen Schachzug zu rekapitulieren: Daladier, ehemaliger Verteidigungsminister der Front populaire, thematisierte die nationale Verteidigung nicht etwa, um Hitler daran zu hindern, die Tschechoslowakei zu entzweien, sondern um die 40-Stunden-Woche wieder einzuführen, eine ehemalige Errungenschaft der Front populaire. Auf dieser Ebene politischen Unfugs wird Verrat beinahe zur Kunstform.

61

Am 26. September 1938 soll Hitler im Berliner Sportpalast eine feierliche Rede an die versammelte Menschenmenge richten. Zuvor empfängt er eine britische Delegation, die ihn davon unterrichtet, dass die tschechische Regierung das Godesberger Memorandum als völlig unannehmbar betrachte und entsprechend die unverzügliche Räumung des abzutretenden Gebietes verweigere. Hitler ist stocksauer über diese Mitteilung und flippt mitten in der diplomatischen Besprechung aus: «Es hat überhaupt keinen Zweck, noch irgendwie weiter zu verhandeln! Die Deutschen werden wie Nigger behandelt! Am 1. Oktober habe ich die Tschechoslowakei da, wo ich sie haben will. Wenn England und Frankreich losschlagen wollen, dann sollen sie es ruhig tun. Das schert mich keinen Pfifferling!» Dann stürmt er hinaus.

Von der Tribüne ruft er seinem fanatischen Publikum zu:

«Zwanzig Jahre lang haben die Deutschen in der Tschechoslowakei und hat das deutsche Volk im Reiche [bei der Unterdrückung der Deutschen in der Tschechoslowakei durch die Tschechen] zusehen müssen, nicht weil es das damals hinnahm, sondern weil es einfach ohnmächtig war und sich in der Welt der Demokratie nicht helfen konnte vor diesen Peinigern. Ja, wenn irgendwo ein Landesverräter nur eingesperrt wird, wenn ein Mann, der meinetwegen von der Kanzel herunterschimpft, in Sicherheit genommen wird – dann gibt es Aufregung in England und Empörung in Amerika. Wenn aber Hunderttausende von Menschen vertrieben werden, wenn Zehntausende ins Gefängnis kommen und Tausende niedergemetzelt werden, dann rührt das diese Patentweltdemokraten nicht im Geringsten. Wir haben in diesen Jahren vieles gelernt. Wir empfinden tiefe Verachtung für sie.

Eine einzige Grossmacht sehen wir in Europa und einen Mann an der Spitze, die Verständnis besitzen für die Notlage unseres Volkes. Es ist, ich darf es wohl aussprechen, mein grosser Freund: Benito Mussolini.»

Die Menge schreit: «Heil Duce!»

«Beneš aber sitzt in Prag und ist überzeugt: „Mir kann nichts passieren, am Ende stehen hinter mir England und Frankreichs»

Ausgedehntes Gelächter.

«Und nun, meine Volksgenossen, glaube ich, dass der Zeitpunkt gekommen ist, an dem nun Fraktur geredet werden muss. Denn schliesslich hat Beneš sieben Millionen Tschechen, hier aber steht ein Volk von über fünfundsiebzig Millionen.»

Frenetischer Applaus.

«Ich bin Herrn Chamberlain dankbar für alle seine Bemühungen. Ich habe ihm versichert, dass das deutsche Volk nichts anderes will als Frieden. Ich habe ihm weiter versichert und wiederhole es hier, dass es – wenn dieses Problem gelöst ist – für Deutschland in Europa kein territoriales Problem mehr gibt! Wir wollen gar keine Tschechen! Allein, ebenso will ich nun vor dem deutschen Volke erklären, dass in Bezug auf das sudetendeutsche Problem meine Geduld jetzt zu Ende ist! Ich habe Herrn Beneš ein Angebot gemacht, das nichts anderes ist als die Realisierung dessen, was er selbst schon zugesichert hat. Er hat jetzt die Entscheidung in seiner Hand! Frieden oder Krieg! Er wird entweder dieses Angebot akzeptieren und den Deutschen jetzt endlich die Freiheit geben, oder wir werden diese Freiheit uns selbst holen!

Das muss die Welt zur Kenntnis nehmen.»

62

Während der Sudetenkrise tauchten erste Zeugenberichte über den Wahnsinn des Führers auf. Zu jener Zeit versetzte ihn die bloße Erwähnung von Beneš und den Tschechen in derartige Wut, dass er völlig die Beherrschung verlieren konnte. So wurde berichtet, man habe einmal gesehen, wie er sich auf den Fussboden geworfen und im Teppich verbissen habe. Seine wahnwitzigen Wutausbrüche und sein manisches Temperament brachten ihm (sicher auch wegen dieser Anekdote) in kurzer Zeit in den Kreisen, die dem Nationalsozialismus immer noch feindlich gesinnt waren,

den Beinamen «Teppichfresser» ein. Ich weiss nicht, ob er es sich zur Gewohnheit machte, rasend vor Wut an einem Teppich herumzunagen, oder ob sich dieses Symptom nach München nicht wiederholte.

63

27. September 1938, zwei Tage vor dem Münchener Abkommen. Die Welt hält den Atem an. Hitler ist bedrohlicher denn je. Die Tschechen wissen, dass sie dem Tod geweiht sind, wenn sie das Sudetenland nicht an die Deutschen abtreten, die dort die natürliche Grenze ihres Reiches sehen. Chamberlain erklärt:

«Wie schrecklich, wie grotesk, wie unglaublich ist es, dass wir hier bei uns Schützengräben ausheben sollen, wegen Streitigkeiten in einem fernen Land zwischen Menschen, von denen wir nichts wissen.»

Saint-John Perse gehört wie Claudel oder Giraudoux jenem Schlag von Schriftsteller-Diplomaten an, die ich wie die Pest hasse. In seinem Fall scheint mir meine instinktive Abscheu besonders gerechtfertigt, wenn man sein Verhalten seit September 1938 in Betracht zieht.

Alexis Léger (so lautet sein wahrer Name) begleitet Daladier als Generalsekretär des französischen Aussenministeriums nach

München. Sein oberstes Ziel ist die Erhaltung des Friedens – als Befürworter einer gnadenlosen Durchhaltepolitik hat er ohne Pause geackert, um den französischen Premierminister zu überzeugen, allen Forderungen der Deutschen nachzugeben. Er ist zugegen, als die tschechischen Repräsentanten hereingerufen werden, um über ihr Schicksal unterrichtet zu werden – 12 Stunden nach Unterzeichnung des Abkommens, das ohne sie getroffen wurde.

Hitler und Mussolini sind bereits gegangen, Chamberlain gähnt ostentativ, und Daladier gelingt es mehr schlecht als recht, seine Verlegenheit hinter einer hochnäsigen Fassade zu verbergen. Als die zutiefst bestürzten Tschechen fragen, ob man von ihrer Regierung eine Antwort oder Erklärung erwarte, verschlug es ihm vermutlich vor Scham die Sprache (ein Wunder, dass weder er noch die anderen daran erstickt sind). Also springt sein Mitarbeiter für ihn in die Bresche und beantwortet die Frage mit einer solchen Arroganz und Frechheit, dass der tschechische Aussenminister, der ebenfalls an der Diskussion teilnimmt, seine Ausführungen mit der lakonischen Bemerkung kommentiert: «Er ist Franzose.»

Das Abkommen ist beschlossene Sache, es wird keine Antwort erwartet. Stattdessen soll die tschechische Regierung ihren Repräsentanten noch am gleichen Tag nach Berlin schicken. Er habe dort spätestens um 15:00 Uhr einzutreffen (es ist jetzt 3:00 Uhr morgens), um der Sitzung der Kommission beizuwohnen, die das Abkommen in die Tat umsetzen wird. Ausserdem soll sich am Samstag ein tschechoslowakischer Offizier nach Berlin begeben, um die Details der Räumung zu klären. Der Tonfall des Diplomaten nimmt immer härtere Züge an, während er seine Befehle her-

unterrasselt. Einer der beiden tschechischen Vertreter bricht in Tränen aus. Voller Ungeduld und wie zur Rechtfertigung seiner Brutalität fügt der Diplomat hinzu, es herrsche eine Stimmung, die der ganzen Welt gefährlich werden könne. Ach was!

Ein französischer Dichter vollbrachte also die künstlerische Leistung, das Todesurteil der Tschechoslowakei zu verkünden. Das Todesurteil des Landes, das mir von allen Ländern der Welt am besten gefällt.

Am Eingang seines Hotels in München befragt einjournalist Alexis Léger:

«Herr Generalsekretär, dieses Abkommen ist doch bestimmt eine Erleichterung, oder nicht?»

Schweigen. Dann gibt der Generalsekretär des französischen Aussenministeriums seufzend zur Antwort:

«Ja, eine Erleichterung ... als hätte man sich in die Hose gemacht.»

Diese verzögerte Enthüllung seiner wahren Ansichten in Kombination mit einem so bildhaften Vergleich vermag sein ehrloses Verhalten nicht wiedergutzumachen. Saint-John Perse benahm sich wie ein Haufen Scheisse. Wobei er in seiner lächerlich steifen Diplomatenart gesagt hätte: «Wie ein Exkrement.»

66

In der *Times* über Chamberlain:

«Kein Feldherr kehrte je nach siegreicher Schlacht mit edleren Lorbeeren geschmückt zurück.»

67

Chamberlain aus einem Fenster seines Regierungssitzes in London:

«Meine lieben Freunde, zum zweiten Mal in unserer Geschichte wurde aus Deutschland ein ehrenhaftes Friedensabkommen in die Downing Street heimgebracht. Ich glaube, dass dieser Friede andauern wird.»

68

Der tschechische Aussenminister Kofka:

«Man hat uns diese Situation aufgezwungen; jetzt sind wir an der Reihe – schon bald wird es andere treffen.»

In einem Anflug von pubertärem Snobismus hatte ich eigentlich beschlossen, den berühmtesten französischen Satz dieser düsteren

Geschichte unerwähnt zu lassen, weil er bereits so ausgelutscht ist. Doch ich komme einfach nicht darum herum, Daladier zu zitieren, der beim Aussteigen aus dem Flugzeug angesichts der ihm zujubelnden Menge gemurmelt haben soll:

«Nur ein wahrer Tor sieht nicht, was steht bevor!»

Manch einer bezweifelt übrigens, dass Daladier diese Worte jemals geäußert hat, dass er diese Weitsicht besass und diesen Rest von Scharfzüngigkeit. Angeblich habe Sartre ihm dieses Zitat in seinem Roman *Der Aufschub* untergejubelt.

70

Churchills Worte an das Unterhaus zeugen von mehr Klarsicht und zeichnen sich, wie immer bei ihm, durch mehr Grösse aus:

«Wir haben eine vollständige und totale Niederlage erlitten.»

(Churchill muss seine Ansprache mehrere Minuten unterbrechen, bis das Pfeifen und die Buhrufe verstummen.)

«Wir befinden uns inmitten einer Katastrophe von nie gekanntem Ausmass. Der Weg der Donaumündungen, der Weg über das Schwarze Meer ist geöffnet. Alle Länder Mitteleuropas und das Donautal werden nach und nach von dem gewaltigen politischen System der Nationalsozialisten überschwemmt werden, das von Berlin ausgeht. Und glauben Sie nicht, das sei das Ende, im Gegenteil, das ist erst der Anfang ...»

Kurze Zeit später fasst Churchill in einem unvergesslichen Chiasmus zusammen:

«Sie mussten zwischen Krieg und Schande wählen. Sie wählten die Schande. Und Sie bekommen den Krieg.»

71

Es läutet, es läutet, die Glocke des Verrats.
Wer brachte sie zum Schwingen?
Das feine Frankreich, das stolze Albion, an denen wir einst so hingen.

FRANTISEK HALAS

72

Während eine Nation verraten und verstümmelt daniederliegt,
wird sich in Frankreich mit Kartenspiel und Tino Rossi vergnügt.

MONTHERLANT

73

Aufgrund der arroganten Forderungen Deutschlands haben die beiden grossen westlichen Demokratien klein beigegeben. Hitler hat also allen Grund zum Jubeln. Doch mitnichten: Er kehrt übel-

ter Laune nach Berlin zurück und wettet über Chamberlain: «Dieser Kerl hat mir meinen Einzug in Prag verdorben!» Was bringen ihm ein paar zusätzliche Gebirgszüge? Indem sie die tschechische Regierung gezwungen haben, sich allen Konzessionen zu beugen, haben die beiden rückgratlosen Nationen Frankreich und England den Diktator für den Augenblick seiner Chance beraubt, sein wahres Ziel in die Tat umzusetzen: die Tschechoslowakei nicht bloss zu entzweien, sondern sie zu «zerschlagen», das heisst, sie dem Reich als Provinz einzuverleiben. Sieben Millionen Tschechen gegenüber 75 Millionen Deutschen ... aufgeschoben ist nicht aufgehoben ...

74

1946 wollte der Repräsentant der Tschechoslowakei während der Nürnberger Prozesse von Keitel, dem Chef des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW), wissen, ob das Reich die Tschechoslowakei 1938 angegriffen hätte, wenn die westlichen Mächte Prag unterstützt hätten. Keitel antwortete, dass man es mit Sicherheit nicht getan hätte, weil das Reich militärisch nicht stark genug gewesen wäre.

Hitler mag momentan herumtoben. Doch Frankreich und England haben ihm eine Tür aufgeschlossen, für die er keinen Schlüssel gehabt hätte. Mit ihrer Gefälligkeit haben sie ihn geradezu ermutigt, noch einen Schritt weiter zu gehen.

Hier im Bürgerbräukeller in München nahm vor fünfzehn Jahren alles seinen Anfang. Doch der heutige Abend gleicht nicht unbedingt einer Gedenkfeier, obwohl dreitausend Leute angereist sind. Auf der Tribüne folgt ein Redner auf den nächsten, und jeder ruft zur Vergeltung auf. Vorgestern hat ein 17-jähriger Jude einen Sekretär der deutschen Botschaft getötet, weil sein Vater kurz zuvor nach Polen deportiert worden war. Heydrich ist gut genug unterrichtet, um zu wissen, dass der Verlust nicht allzu gross ist: Der Botschaftssekretär war wegen seiner antinazistischen Einstellung von der Gestapo beschattet worden. Doch dieses Ereignis sollte man sich zunutze machen. Goebbels hat ihm die Organisation einer Grossaktion übertragen. Während der Abend seinen Höhepunkt erreicht, diktiert Heydrich seine Anweisungen: In der Nacht sollen «spontane» Kundgebungen stattfinden. Alle Stellen der Staatspolizei sollen mit den Partei- und SS-Führern Kontakt aufnehmen. Die stattfindenden Demonstrationen sollen von der Polizei nicht verhindert werden. Es dürfen nur solche Massnahmen getroffen werden, die keine Gefährdung deutschen Lebens oder Eigentums mit sich bringen (Synagogen dürfen beispielsweise nur in Brand gesteckt werden, wenn für die angrenzenden Gebäude keine Brandgefahr besteht). Jüdische Geschäfte und Wohnungen dürfen zerstört, aber nicht geplündert werden. Es sind so viele Juden – insbesondere wohlhabende – festzunehmen, wie in den vorhandenen Hafträumen untergebracht werden können. Nach Durchführung der Festnahme ist unverzüglich mit den zuständigen Konzentrationslagern Verbindung aufzunehmen, um die Juden dort so

schnell wie möglich zu internieren. Heydrichs Anweisung wird nachts um ein Uhr zwanzig per Fernschreiber übertragen.

Die SA hat sich bereits auf den Weg gemacht, die SS folgt ihr auf Schritt und Tritt. In den Strassen von Berlin sowie in allen grossen Städten Deutschlands werden die Schaufenster jüdischer Geschäfte zertrümmert und die Möbel aus den Fenstern jüdischer Wohnungen geschmissen; die Juden selbst werden misshandelt, festgenommen oder umgebracht. Auf der Strasse zerschellen Schreibmaschinen, Nähmaschinen und sogar Klaviere. Die Ausschreitungen dauern die ganze Nacht. Die ehrbaren Bürger verbarrikadieren sich im eigenen Haus, die neugierigeren unter ihnen wohnen dem Spektakel bei, ohne einzuschreiten, wie stille Phantome, deren Schweigen nicht zu deuten ist – zustimmend, missbilligend, ungläubig, zufrieden. Irgendwo in Deutschland klopft man an die Haustür einer 81-jährigen Dame. Als sie den SA-Leuten die Tür öffnet, ruft sie: «Oh, ich habe heute Morgen hohen Besuch!» Doch als die SA-Leute sie auffordern, sich anzuziehen und ihnen zu folgen, setzt sie sich aufs Sofa und verkündet: «Ich werde mich weder anziehen noch irgendwo hingehen. Machen Sie mit mir, was Sie wollen.» Und als sie wiederholt: «Machen Sie mit mir, was Sie wollen», zieht der Truppenvorsteher seinen Revolver und schießt ihr in die Brust. Sie sinkt auf dem Sofa zusammen. Er zielt ein zweites Mal und schießt ihr in den Kopf. Sie fällt vornüber vom Sofa. Doch sie ist noch nicht tot. Ihr Blick ist auf das Fenster gerichtet, und sie gibt ein leises Röcheln von sich. Daraufhin schießt der Truppenchef zum dritten Mal auf sie, mitten in die Stirn, aus zehn Zentimetern Entfernung.

Andernorts klettert ein SA-Mann auf das Dach einer geplünder-

ten Synagoge, schwenkt mehrere Thora-Rollen und skandiert: «Wischt euch damit den Hintern ab, ihr Juden!» Dann wirft er mit den Thora-Rollen wie mit Luftschlangen um sich. Schon hier zeigt sich dieser unnachahmliche Stil!

In dem Bericht des Bürgermeisters einer kleinen Stadt ist zu lesen, die Aktion gegen die Juden sei zügig verlaufen. Infolge der ergriffenen Massnahmen habe sich ein jüdisches Paar in die Donau geworfen.

Alle Synagogen brennen, doch Heydrich kennt seinen Beruf und veranlasst, dass alle Archive, die man finden kann, ins Hauptquartier des SD gebracht werden. In der Wilhelmstrasse treffen zahlreiche Kisten mit Dokumenten ein. Die Nazis verbrennen zwar gerne Bücher, aber keine Register. Deutsche Gründlichkeit? Wer weiss, ob sich die SA-Leute mit diesen wertvollen Archiven nicht den Hintern abgewischt haben ...

Am Tag nach der Reichskristallnacht erstattet Heydrich Göring einen vorläufigen vertraulichen Bericht: Der Umfang der Zerstörungen jüdischer Geschäfte und Wohnungen lässt sich bisher zahlenmässig noch nicht belegen. 815 zerstörte Geschäfte, 171 in Brand gesetzte oder zerstörte Wohnhäuser geben nur einen Teil der wirklich vorliegenden Zerstörungen wieder. 119 Synagogen wurden in Brand gesteckt, weitere 46 vollständig demoliert. 20'000 Juden wurden festgenommen. Es wurden 36 Todesfälle gemeldet. Die Zahl der Schwerverletzten beträgt ebenfalls 36. Die Getöteten und Verletzten sind alle Juden.

Ausserdem wurde Heydrich von Vergewaltigungen berichtet, die für schlimmer erachtet werden als Mord, da sie gegen die Nürnberger Rassengesetze verstossen. Die Schuldigen werden

festgenommen, aus der Partei geworfen und dem Gericht vorgeführt. Wer einen Juden ermordet hat, wird hingegen nicht belangt.

Zwei Tage später findet im Reichsluftfahrtministerium eine Versammlung unter Vorsitz Görings statt, bei der besprochen wird, wie die Kosten für die verursachten Schäden auf die Juden abgewälzt werden können. Wie der Sprecher der Versicherungsgesellschaften darlegt, machten allein die zerstörten Schaufenster- und Fensterscheiben (daher stammt die Bezeichnung Reichskristallnacht) einen Schaden von fünf Millionen Mark aus. Bei den Eigentümern der jüdischen Geschäfte handelt es sich in vielen Fällen um Arier, die für die Schäden aufkommen müssen. Göring ist ausser sich vor Wut. Niemand hatte den ökonomischen Schaden bedacht, den die Operation nach sich ziehen würde, und Göring als Verantwortlicher für Deutschlands wirtschaftliches Wohlergehen offenbar am allerwenigsten. Er brüllt Heydrich ins Gesicht, es sei ihm lieber gewesen, man hätte zweihundert Juden ermordet als derartige Werte vernichtet. Beleidigt antwortet Heydrich, es seien 36 Juden getötet worden.

In dem Masse, in dem Lösungen gefunden werden, um die Juden selbst für die Schäden aufkommen zu lassen, beruhigt sich Göring, und die Stimmung entspannt sich. Heydrich hört, wie Göring mit Goebbels darüber scherzt, den Juden ein Waldreservat zuzuteilen und darin Tiere anzusiedeln, die den Juden ähnlich sähen, wie den Elch mit seiner krummen Nase. Darüber müssen alle Anwesenden herzlich lachen, ausser dem Versicherungsvertreter, den der Finanzplan des Feldmarschalls nicht so recht überzeugt. Auch Heydrich lacht nicht mit.

Am Ende der Versammlung steigt er in die Debatte ein:

«Bei allem Herausnehmen des Juden aus der Wirtschaft bleibt das Grundproblem letzten Endes doch immer, dass der Jude aus Deutschland herauskommt.» Er schlägt vor, in der Zwischenzeit jeden Juden mit einem deutlichen Zeichen auszustatten, an dem man ihn sofort erkennt.

«Eine Uniform!», frohlockt Göring, der seit jeher einen Klammottenfimmel hat.

«Ein Abzeichen», erwidert Heydrich.

76

Doch diese prophetische Ankündigung bleibt nicht die einzige Konsequenz der Sitzung. Von nun an wird den Juden der Zugang zu Schulen, öffentlichen Krankenhäusern, Stränden und Kurorten verwehrt. Ihre Einkäufe dürfen sie nur zu bestimmten Uhrzeiten erledigen. Allerdings wird der Plan, ein spezielles Zugabteil oder einen Waggon für die Juden einzurichten, nicht in die Tat umgesetzt, weil Goebbels folgenden Einwand hatte: Was würde passieren, wenn im Zug grosser Andrang herrscht? Die Deutschen müssten sich zusammenquetschen, während die Juden einen ganzen Waggon für sich allein hätten! Kurz gesagt, das Niveau der Debatten erreicht in puncto technischer Durchführung und Präzision einen neuen Höhepunkt.

Heydrich schlägt weitere Einschränkungen vor, was den Aufenthaltsradius der Juden angeht. Göring hat sich von seinem Wutausbruch erholt und stellt ihm, als ob nichts gewesen wäre, eine Grundsatzfrage: «Aber lieber Heydrich, Sie werden nicht darum

herumkommen, in ganz grossem Massstab in den Städten zu Ghettos zu kommen. Die müssen geschaffen werden.»

In einem Ton, der keinen Widerspruch duldet, antwortet Heydrich:

«Ich darf gleich zur Frage des Ghettos Stellung nehmen. Das Ghetto in der Form vollkommen abgesonderter Stadtteile, wo nur Juden sind, halte ich polizeilich nicht für durchführbar. Das Ghetto, wo der Jude sich mit dem gesamten Judentum versammelt, ist in polizeilicher Hinsicht unüberwachbar. Es bleibt der ewige Schlupfwinkel für Verbrechen und vor allen Dingen von Seuchen und ähnlichen Dingen. Heute ist es so, dass die deutsche Bevölkerung – wir wollen die Juden auch nicht in demselben Haus lassen – in den Strassenzügen oder in den Häusern den Juden zwingt, sich zusammenzunehmen. Die Kontrolle des Juden durch das wachsame Auge der gesamten Bevölkerung ist besser, als wenn Sie die Juden zu Tausenden und Abertausenden in einem Stadtteil haben, wo ich durch uniformierte Beamte eine Überwachung des täglichen Lebenslaufes nicht herbeiführen kann.»

Für Raoul Hilberg offenbart Heydrichs Vision von Privatbeschattung dessen Vorstellung von seinem Beruf und der deutschen Gesellschaft: Die gesamte Bevölkerung wird als eine Art Hilfspolizei angesehen, deren Aufgabe darin besteht, die Juden zu überwachen und jegliches verdächtige Verhalten zu melden. Der Aufstand im Warschauer Ghetto 1943, für dessen Niederschlagung die SS gut drei Wochen brauchte, bestätigt seine Analyse: Dem Juden kann man einfach nicht über den Weg trauen. Ausserdem weiss Heydrich, dass Mikroben keine Rassengrenzen kennen.

Herr Tiso wirkt äusserlich ein wenig ungeschlacht. Historisch betrachtet ist sein Platz an der Seite der grössten Kollaborateure. Seine Abneigung gegenüber der tschechischen Zentralregierung wird sein Schicksal als slowakischer Pétain besiegeln. Der Erzbischof von Bratislava hat sein gesamtes Leben für die Unabhängigkeit seines Landes gekämpft, und heute wird er, dank Hitler, sein Ziel erreichen. Am 13. März 1939, während die Divisionen der Wehrmacht im Begriff sind, Böhmen und Mähren zu besetzen, empfängt der Reichskanzler den zukünftigen Präsidenten der Slowakei.

Wie immer ist Hitler derjenige, der spricht, und sein Gesprächspartner hört zu. Tiso weiss nicht, ob er sich freuen oder vor Angst zittern soll. Warum muss sein grösster Traum ausgerechnet in Form eines Ultimatums und unter Erpressung in Erfüllung gehen?

Hitler erläutert es ihm: Die Tschechoslowakei habe es einzig und allein Deutschland zu verdanken, dass sie nicht weiter verstümmelt wurde. Das Reich habe sich grösster Zurückhaltung befleissigt, indem es sich mit der Annexion des Sudetenlandes zufriedengegeben habe. Dennoch hätten die Tschechen dies nicht gewürdigt. In den letzten Wochen seien die Verhältnisse unerträglich geworden. Es habe ein Übermass an Provokationen gegeben. Die Deutschen, die dort zurzeit noch lebten, würden unterdrückt und verfolgt. Der alte Geist Beneš' sei wieder lebendig (die blosser Erwähnung dieses Namens bringt Hitler in Wallung).

Die Slowaken hätten ihn enttäuscht. Er habe sich nach München mit seinen Freunden, den Ungarn, gestritten, weil er ihnen untersagt habe, die Slowakei an sich zu reissen.

Er habe geglaubt, die Slowakei wünsche ihre Unabhängigkeit.

Die Frage sei die: Wolle die Slowakei ihr Eigenleben oder nicht? Es handele sich nicht um Tage, sondern um Stunden. Wenn die Slowakei unabhängig werden wolle, werde er dieses Bestreben unterstützen und sie unter seinen Schutz stellen. Doch würde sie zögern oder sich nicht von Prag lösen wollen, so überlasse er das Schicksal der Slowakei den Ereignissen, für die er nicht mehr verantwortlich sei.

In diesem Augenblick legt Ribbentrop Hitler eine Meldung vor, die angeblich gerade hereingekommen ist und von ungarischen Truppenbewegungen an der slowakischen Grenze berichtet. Diese kleine Inszenierung soll Tiso die Dringlichkeit der Situation verdeutlichen (sofern das überhaupt nötig ist), damit er sich schnellstmöglich für eine der beiden Möglichkeiten entscheidet: Entweder erklärt die Slowakei ihre Unabhängigkeit und schliesst sich Deutschland an, oder Hitler wird sie Ungarn zum Frass vorwerfen.

Tiso gibt zur Antwort, die Slowaken würden sich der Fürsorge des Führers als würdig erweisen.

78

Im Gegenzug für die Übergabe des Sudetenlandes an Deutschland wurde der Tschechoslowakei in München von Frankreich und England die Wahrung ihrer neuen Grenzen zugesichert. Doch mit der Unabhängigkeit der Slowakei hat sich die Ausgangssituation verändert. Die Verpflichtung wurde gegenüber der Tschechoslo-

wakei getroffen, nicht mit Tschechien allein, lautet die Antwort der englischen Diplomaten an die Kollegen aus Prag, die sie um Hilfe gebeten hatten. Wir befinden uns am Vortag der deutschen Invasion. Die Feigheit Frankreichs und Englands kann sich diesmal in aller Legalität zeigen.

79

Am 14. März 1939 fährt um zweiundzwanzig Uhr vierzig ein Zug aus Prag auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin ein. Ihm entsteigt ein schwarzgewandeter alter Mann mit hängender Lippe, beinahe kahlem Kopf und trübem Blick. Präsident Hácha, der Beneš nach dem Münchener Übereinkommen abgelöst hat, reist an, um Hitler zu beschwören, sein Land zu verschonen. Wegen seiner Herzschwäche hatte der Präsident nicht fliegen können. Er wird von seiner Tochter und seinem Aussenminister begleitet.

Hácha fürchtet sich vor dem, was ihm hier bevorsteht. Er weiss, dass die deutschen Truppen die tschechische Grenze bereits überschritten haben und sich um Böhmen zusammenziehen. Dass eine Invasion bevorsteht, ist offenkundig, und Hácha hat die Reise nur deshalb auf sich genommen, weil er hofft, eine halbwegs ehrbare Übergabe aushandeln zu können. Ich nehme an, er wäre mehr als bereit gewesen, ähnliche Konditionen zu akzeptieren, wie man sie der Slowakei auferlegt hatte: den Status einer unabhängigen Nation zu erhalten, aber unter deutscher Aufsicht zu stehen. Er befürchtet nicht mehr und nicht weniger als die völlige Auflösung seines Landes.

Als er aus dem Zug steigt und den Bahnsteig betritt, ist er daher restlos erstaunt, dort von einer Ehrengarde empfangen zu werden. Der deutsche Aussenminister Ribbentrop nimmt Hácha höchstpersönlich in Empfang und überreicht seiner Tochter einen prächtigen Blumenstrauss. Dem tschechischen Präsidenten, der er ja immer noch ist, werden alle einem Staatsoberhaupt gebührenden offiziellen Ehren zuteil. Hácha atmet etwas freier. Die Deutschen haben in dem repräsentativen Hotel Adlon die beste Suite für ihre Gäste reserviert. Auf ihrem Bett findet seine Tochter eine Pralinschachtel vor – ein Geschenk des Führers höchstpersönlich.

Der tschechische Präsident wird zur Reichskanzlei gefahren, wo eine SS-Wache Spalier bildet. Hácha schöpft neuen Mut.

Doch als er das Büro des Reichskanzlers betritt, gerät seine Zuversicht ins Wanken. An Hitlers Seite bemerkt er Göring und Keitel, und beim Anblick der Oberbefehlshaber der deutschen Armee schwant ihm nichts Gutes. Auch Hitlers Gesichtsausdruck entspricht nicht den Erwartungen, die er angesichts des Empfangs hegte, den man ihm bis zu diesem Zeitpunkt hatte zuteilwerden lassen. Das bisschen Selbstsicherheit, das er aufbringen konnte, ist mit einem Schlag verflogen, und in diesem Moment verstrickt sich Emil Hácha unwiderruflich in die düstersten Machenschaften der Geschichte.

Er sagt dem Dolmetscher, er könne dem Führer versichern, dass er sich nie mit Politik befasst habe. Er habe die Gründer der tschechoslowakischen Republik, Masaryk und Beneš, nie persönlich getroffen und sie im Übrigen auch nicht geschätzt. Von Anfang an habe er eine derart tiefe Abneigung gegen das Beneš-Re-

gime empfunden, dass er sich gleich nach dem Münchener Abkommen die Frage gestellt habe, ob es für die Tschechoslowakei überhaupt von Vorteil wäre, ein selbständiger Staat zu sein. Er sei überzeugt, dass das Schicksal der Tschechoslowakei in den Händen des Führers läge, und er sei überzeugt, dass es dort gut aufgehoben sei. Er glaube, dass gerade der Führer ihn verstehe, wenn er der Ansicht sei, dass die Tschechoslowakei ein Recht auf ein nationales Leben habe. Der Tschechoslowakei würde vorgeworfen, dass es dort noch viele Anhänger des Beneš-Systems gäbe, doch seine Regierung trachte mit allen Mitteln, sie mundtot zu machen.

Hitler ergreift das Wort, woraufhin Hácha – gemäss den Aussagen des Dolmetschers – zur Salzsäule erstarrt.

Heute Morgen sei er nach langem Überlegen zu der Überzeugung gekommen, dass diese Reise trotz des hohen Alters des Staatspräsidenten für sein Land von grossem Nutzen sein könnte, da es nur noch Stunden seien, bis Deutschland eingreife. Er stünde keiner Nation mit Feindschaft gegenüber. Der Restbestand der Tschechoslowakei sei überhaupt nur seiner loyalen Haltung zuzuschreiben. Trotzdem habe sich die Einstellung der Tschechoslowakei nach Beneš' Abgang nicht geändert. Er habe sie doch gewarnt. Er habe keinen Zweifel gelassen, dass er diesen Staat rücksichtslos zerschlagen würde, wenn die Provokationen kein Ende fänden. Und sie haben nie ein Ende gefunden. Jetzt seien die Würfel gefallen. Er habe den Befehl zum Einmarsch der deutschen Truppen und der Eingliederung der Tschechoslowakei ins Deutsche Reich gegeben.

«Hácha und sein Aussenminister», schreibt der Übersetzer, «sassen wie versteinert in ihren Sesseln. Nur an ihren Augen

konnte man erkennen, dass es sich um lebende Menschen handelte.»

Die deutsche Armee, fuhr Hitler fort, rücke morgen um sechs Uhr von allen Seiten in die Tschechei ein, und die deutsche Luftwaffe werde die tschechischen Flughäfen besetzen. Es gebe zwei Möglichkeiten.

Die erste sei die, dass sich das Einrücken der deutschen Truppen zu einem Kampf entwickelt. Dann werde dieser Widerstand gewaltsam gebrochen.

Die andere sei die, dass sich der Einmarsch der deutschen Truppen in friedlicher Form abspielt, dann würde er der Tschechoslowakei problemlos ein grosszügiges Eigenleben, eine Autonomie und eine gewisse nationale Freiheit geben.

Er täte dies alles nicht aus Hass, sondern um Deutschland zu schützen. Doch wenn die Tschechoslowakei im Herbst vorigen Jahres in München nicht nachgegeben hätte, so wäre das tschechische Volk ausgerottet worden. Keiner hätte ihn daran gehindert. Käme es morgen zum Kampf, dann werde die tschechische Armee in zwei Tagen nicht mehr existieren. Es würden natürlich auch Deutsche fallen, und dieses werde einen Hass erzeugen, der ihn aus Selbsterhaltungstrieb zwingen werde, keine Autonomie mehr zu gewähren.

Die Welt verziehe keine Miene. Er habe Mitleid mit dem tschechischen Volk, wenn er die ausländische Presse läse. Sie mache auf ihn den Eindruck, der sich in einem Sprichwort zusammenfassen lasse, dem berühmten Zitat aus «Othello»: «Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.»

Es mag zwar ein Sprichwort sein, doch ich verstehe nicht, warum Hitler es an dieser Stelle bemühte und was er damit sagen wollte ... Wer ist der Mohr? Die Tschechoslowakei? Aber inwiefern hat sie ihre Schuldigkeit getan? Und kann sie wirklich gehen?

Erste Hypothese: Aus deutscher Sicht war die Tschechoslowakei den westlichen Demokratien durch ihre bloße Existenz dienlich, indem sie Deutschland nach 1918 geschwächt hatte. Nun, da sie ihre Mission erfüllt hat, ist ihre Existenz nicht länger vonnöten. Doch diese Sichtweise wäre nicht völlig stimmig: Mit der Schaffung der Tschechoslowakei wurde die Zerschlagung Österreich-Ungarns besiegelt, nicht die Deutschlands. Wenn die Aufgabe der Tschechoslowakei darüber hinaus darin bestanden hätte, Deutschland zu schwächen, erscheint das Jahr 1939 als wenig geeigneter Augenblick, um sie fortzuschicken, ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, in dem Deutschland seine Macht wiederherstellt, Österreich annektiert und sich immer bedrohlicher gibt.

Zweite Hypothese: Der Mohr steht stellvertretend für die westlichen Demokratien, die sich in München um Schadensbegrenzung bemühten (der Mohr hat seine Schuldigkeit getan), sich fortan aber nicht mehr einmischen wollen (der Mohr kann gehen) ... Wobei eigentlich alles darauf hindeutet, dass es sich aus Hitlers Mund bei dem Mohren nur um das Opfer handeln kann, um den Ausländer, der benutzt wird und stellvertretend für die Tschechoslowakei steht.

Dritte Hypothese: Hitler weiss selbst nicht so recht, was er sagen wollte; er konnte nur einfach dem Drang nicht widerstehen, ein Zitat einzubringen, und sein begrenztes literarisches Wissen erlaubte ihm nicht, ein passendes zu finden. In diesem Fall hätte

er sich mit einem «Vae victis!» begnügen können, das der Situation angemessener gewesen wäre. Schlicht, aber prägnant. Alternativ hätte er auch bedeutsam schweigen können, denn wie habe ich neulich noch so treffend gehört: «Das Verbrechen drückt sich auch ohne Worte mit einer beeindruckenden Eloquenz aus.»

80

Hacha liess sich vom Führer vollständig in die Knie zwingen. Er erklärte, die Situation sei für ihn klar und jeder Widerstand sinnlos. Doch es ist bereits zwei Uhr morgens – ihm bleiben also nur noch vier Stunden, um dafür Sorge zu tragen, dass das tschechische Volk keinen Widerstand leistet. Hacha muss die Kapitulation umgehend unterzeichnen und sich mit Prag in Verbindung setzen. Hitler sieht zwei Möglichkeiten: sofortiger Frieden und eine lange Friedensperiode zwischen den beiden Völkern oder die Vernichtung der Tschechoslowakei.

Der völlig versteinerte Hácha wird von Göring und Ribbentrop in die Mangel genommen. Vor ihm auf dem Tisch liegt die Kapitulationserklärung, er muss nur noch unterzeichnen. Er hält den Federhalter bereits in der Hand, doch er zittert stark. Kurz bevor der Stift das Dokument berührt, hält Hácha inne. In Abwesenheit des Führers, der sich meist nicht damit aufhält, sich um Details zu kümmern, gibt sich Hácha einen letzten Ruck: «Ich kann das nicht unterzeichnen. Wenn ich die Kapitulation unterschreibe, wird mich mein Volk auf ewig verdammen.» Stimmt genau.

Göring und Ribbentrop reden erbarmungslos auf ihn ein, es sei zu spät, um einen Rückzieher zu machen. Laut einem Zeugenbericht spielt sich dabei folgende burleske Szene ab: Sie jagen Hácha um den Tisch herum, drücken ihm immer wieder den Federhalter in die Hand und wiederholen unaufhörlich, er solle sich setzen und das Dokument unterschreiben. Göring zetert unaufhörlich: Wenn Hácha bei seiner Weigerung bleibe, werde halb Prag innerhalb von zwei Stunden in Schutt und Asche liegen, und das sei nur der Anfang. Hunderte von Bombern warteten auf den Startbefehl, der um sechs Uhr früh erteilt werde, falls die Unterschrift nicht geleistet werde.

In diesem Augenblick erleidet Hácha einen Schwächeanfall. Jetzt stehen die beiden Nazis wie versteinert vor seinem bewusstlosen Körper. Sie müssen um jeden Preis verhindern, dass er ihnen unter den Händen wegstirbt. Sonst könnte man Hitler vorwerfen, ihn in der Reichskanzlei umgebracht zu haben. Glücklicherweise befindet sich vor Ort auch ein wahres Pikass in Gestalt von Dr. Morell, der Hitler später bis zu seinem Tod mehrmals täglich Amphetamine spritzen wird (was, nebenbei bemerkt, mitverantwortlich für die zunehmende Demenz des Führers gewesen sein dürfte). Dr. Morell tritt auf den Plan und pikst Hácha, der daraufhin wieder zu sich kommt. Er bekommt unverzüglich einen Hörer in die Hand gedrückt – angesichts der Dringlichkeit kann das Dokument warten. Ribbentrop hat bereits eine Direktverbindung mit Prag hergestellt. Mit letzter Kraft informiert Hácha das tschechische Kabinett in Prag von den Geschehnissen in Berlin und rät zur Kapitulation. Er bekommt einen zweiten Piks, dann bringt man ihn zum Führer, der ihm das vermaledeite Dokument erneut vor-

legt. Es ist kurz vor vier Uhr morgens, als Hácha unterzeichnet. «Ich habe den Staat geopfert, um die Nation zu retten», so glaubt er einfältig. Es scheint, als wäre Chamberlains Dummheit ansteckend ...

81

«Berlin, 15. März 1939

Der Führer und Reichskanzler hat heute in Gegenwart des Reichsministers des Auswärtigen von Ribbentrop den tschechoslowakischen Staatspräsidenten Dr. Hácha [die Deutschen hatten die Unabhängigkeit der Slowakei offensichtlich noch nicht verinnerlicht, obwohl sie sie selbst in die Wege geleitet hatten] und den tschechoslowakischen Aussenminister Chvalkovsky auf deren Wunsch in Berlin empfangen. Bei der Zusammenkunft ist die durch die Vorgänge der letzten Wochen auf dem bisherigen tschechoslowakischen Staatsgebiet entstandene ernste Lage in voller Offenheit einer Prüfung unterzogen worden.

Auf beiden Seiten ist übereinstimmend die Überzeugung zum Ausdruck gebracht worden, dass das Ziel aller Bemühungen die Sicherung von Ruhe, Ordnung und Frieden in diesem Teile Mitteleuropas sein müsse. Der tschechoslowakische Staatspräsident hat erklärt, dass er, um diesem Ziele zu dienen und um eine endgültige Befriedung zu erreichen, das Schicksal des tschechischen Volkes und Landes vertrauensvoll in die Hände des Führers des Deutschen Reiches legt. Der Führer hat diese Erklärung angenommen und seinem Entschluss Ausdruck gegeben, dass er das tsche-

chische Volk unter den Schutz des Deutschen Reiches nehmen und ihm eine seiner Eigenart gemässe autonome Entwicklung seines Lebens gewährleisten wird.»

82

Hitler ist vor Freude völlig ausser sich. Er küsst alle seine Sekretärinnen und verkündet: «Kinder, das ist der grösste Tag meines Lebens. Ich werde als der grösste Deutsche in die Geschichte eingehen!»

Er beschliesst, sich nach Prag zu begeben, um das Ereignis zu feiern.

83

Die schönste Stadt der Welt macht einen Eindruck, als würde sie von gelegentlichen Krämpfen geschüttelt. Die ortsansässigen Deutschen versuchen, einen Aufstand vom Zaun zu brechen. Sie marschieren die Vaclavské náměstí entlang, die riesige Allee, die vom imposanten Nationalmuseum überragt wird. Die Provokateure sind auf Krawall aus, aber die tschechische Polizei hat die Anweisung erhalten, nicht einzuschreiten. Die Gewalttätigkeiten, Plünderungen und der Vandalismus derjenigen, die auf die Ankunft ihrer nationalsozialistischen Brüder warten, sind Kriegsschreie, die in der stillen Stadt ohne Widerhall verklingen.

Allmählich senkt sich die Nacht über die Stadt. Ein eisiger Wind fegt durch die Strassen von Prag. Nur ein paar aufggestachelte Jugendliche werfen den Polizisten, die um das Deutsche Haus herum Posten bezogen haben, noch Beleidigungen zu. In der Altstadt, an der astronomischen Uhr, zieht das kleine Skelett wie eh und je Stunde um Stunde an seiner dünnen Schnur. Es schlägt Mitternacht. Das charakteristische Quietschen der hölzernen Fensterläden ist zu hören, doch ich wette, dass an diesem Abend niemand die Ruhe hat, die Prozession der kleinen Automaten zu betrachten, die in die filigranen Eingeweide des Turms zurückkehren, wo sie wahrscheinlich in Sicherheit sind. Ich stelle mir vor, wie Rabenschwärme die Tyn-Kirche umkreisen, die düstere Kathedrale, die mit ihren unheilverkündenden gezackten Türmen einen wehrhaften Eindruck macht. Unter der Karlsbrücke fliesst die Moldau. Der friedliche Fluss durchquert Prag unter zwei verschiedenen Namen, einem tschechischen und einem deutschen – auch das ist zweifellos symptomatisch.

Die Tschechen sind aufgewühlt und finden kaum Schlaf. Noch hoffen sie, dass weitere Zugeständnisse den Appetit der Deutschen stillen können – doch welche Zugeständnisse haben sie noch nicht gemacht? Um den Wüterich Hitler zu besänftigen, zählen sie auf die Unterwürfigkeit ihres Präsidenten Hácha. Ihr Widerstandswille wurde in München durch den Verrat Frankreichs und Englands gebrochen. Der nationalsozialistischen Kriegslust haben sie nur noch ihre Passivität entgegenzusetzen. Als Überbleibsel der Tschechoslowakei erhoffen sie sich lediglich, eine kleine, friedliche Nation werden zu dürfen, doch der Wundbrand, der vor Jahrhunderten von Ottokar II. Přemysl übertragen wurde,

hat das gesamte Land erfasst. Die Amputation des Sudetenlandes wird daran nichts ändern. Vor dem Morgengrauen werden im Radio die Bedingungen des Übereinkommens zwischen Hácha und Hitler bekannt gegeben. Es handelt sich schlicht und ergreifend um eine Annexion. Die Neuigkeit schlägt in jedem tschechischen Haushalt wie eine Bombe ein. Der Tag hat noch nicht begonnen, und schon kursiert in den Strassen ein Gerücht, das sich in ein Stimmengewirr verwandelt und schliesslich zu einem allgemeinen Tumult steigert. Nach und nach kommen die Menschen aus ihren Häusern hervor. Einige haben einen kleinen Koffer dabei: Sie eilen zu den Botschaften, wo sie um Asyl bitten, das ihnen im Allgemeinen verweigert wird. Es wird von ersten Selbstmordfällen berichtet.

Dann dringt um neun Uhr der erste deutsche Panzer in die Stadt ein.

84

Tatsächlich weiss ich nicht, ob wirklich ein Panzer als Erstes in Prag einfuhr. Wie es scheint, bildeten in erster Linie Motorräder mit Beiwagen die Vorhut.

Um neun Uhr gelangen jedenfalls motorisierte deutsche Soldaten in die tschechische Hauptstadt. Dort treffen sie zunächst auf die ortsansässigen Deutschen, von denen sie als Befreier gefeiert werden, und die nervöse Anspannung, die seit Tagen von ihnen Besitz ergriffen hat, fällt von ihnen ab. Doch die Reaktion der Tschechen fällt anders aus; sie ballen die Fäuste, rufen feindselige

Parolen und singen ihre Nationalhymne, was die deutschen Soldaten wieder beunruhigt.

Eine dichtgedrängte Menschenmenge versammelt sich auf der Václavské náměstí, der tschechischen Entsprechung der Champs-Élysées, und auf den Hauptverkehrsadern der Stadt versperrt die Masse der Demonstranten schon kurze Zeit später den Wagen der Wehrmacht den Weg. In diesem Moment wissen die Deutschen nicht so recht, worauf sie sich gefasst machen müssen.

Von einem wirklichen Aufstand jedoch kann nicht die Rede sein: Um ihr Missfallen auszudrücken, müssen sich die Aufständischen damit begnügen, die Eindringlinge mit ... Schneebällen zu bewerfen.

Die vordringlichsten strategischen Knotenpunkte werden mühelos besetzt: der Flughafen, das Kriegsministerium und vor allem der Hradšchin, der auf seinem steilen Burghügel thront und das Herzstück der Macht bildet. Vor zehn Uhr werden Artilleriegeschütze auf den Stadtmauern in Stellung gebracht und auf die Unterstadt gerichtet.

Die einzigen Probleme, denen man begegnet, sind logistischer Natur: Der Schneesturm hat den deutschen Fahrzeugen stark zugesetzt, und hier und dort trifft man auf liegengebliebene Wagen und Panzer, die aufgrund mechanischer Probleme zum Stehen gebracht wurden. Ausserdem haben die Deutschen Schwierigkeiten, sich in dem Strassengewirr Prags zurechtzufinden: Man kann beobachten, wie sie tschechische Polizisten nach dem Weg fragen, die ihnen gehorsam zu antworten scheinen – der Pawlow'sche Reflex vor der Uniform zweifellos ... Die malerische Strasse Nerudova, die zur Burg hinaufführt und mit Wappen und Schildern geschmückt ist, wird von einem verirrtten Panzerwagen blockiert.

Während sich der Fahrer bei der italienischen Gesandtschaft nach dem Weg erkundigt, überwacht der einsame Soldat auf dem Drehturm die schweigsame Menschenmenge aus schaulustigen Tschechen um ihn herum, den Finger stets am Abzug seines Maschinengewehrs. Doch nichts passiert. Der General, der das Kommando über die deutsche Vorhut hat, berichtet ausschliesslich von geringfügigen Sabotageakten: ein paar zerstoebene Reifen.

Hitler kann sich in aller Ruhe auf seinen Besuch vorbereiten. Noch bevor sich der Tag neigt, ist die Stadt «gesichert». Kavallerietruppen patrouillieren in aller Ruhe an den Ufern der Vltava. Es wird eine Ausgangssperre verhängt, die den Tschechen verbietet, sich nach zwanzig Uhr draussen aufzuhalten. An den Eingängen der Hotels und der öffentlichen Gebäude stehen deutsche Wachposten mit Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten. Prag ist kampflos gefallen. Die Pflastersteine der Stadt sind von dreckigem Schnee bedeckt. Den Tschechen steht ein sehr langer Winter bevor.

85

Mitten durch die schier endlose Soldatenkolonne, die sich wie eine lange Schlange die vereiste Strasse entlangbewegt, bahnt sich eine Mercedes-Kolonnie mühsam den Weg Richtung Prag. Die ranghöchsten Mitglieder der Hitler-Clique befinden sich auf der Reise: Göring, Ribbentrop, Bormann. Und im Wagen des Führers, neben Himmler, sitzt Heydrich.

Woran denkt er, als sie nach der langen Reise endlich ihr Ziel

erreichen? Ist er von der labyrinthischen Schönheit der Stadt der hundert Türme ergriffen? Ist er vollauf damit beschäftigt, sich an den Privilegien zu berauschen, die ihm seine Position beschert? Ist er verärgert, dass sich das Gefolge im Schnecken tempo und auf Irrwegen durch die Stadt schleppt, die der Führer an ebendiesem Morgen erobert hat? Oder keimt in seinem berechnenden Hirn bereits ein Plan, wie er seine Karriere in der ehemaligen tschechischen Hauptstadt weiter vorantreiben kann?

Der zukünftige «Henker von Prag», von den Tschechen auch als «der Schlächter» betitelt, entdeckt die böhmische Stadt der Könige: Die Strassen sind menschenleer, durch die Ausgangssperre wie leergefegt; die Fahrzeuge der deutschen Armee haben sichtbare Spuren im schmutzigen Schnee auf der Strasse hinterlassen; in der Stadt, die erst heute erobert wurde, herrscht beeindruckende Stille; in den Schaufenstern der Geschäfte sind Kristallgeschirr oder Fleisch- und Wurstwaren in Hülle und Fülle zu sehen; im Herzen der Altstadt, in der Mozart *Don Giovanni* komponierte, erhebt sich die Oper; es herrscht Linksverkehr, wie in England; der Konvoi schlängelt sich der Burg entgegen, die in atemberaubender Lage allein auf dem Burghügel thront; prächtige und zugleich beunruhigende Statuen schmücken das von SS-Männern bewachte Portal des Haupteingangs.

Die Kolonne dringt in das Gebäude ein, das bis gestern noch als Präsidentenpalast fungierte. Heute ist alles anders: Über der Burg weht eine Hakenkreuzfahne und kündigt von der Anwesenheit der neuen Herren vor Ort. Hácha ist noch nicht aus Berlin zurückgekehrt – sein Zug wird in Deutschland aufgehalten. Er

wird erst nach den deutschen Besatzern den Hradschin erreichen, wo man ihn durch den Dienstboteneingang hereinlässt. Ich nehme an, ihm war der ironische Beigeschmack dieser Demütigung in vollem Ausmass bewusst. Tags zuvor hatte er sich noch über den staatsmännischen Empfang gefreut, den man ihm in Berlin zuteilwerden liess. Jetzt ist der Präsident nur noch eine Marionette, was man ihn in aller Deutlichkeit spüren lässt.

Hitlers Gefolge belegt die Gemächer in der Burg. Der Führer begibt sich in die obere Etage. Es gibt ein berühmtes Foto, auf dem sich Hitler mit den Händen auf dem Sims eines geöffneten Fensters abstützt und mit zufriedenen Gesichtsausdruck auf die Stadt hinunterblickt. Danach begibt er sich wieder in die untere Etage, wo er sich in einem der Esszimmer sein Abendessen bei Kerzenschein servieren lässt. Heydrich bemerkt, dass der Führer, der für gewöhnlich keinen Alkohol trinkt und sich vegetarisch ernährt, eine Scheibe Schinken isst und dazu ein Pilsner Urquell trinkt, das bekannteste tschechische Bier. Ein ums andere Mal wiederholt Hitler, dass die Tschechoslowakei aufgehört hat zu existieren. Zweifellos möchte er die historische Bedeutung dieses 15. März 1939 hervorheben, indem er ausnahmsweise von seinen Essgewohnheiten abweicht.

86

Am nächsten Tag, dem 16. März 1939, gibt Hitler folgenden Erlass heraus:

«Ein Jahrtausend lang gehörten zum Lebensraum des deutschen Volkes die böhmisch-mährischen Länder. Der tschechoslo-

wakische Staat hat seine innere Lebensunfähigkeit erwiesen und ist deshalb nunmehr auch der tatsächlichen Auflösung verfallen. Das Deutsche Reich kann in diesen Gebieten keine andauernden Störungen dulden. Es entspricht daher dem Gebot der Selbsterhaltung, wenn das Deutsche Reich entschlossen ist, zur Wiederherstellung der Grundlagen einer vernünftigen mitteleuropäischen Ordnung entscheidend einzugreifen und die sich daraus ergebenden Anordnungen zu treffen. Denn es hat in seiner tausendjährigen geschichtlichen Vergangenheit bereits erwiesen, dass es dank sowohl der Grösse als auch der Eigenschaften des deutschen Volkes allein berufen ist, diese Aufgabe zu lösen.»

Dann verlässt Hitler Prag am frühen Nachmittag und kehrt nie wieder dorthin zurück. Heydrich begleitet ihn. Doch er wird wiederkommen.

87

«Ein Jahrtausend lang gehörten zum Lebensraum des deutschen Volkes die böhmisch-mährischen Länder.»

Es ist richtig, dass im zehnten Jahrhundert, also tausend Jahre zuvor, Vaclav L, der berühmte heilige Wenzel, gegenüber dem nicht minder berühmten Heinrich I. einen Treueeid geleistet hatte. Das geschah zu einer Zeit, als Böhmen noch kein Königreich und der Sachsenkönig noch nicht das Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches war. Trotzdem gelang es Vaclav, seine Souveränität zu behalten, und erst drei Jahrhunderte später liessen sich deutsche Siedler scharenweise – aber friedlich – in Böhmen nieder. Böhmen

hatte im Reich schon immer einen erstrangigen Status. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts war der König von Böhmen einer der sieben Kurfürsten, die den Kaiser ernennen durften, unter ihnen besass er den Ehrentitel «Mundschenk». Es begab sich, dass ein König von Böhmen sogar Kaiser wurde, der äusserst illustre Karl IV., väterlicherseits luxemburgisch, doch mütterlicherseits ein Pfemyslid. Er besass also zur Hälfte tschechisches, zur Hälfte deutsches Blut und erkor Prag zu seiner Hauptstadt. Dort gründete er die erste deutsche Universität und ersetzte die alte Judithbrücke durch die schönste Brücke der Welt, eine Steinbrücke, die noch heute seinen Namen trägt.

Kurz und gut, es ist richtig, dass Tschechien und Deutschland von jeher eng miteinander verbunden waren. Es ist ebenfalls richtig, dass Böhmen beinahe ohne Unterbrechung unter deutschem Einfluss stand. Doch es erscheint mir völlig falsch, in Bezug auf Böhmen von deutschem Lebensraum zu sprechen.

Vorgenannter Heinrich I. war eine nationalsozialistische Ikone, Himmlers Idol. Von ihm stammt das politische Schlagwort *Drang nach Osten*, auf das sich Hitler beruft, um sein Bestreben, die Sowjetunion zu besetzen, zu rechtfertigen. Doch Heinrich war nie darauf aus, in Böhmen einzumarschieren oder es zu kolonialisieren. Er gab sich damit zufrieden, einen jährlichen Tribut zu verlangen. Auch in der Folge gab es übrigens meines Wissens niemals eine gewaltsame deutsche Einwanderung in Böhmen und Mähren. Der Ansturm deutscher Siedler im 19. Jahrhundert war eine Folge der Suche des tschechischen Herrschers nach qualifizierten Arbeitskräften. Bis dahin hatte nie jemand darüber nachgedacht, die tschechischen Einwohner aus Böhmen und Mähren

zu vertreiben. Man kann also sagen, dass die Nazis, in Bezug auf ihre politischen Projekte, einmal mehr Neuerungen einführen werden. Und natürlich ist Heydrich mit von der Partie.

88

Woran erkennt man, dass es sich bei einer Figur um die Hauptperson einer Geschichte handelt? Anhand der Seiten, die ihr gewidmet sind? Ganz so simpel ist die Sache nicht, hoffe ich.

Wenn ich über das Buch spreche, an dem ich gerade schreibe, bezeichne ich es immer als «mein Buch über Heydrich». Dennoch soll Heydrich nicht die Hauptfigur meiner Geschichte sein. Schon seit Jahren trage ich die Idee zu diesem Buch mit mir herum und hatte dafür nie einen anderen Titel im Sinn als *Operation Anthropoid* (und sollte es jemals dazu kommen, dass dieser Titel nicht auf dem Buchumschlag zu lesen ist, wissen Sie, dass ich mich dem Willen des Verlages gebeugt habe, dem der Titel nicht gefiel: klingt zu sehr nach Science-Fiction oder Robert Ludlum ...). Jedenfalls ist Heydrich die Zielscheibe des Attentats und nicht derjenige, der die Operation durchführt. Alles, was ich über ihn erzähle, bildet gewissermassen das Bühnenbild. Doch vom literarischen Standpunkt aus betrachtet muss man zugeben, dass Heydrich eine wunderbare Romanfigur abgibt. Als hätte Dr. Frankenstein höchstpersönlich eine furchterregende Gestalt zur Welt gebracht, die er aus den grössten Monstern der Literatur zusammengeschustert hat.

Nur dass es sich bei Heydrich nicht um ein Papiermonster handelt.

Mir ist wohl bewusst, dass meine beiden Helden auf sich warten lassen. Doch vielleicht hat ihr Zögern auch sein Gutes. Vielleicht sind sie im Moment einfach noch gestaltlos. Vielleicht wird sich die Spur, die sie in der Weltgeschichte und in meinem Gedächtnis hinterlassen haben, umso tiefer in meine Seiten einprägen. Vielleicht ermöglicht ihnen der lange Aufenthalt im Vorzimmer meines Gehirns, ein wenig von ihrer Authentizität wiederzuerlangen, anstatt von mir nur als profanes Abbild dargestellt zu werden. Vielleicht, vielleicht ... doch nichts ist mehr sicher! Heydrich beeindruckt mich nicht mehr. Sie sind es, die mich einschüchtern.

Und ich sehe sie vor mir. Oder sagen wir besser: Ich beginne, sie wahrzunehmen.

89

An der westlichen Grenze der Slowakei liegt die mir wohlbekannte Stadt Kosice (sprich Koschize). In dieser Stadt habe ich meinen Militärdienst geleistet: Als französischer Leutnant oblag mir die Aufgabe, den jungen angehenden Offizieren der slowakischen Luftwaffe meine Muttersprache beizubringen. Aus dieser Stadt stammt Aurélia, die hübsche junge Frau, mit der ich fünf Jahre glühender Leidenschaft verlebte – das ist jetzt fast zehn Jahre her. Nebenbei bemerkt gibt es in dieser Stadt die grösste Ansammlung hübscher Mädchen, die ich jemals auf der Welt ge-

sehen habe, und wenn ich von «hübsch» spreche, meine ich: von atemberaubender Schönheit.

Ich wüsste nicht, warum es 1939 anders gewesen sein sollte. Wie eh und je schlendern hübsche Mädchen die langgezogene Hauptstrasse Hlavná ulica entlang, die das Herz der Stadt bildet. Sie wird von prächtigen barocken Bauwerken in Pastellfarben flankiert, und in der Mitte erhebt sich eine sagenhafte gotische Kathedrale. Allerdings sind 1939 auch Männer in deutschen Uniformen unterwegs, die den vorüberziehenden Mädchen einen diskreten Gruss zuwerfen. Die Slowakei mag zwar ihre Unabhängigkeit bekommen haben – für den Preis des Verrats an Prag –, doch sie steht unter der freundschaftlichen und vereinnahmenden Vormundschaft Deutschlands.

Während Jozef Gabčík die gigantische, pulsierende Strasse hinaufgeht, sieht er sicherlich genau das Gleiche: hübsche Mädchen und deutsche Uniformen. Und wie bereits seit vielen Monaten hängt der kleingewachsene Mann seinen Gedanken nach.

Vor zwei Jahren verliess er Kosice, um in Zilina in einer Chemiefabrik zu arbeiten. Heute kehrt er zurück, um sich mit seinen Freunden des 14. Infanterieregiments zu treffen, in dem er drei Jahre lang gedient hat. Der Frühling lässt sich Zeit, und unter Gabčíks Stiefeln knirscht hartnäckig der Schnee.

Die Cafés in Kosice sind selten direkt zugänglich. Meist durchquert man zunächst eine Vorhalle oder muss eine Treppe hinauf- oder hinuntersteigen, bis man schliesslich in einen gutgeheizten Raum gelangt. In einem dieser Café-Räume trifft Gabčík am Abend seine alten Kameraden. Bei einem Glas Zlatý Bazant (ein

slowakisches Bier, dessen Name «goldener Fasan» bedeutet) sitzen sie zusammen und freuen sich über ihr Wiedersehen. Doch Gabčík ist nicht gekommen, um einen kurzen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Er möchte wissen, wo die slowakische Armee steht, welche Haltung sie gegenüber dem Meister-Kollaborateur Tiso und seiner Regierung vertritt.

«Die höheren Offiziere haben sich bereits an Tiso drangehängt. Weisst du, Jozef, für sie bedeutet die Entzweigung mit dem tschechischen Generalstab die Aussicht auf einen schnellen Aufstieg auf der Karriereleiter!»

«Die Armee hat sich nicht aufgelehnt, weder die Offiziere noch die Truppe. Als neue slowakische Armee haben sie der neuen unabhängigen Regierung Gehorsam zu leisten, das ist ganz normal.»

«Wir wollten die Unabhängigkeit schon seit langem. Ist doch egal, wie wir sie bekommen haben! Die Tschechen haben es nicht anders gewollt! Hätten sie uns besser behandelt, wäre es nicht so weit gekommen. Du weisst ganz genau, dass die Tschechen immer und überall auf den höchsten Posten gesessen haben. In der Regierung, in der Armee, der Verwaltung, überall! Das war doch abartig!»

«Jedenfalls gab es nur diese eine Möglichkeit: Hätte Tiso Hitler nicht zugestimmt, wären wir von ihnen genauso einverleibt worden wie die Tschechen. Gut, ich weiss schon, dass es eher einer Belagerung gleicht, aber wir haben immerhin mehr Autonomie als die Tschechen.»

«Weisst du was, in Prag haben sie Deutsch zur offiziellen Sprache gemacht! Alle tschechischen Universitäten werden geschlossen, sie verbieten alle tschechischen kulturellen Veranstaltungen, sie haben sogar Studenten erschossen! Ist das etwa, was du wolltest? Glaub mir, es war die beste Lösung...»

«Es war die einzige Lösung, Jozef!»

«Warum hätten wir kämpfen sollen, wo doch Hácha selbst die Kapitulation wollte? Wir haben nur den Befehlen gehorcht.»

«Beneš, ja, ja, aber er sitzt in London und führt in aller Ruhe von dort den Kampf weiter, das ist deutlich einfacher. Wir vor Ort sind die Gelackmeierten!»

«Ausserdem ist das alles seine Schuld. Er hat in München unterschrieben, oder etwa nicht? Er hat uns nicht losgeschickt, um für die Sudeten zu kämpfen, das weisst du doch wohl noch! Damals hätte unsere Armee es vielleicht – ich sage bewusst vielleicht! – noch mit der deutschen Armee aufnehmen können ... Aber was können wir jetzt noch ausrichten? Hast du die Zahlen der Luftwaffe gesehen? Weisst du, wie viele Bomber sie im Einsatz haben? Ihrem Angriff konnte man nichts entgegensetzen. Sie hätten uns ausgelöscht.»

«Ich bin nicht bereit, für Hácha zu sterben, und auch nicht für Beneš!»

«Auch nicht für Tiso!»

«Schön und gut, es gibt hier ein paar Deutsche in Uniform, die durch die Stadt spazieren. Na und? Ich sage nicht, dass ich das gut finde, aber es ist immer noch besser als eine echte militärische Okkupation. Frag mal deine tschechischen Freunde!»

«Ich habe nichts gegen die Tschechen, aber sie haben uns immer behandelt wie Hinterwäldler. Als ich einmal in Prag war, haben die Leute so getan, als würden sie mich nicht verstehen – wegen meines Akzents! Sie haben uns immer verachtet. Jetzt können sie sich mit ihren neuen Landsleuten herumschlagen! Mal sehen, ob ihnen der deutsche Akzent besser gefällt!»

«Hitler hat bekommen, was er wollte. Er hat gesagt, er würde keine weiteren territorialen Forderungen mehr stellen. Und wir haben uns niemals in der deutschen Zone befunden. Ohne ihn hätten uns die Ungarn geschluckt, Jozef! Man muss den Tatsachen ins Auge blicken.»

«Was willst du denn machen? Einen Staatsstreich anzetteln? Kein General hätte den Mumm dazu! Und was passiert dann? Sollen wir die deutsche Armee ganz alleine zurückdrängen? Du glaubst doch nicht im Ernst, dass uns Frankreich und England plötzlich zu Hilfe kommen. Wir haben ein Jahr lang auf sie gewartet!»

«Glaub uns, Jozef, du hast eine ruhige Arbeit, geh zurück nach Zilina, such dir ein nettes Mädchen und vergiss die ganze Geschichte. Letzten Endes haben wir es doch gar nicht so schlecht getroffen.»

Gabčik hat sein Bier ausgetrunken. Es ist schon spät, er und seine Kameraden sind ein wenig beschwipst, draussen schneit es. Er steht auf, verabschiedet sich bei allen und holt seinen Mantel an der Garderobe ab. Während ihm ein junges Mädchen den Mantel hält, kommt einer seiner Kameraden vom Tisch auf ihn zu und flüstert ihm ins Ohr:

«Hör mal, Jozef, falls es dich interessiert: Als die tschechische Armee nach der Ankunft der Deutschen aufgelöst wurde, weigerten sich einige, zum normalen Leben als Zivilisten zurückzukehren. Wahrscheinlich aus Patriotismus oder weil sie nicht arbeitslos werden wollten, was weiss ich. Jedenfalls sind sie nach Polen aufgebrochen und haben eine tschechoslowakische Befreiungsarmee ins Leben gerufen. Ich glaube nicht, dass es viele sind, aber ich weiss, dass sich auch Slowaken unter ihnen befinden. Ihr Stützpunkt ist in Krakau. Wenn ich mich ihnen anschliessen würde,

gälte ich als Deserteur, und ich kann meine Frau und meine Kinder nicht zurücklassen. Aber wenn ich in deinem Alter wäre, wenn ich ungebunden wäre ... Tiso ist ein Halunke. Und das denke nicht nur ich, sondern die meisten anderen Jungs auch. Wir sind nicht alle zu Nazis geworden, weisst du. Aber wir haben eben Schiss. In Prag scheinen wirklich fürchterliche Dinge zu passieren, jeder, der sich nur im Geringsten widersetzt, wird umgebracht. Ich werde versuchen, mich mit der Situation zu arrangieren, ohne mehr als nötig mitzumachen, aber ich werde mich bedeckt halten. Solange man nicht von uns verlangt, Juden zu deportieren ...»

Gabčik lächelt ihm zu. Er streift sich den Mantel über, bedankt sich bei seinem Kumpan und verlässt das Café. Draussen ist es Nacht geworden, die Strassen sind menschenleer, und unter seinen Schritten knirscht der Schnee.

90

Zurück in Zilina, steht Gabčiks Entscheidung fest. Am Ende seines Arbeitstages in der Fabrik verabschiedet er sich von seinen Kameraden, als sei alles wie immer, schlägt aber die übliche Einladung in die Eckkneipe aus. Er macht einen kurzen Abstecher bei sich zu Hause und nimmt anstatt eines Koffers einen kleinen Stoffbeutel von dort mit, zieht zwei Mäntel übereinander an, dazu seine robustesten Stiefel, seine Armeestiefel. Er verlässt die Wohnung und schliesst die Tür ab. Er schaut bei seiner Schwester vorbei, der er am nächsten steht und die zu den wenigen Menschen gehört,

die über sein Vorhaben im Bilde sind. Er übergibt ihr seine Wohnungsschlüssel. Sie bietet ihm einen Tee an, den er schweigsam trinkt. Er erhebt sich. Er drückt seine Schwester fest an sich und vergiesst ein paar Tränen. Dann begibt er sich zum Busbahnhof. Dort wartet er auf einen Bus, der ihn nach Norden zur Grenze bringen wird. Er qualmt ein paar Zigaretten. Er ist vollkommen ruhig. Er ist nicht der Einzige am Bussteig, doch niemand beachtet ihn, trotz seines Aufzugs: Für Mai ist er zu warm angezogen. Der Bus kommt. Gabčík steigt ein und lässt sich auf einem Sitz nieder. Die Türen schliessen sich. Ächzend fährt der Bus an. Durchs Fenster beobachtet Gabčík, wie Zilina sich langsam entfernt. Er wird die Stadt nie wieder sehen. Die romanisch-barocke Silhouette des historischen Stadtzentrums zeichnet sich vor dem dunklen Horizont ab. Als Gabčík einen letzten Blick auf das Schloss Budatin wirft, das sich am Zusammenfluss zweier der drei Flüsse befindet, die die Stadt durchziehen, weiss er nicht, dass das Schloss in den folgenden Jahren beinahe vollständig zerstört wird. Und er weiss nicht, dass er die Slowakei für immer verlässt.

91

Diese Szene ist absolut glaubwürdig und vollständig erfunden, wie die vorherige auch. Was für eine Unverschämtheit, einen Mann, der seit langer Zeit verstorben ist und der sich nicht mehr wehren kann, wie eine Marionette zu behandeln! Ihn Tee trinken zu lassen, obwohl er vielleicht nur Kaffee mochte. Ihn zwei Män-

tel anziehen zu lassen, obwohl er vielleicht nur einen einzigen besass. Ihn den Bus nehmen zu lassen, obwohl er genauso gut den Zug hätte nehmen können. Zu beschliessen, dass er an einem Abend aufbrach und nicht an einem Morgen. Ich bin beschämt.

Ganz so schlimm jedoch ist es nicht. Und Kubis habe ich eine derart aus der Luft gegriffene Behandlung erspart, zweifellos deshalb, weil ich seine Heimat Mähren nicht so gut kenne wie die Slowakei. Kubis brach erst im Juni 1939 nach Polen auf, von wo er nach Frankreich gelangte – wie, weiss ich nicht. Jedenfalls schloss er sich dort der Fremdenlegion an. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Ich weiss nicht, ob er in Krakau haltmachte – Krakau bildete die erste Anlaufstelle für tschechische Soldaten, die sich weigerten, die Kapitulation zu akzeptieren. Ich nehme an, dass er im südfranzösischen Agde der Fremdenlegion beitrug, genauer gesagt dem ersten Infanteriebataillon der tschechoslowakischen Exilstreitkräfte. Vielleicht war aus dem Bataillon, dessen Truppen von Tag zu Tag Verstärkung bekamen, bereits ein ganzes Regiment geworden. Einige Monate später wird daraus eine ganze Division entstanden sein, die während des ungeheuerlichen Kriegs an der Seite der französischen Armee kämpfen wird. Ich könnte ausschweifende Anmerkungen über die Integration der tschechischen Exilstreitkräfte in der französischen Armee machen, über ihre elftausend Soldaten, die sich aus dreitausend Freiwilligen und achttausend zum Dienst einberufenen tschechischen Emigranten zusammensetzte. Und ich könnte von tapferen Piloten berichten, die ihre Ausbildung in Chartres erhielten und mehr als hundertdreissig feindliche Flugzeuge während der Schlacht um Frankreich abschossen oder zumindest dazu beitrugen ... Andererseits hatte ich gesagt, dass ich kein Geschichtsbuch schreiben will. Die-

se Geschichte wird zu meiner persönlichen Angelegenheit. Deshalb vermischt sich meine Vorstellung manchmal mit den tatsächlichen Fakten. Es ist, wie es ist.

92

Wobei: So ist es auch wieder nicht, das wäre zu einfach. Eines der Bücher, die die Basis meiner Recherchen bilden, las ich nun zum zweiten Mal – eine Sammlung von Zeugenberichten, die in erster Linie von dem tschechischen Historiker Miroslav Ivanov zusammengetragen worden waren und unter dem Titel *Das Attentat auf Heydrich* erschienen sind. Entsetzt stelle ich fest, welche Fehler mir in Bezug auf Gabčík unterlaufen sind.

Kosice gehörte bereits seit November 1938 nicht mehr zur Tschechoslowakei, sondern zu Ungarn, und die Stadt wurde von der Armee Admiral Horthys belagert. Es ist daher äusserst unwahrscheinlich, dass Gabčík seine Kameraden des 14. Regiments besuchte. Und während er bei mir die Slowakei am 1. Mai 1939 verlässt und sich auf den Weg nach Polen macht, war er eigentlich schon knapp zwei Jahre zuvor in eine Fabrik bei Trenčín versetzt worden und lebte dementsprechend wahrscheinlich nicht mehr in Zilina. Die Passage, in der ich erzähle, wie er einen letzten Blick auf die Türme des Schlosses seiner Geburtsstadt wirft, erscheint mir mit einem Schlag lächerlich. In Wirklichkeit hatte er die Armee nie verlassen und arbeitete als Unteroffizier in der Fabrik, die Chemierprodukte zu militärischen Zwecken herstellte. Dafür habe

ich versäumt zu erwähnen, dass Gabčík seine Arbeit dort mit einem Sabotageakt beendete: Er mengte dem Senfgas Säure bei und fügte der deutschen Armee damit offenbar grossen Schaden zu (wie genau, weiss ich nicht). Was für peinliche Fehler! Erst unterschlage ich Gabčíks ersten Widerstandsakt, der zwar klein war, aber trotzdem von Mut zeugte. Dann lasse ich ein Glied der umfassenden Handlungskette menschlicher Schicksale einfach aus: Gabčík selbst erklärte in einer in England verfassten Kurzbiographie, mit der er sich um Spezialeinsätze bewarb, dass er die Slowakei aufgrund seines Sabotageakts verlassen habe, der unumgänglich zu seiner Festnahme geführt hätte, wenn er im Land geblieben wäre.

Immerhin machte er tatsächlich einen Abstecher nach Krakau, so wie ich es mir gedacht hatte. Nachdem er während des deutschen Angriffs, der den Zweiten Weltkrieg auslöste, auf der Seite der Polen mitgekämpft hatte, flüchtete er möglicherweise zunächst in den Balkan. Viele Tschechen und Slowaken gelangten nämlich nach Frankreich, indem sie über Rumänien, Griechenland, Istanbul und Ägypten schliesslich Marseille erreichten. Vielleicht ist er auch direkt über die Ostsee geflohen, was praktischer wäre, weil man von der polnischen Hafenstadt Gdynia ein Schiff nach Boulogne-sur-Mer nehmen und von dort aus in den Süden reisen kann. Wie dem auch sei, ich bin sicher, allein diese Reise wäre ein Heldenepos wert. Den Höhepunkt meiner Erzählung würde die Begegnung mit Kubis bilden. Wo und wann haben sie sich kennengelernt? In Polen? In Frankreich? Auf einer Reise zu zweit? Später in England? Ich werde es nie erfahren. Ich weiss auch noch nicht, ob ich ihre Begegnung «visualisieren» (sprich:

erfinden!) werde oder nicht. Sollte ich das tun, wäre es der unumstössliche Beweis dafür, dass die Fiktion vor nichts und niemandem Respekt hat.

93

Ein Zug fährt in den Bahnhof ein. In der grossen Bahnhofshalle der Victoria Station wartet Oberst Moravec in Begleitung einiger anderer exilierter Landsmänner auf dem Bahnsteig. Ein kleiner bärtiger Mann mit ernstem Gesichtsausdruck und Stirnglatze entsteigt dem Zug. Es ist Beneš, der am Tag nach dem Münchner Abkommen abtrat. Doch heute, am 18. Juli 1939, dem Tag seiner Ankunft in London, ist er in erster Linie der Mann, der am Tag nach dem 15. März verkündete, dass die tschechoslowakische Erste Republik noch existiere, trotz der Angriffe, denen sie zum Opfer gefallen war. Er sagte, die deutschen Divisionen hätten sich über die Konzessionen hinweggesetzt, die der Tschechoslowakei zuvor von ihren Feinden und deren Alliierten im Namen des Friedens, der Gerechtigkeit, des gesunden Menschenverstands und anderer edler Vorwände abgerungen worden waren, die seit der Krise von 1938 immer wieder bemüht wurden. Nun sei das tschechoslowakische Territorium besetzt. Doch die Republik sei noch nicht tot. Sie müsse den Kampf weiterführen, und sei es von ausserhalb der eigenen Landesgrenzen. Beneš, den die tschechoslowakischen Patrioten als einzigen legitimen Präsidenten anerkennen, möchte so schnell wie möglich eine provisorische Exilregierung bilden. Ein Jahr vor de Gaulles und Churchills Kampfesre-

den vom 18. Juni lässt Beneš schon ein wenig von der gleichen Attitüde erkennen. In ihm regt sich der Geist des Widerstands.

Unglücklicherweise hält aber noch nicht Churchill die Zügel des englischen Schicksals, des weltweiten Schicksals, in der Hand, sondern der niederträchtige Chamberlain, dessen Willenlosigkeit an Blindheit grenzt. Er hat einen Beauftragten für Auslandsangelegenheiten von äusserst niedrigem Rang dazu abkommandiert, den ehemaligen Präsidenten in Empfang zu nehmen. Besagter Bürohengst gibt sich von Anfang an unfreundlich. Beneš ist kaum dem Zug entstiegen, als er ihm auch schon die offiziellen Bedingungen für seinen Aufenthalt im Exil diktiert. Grossbritannien gewährt ihm als tschechischem Staatsbürger nur unter der ausdrücklichen Bedingung politisches Asyl, dass er sich von jeglicher politischen Aktivität fernhält. Beneš gilt unter Freunden wie Feinden bereits als führender Kopf einer Befreiungsbewegung und quitiert die Beleidigung auf gewohnt würdevolle Weise. Sicherlich setzt ihm Chamberlains dümmlich-verächtliches Gehabe mehr zu als jedem anderen, und er erträgt es mit geradezu übermenschlichem stoischem Gleichmut. In diesem Punkt beeindruckt er mich als historische Person beinahe noch mehr als de Gaulle.

94

Vor vierzehn Tagen traf SS-Sturmbannführer Alfred Naujocks inkognito in der kleinen Stadt Gleiwitz in Oberschlesien an der deutsch-polnischen Grenze ein. Er hat seinen Auftrag minuziös

vorbereitet, jetzt bleibt ihm nur noch, abzuwarten. Am Tag zuvor rief Heydrich ihn mittags an und beauftragte ihn, sich mit «Gestapo-Müller» über ein letztes Detail abzustimmen.

Müller begab sich persönlich vor Ort und bezog in der Nachbarstadt Oppeln Quartier. Er soll Heydrich mit einer «Konserve» beliefern. Um vier Uhr morgens klingelt das Telefon in Naujocks' Hotelzimmer. Er hebt ab und bekommt die Anweisung, in der Wilhelmstrasse anzurufen. Am anderen Ende der Leitung krächzt Heydrich ihm entgegen: «Grossmutter gestorben.» Das ist das Stichwort, das Unternehmen Tannenberg kann beginnen. Naujocks trommelt seine Männer zusammen und begibt sich mit ihnen zum Rundfunksender, den er zu überfallen gedenkt. Doch bevor er zur Tat schreiten kann, muss er jedem Teilnehmer eine polnische Uniform aushändigen und die «Konserve» in Empfang nehmen: einen Gefangenen, der extra aus einem Konzentrationslager herbeigeschafft wurde. Er ist ebenfalls wie ein polnischer Soldat gekleidet. Er scheint bewusstlos zu sein, aber noch zu leben, obwohl ihm Müller weisungsgemäss eine Giftspritze versetzt hat.

Der Überfall beginnt um zwanzig Uhr. Mühelos wird das Senderpersonal überwältigt. Zur Warnung schießt man ein paarmal in die Luft. Die «Konserve» wird quer vor die Tür gelegt. Höchstwahrscheinlich hat Naujocks selbst dem Gefangenen mit einem Schuss ins Herz endgültig den Garaus gemacht – auch wenn er das während seines Prozesses niemals zugeben wird –, um einen konkreten Beweis für einen polnischen Angriff zu hinterlassen (ein Genickschuss hätte zu sehr nach Exekution ausgesehen, ein Kopfschuss die Identifikation vermutlich verzögert). Jetzt gilt es,

die von Heydrich vorbereitete Botschaft in polnischer Sprache auszustrahlen. Ein SS-Mann war aufgrund seiner Sprachkenntnisse dazu auserkoren worden, die Nachricht zu verlesen. Dummerweise weiss niemand, wie die Mikrophonanlage zu bedienen ist. Naujocks wird ein wenig panisch, doch schliesslich gelingt es ihnen, die Anlage in Gang zu setzen. In brüchigem Polnisch wird die Botschaft vorgelesen. In der kurzgefassten Ansprache heisst es, Polen habe sich aufgrund der deutschen Provokationen zum Angriff entschlossen. Die Sendung dauert nur vier Minuten. Der Sendebereich ist kaum der Rede wert; ausser in einigen Ortschaften an der Grenze wird die Botschaft nirgendwo empfangen. Wen das kümmert? In erster Linie Naujocks, denn Heydrich hatte ihn vorgewarnt, wenn er versage, sei er des Todes und er selbst vermutlich auch.

Doch Hitler hat bekommen, was er wollte: seinen Zwischenfall. Die technischen Probleme kümmern ihn nicht. Wenige Stunden später verkündet er vor den Reichstagsabgeordneten:

«Polen hat nun heute Nacht zum ersten Male auf unserem eigenen Territorium auch durch reguläre Soldaten geschossen. Seit vier Uhr fünfundvierzig wird jetzt zurückgeschossen, und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten.»

Der Zweite Weltkrieg hat begonnen.

In Polen lässt Heydrich seine diabolischste Kreation zum ersten Mal antreten: die Einsatzgruppen. Die Spezialtruppen der SS bestehen aus Mitgliedern des SD oder der Gestapo und sind damit beauftragt, eine «Flurbereinigung» in den durch die Wehrmacht besetzten Zonen durchzuführen. Jede Einheit erhält ein kleines Heft mit allen notwendigen Informationen in winziger Schriftgröße auf extradünnem Papier. Darin werden alle Personen aufgelistet, die im Zuge der Besetzung des Landes zu liquidieren sind. Dazu zählen natürlich die Kommunisten, aber auch Lehrkräfte, Schriftsteller, Journalisten, Priester, Industrielle, Bankiers, Beamte, Kaufleute, Landadel, Standespersonen und viele weitere ... Tausende von Namen werden erwähnt, mit Adresse und Telefonnummer sowie Angabe ihres Bekanntenkreises, für den Fall, dass sich subversive Elemente bei ihren Eltern oder Freunden versteckt halten. Zu jedem Namen gibt es eine Beschreibung der körperlichen Merkmale und manchmal sogar ein Foto. Heydrichs Sicherheitsdienste legen bereits jetzt eine beeindruckende Effizienz an den Tag.

Doch diese Akribie ist zweifelsohne ein wenig überflüssig, wenn man in Betracht zieht, dass sich die Einheiten unmittelbar durch ihre Neigung hervortun, sich nicht mit Details aufzuhalten. Zu den ersten zivilen Opfern des Polen-Feldzugs zählt eine Gruppe von Pfadfindern zwischen zwölf und sechzehn Jahren: Sie werden auf dem Marktplatz an eine Wand gestellt und erschossen. Der Priester, der herbeigeeilt war, um ihnen die letzte Segnung zu erteilen, wird einfach dazugestellt und ebenfalls erschossen. Erst danach kümmern sich die Einsatzgruppen um ihr eigentliches Ziel:

Die lokalen Händler und Standespersonen werden an die Mauer gestellt und erschossen. Von da an lässt sich die Arbeit der Einsatzgruppen, deren detaillierter Gesamtbericht Tausende von Seiten umfassen würde, mit drei furchteinflössenden Buchstaben zusammenfassen: «etc.» Dies gilt bis zum Angriff auf Russland – dort reicht selbst die grenzenlose Offenheit eines «et cetera» nicht mehr aus.

96

Kaum zu glauben, wie oft man in Bezug auf die Politik des Dritten Reiches – und das gilt besonders für ihre tiefsten Abgründe – feststellt, dass Heydrich den Mittelpunkt davon bildet.

Am 21. September 1939 übermittelt er den betreffenden Diensten einen von ihm unterzeichneten Rundbrief, der sich mit dem «Judenproblem in den besetzten Gebieten» befasst. In dem Schreiben wird der Beschluss mitgeteilt, die Juden in Ghettos zusammenzufassen und die zu traurigem Ruhm gelangten Judenräte als Hilfsorgane auszubilden, die dem RSHA direkt unterstellt sein sollen. Die Idee zur Schaffung der Judenräte wurde mit Sicherheit von Eichmanns Ideen inspiriert, von deren Umsetzung sich Heydrich in Österreich überzeugen konnte: Der Schlüssel liegt darin, die Opfer aktiv an ihrem eigenen Schicksal mitarbeiten zu lassen. Erst werden sie beraubt, dann vernichtet.

Am 22. September 1939 gibt Himmler den offiziellen Startschuss für das Reichssicherheitshauptamt (RSHA). In ihm vereinigen sich der SD, die Gestapo und die Kripo. Die Kompetenzbereiche dieser monströsen Organisation übertreffen an Macht alles nur Vorstellbare. Himmler ernennt Heydrich zum Leiter des RSHA. Sicherheitsdienst, Gestapo und Kripo – alle in der Hand eines einzigen Mannes. Himmler hätte ihn auch direkt zum «gefährlichsten Mann des Dritten Reiches» ernennen können. Es dauerte übrigens nicht lang, bis diese Bezeichnung zu Heydrichs zweitem Vornamen wurde. Nur eine einzige Polizeiinstanz ist seiner Kontrolle entgangen: die Ordnungspolizei, eine uniformierte Polizeitruppe, die unter der Leitung des depperten Daluege für Zucht und Ordnung sorgt. Daluege muss sich direkt vor Himmler verantworten. In seiner Polizeitruppe geht es um Kleinkram, verglichen mit den anderen Instanzen. Für Heydrich eigentlich kein grosser Verlust, doch in seiner Machtgier nimmt er es trotzdem nicht auf die leichte Schulter. Trotzdem, wenn es nach mir geht: Kleinkram; doch ich besitze zugegebenermassen weder Heydrichs Sachkunde noch Erfahrung, um das beurteilen zu können. Auf jeden Fall hat die RSHA-Hydra genug Köpfe, um Heydrich beschäftigt zu halten. Er ist darüber hinaus zum Delegieren gezwungen. Die Leitung der sieben Abteilungen des RSHA vertraut er Mitarbeitern an, die er vor allem aufgrund ihrer Kompetenzen und nicht nach politischen Kriterien ausgewählt hat – ein Umstand, der in dem Irrenhaus von Nazi-Apparat selten genug ist, um Erwähnung zu finden. Heinrich Müller, dem Heydrich die Gestapo anvertraut hat

und der sich dermassen mit seiner Aufgabe identifiziert, dass er kurze Zeit später nur noch «Gestapo-Müller» genannt wird, ist beispielsweise ein ehemaliger Christdemokrat. Diese Tatsache hält ihn aber nicht davon ab, sich den Ruf als einer der unerbittlichsten Vollstrecker des Regimes zu erarbeiten. Die anderen Abteilungen des RSHA werden brillanten Intellektuellen übertragen, jungen Leuten wie Schellenberg (Sicherheitsdienst Ausland) und Ohlen-dorf (Sicherheitsdienst Inland) oder versierten Akademikern wie Six (Presseamt und Gegnerforschung), was einen starken Kontrast zu der Kohorte von Analphabeten, weltfremden Spinnern und Geisteskranken bildet, die an der Parteispitze sitzen.

Ein Sonderreferat der Gestapo befasst sich mit der Judenfrage. Die Tatsache, dass es sich nur um eine Unterabteilung handelt, steht in keinerlei Verhältnis zur tatsächlichen Bedeutung dieses Referats, doch mit sensiblen Themen geht man vorsichtshalber immer diskret um. Heydrich weiss bereits, wer sein «Judenbeauftragter» sein soll: Adolf Eichmann, der kleine österreichische Hauptsturmführer, der so gute Arbeit leistet, ist wie geschaffen dafür. Momentan widmet er sich einer wirklich ausgefallenen Arbeit: dem «Projekt Madagaskar». Man erwägt, die Insel als «Judenreservat» zu nutzen. Doch an dem Plan muss noch gearbeitet werden. Zunächst gilt es, England zu besiegen, denn sonst ist der Transport der Juden auf dem Seeweg unmöglich. Danach wird man weitersehen.

Hitler hat die Invasion Englands beschlossen. Doch um an der englischen Küste landen zu können, muss Deutschland zuerst die Lufthoheit über England gewinnen. Entgegen den Versprechen des gutgenährten Görings kreisen immer noch Spitfires und Hurricanes der Royal Air Force über dem Ärmelkanal. Tag um Tag, Nacht um Nacht wehren die heldenhaften englischen Piloten die Angriffe der deutschen Bomber und Jagdflugzeuge ab. Für den 11. September 1940 ist die Operation «Seelöwe» geplant, die jedoch zunächst auf den 14., dann auf den 17. verschoben wird. Doch am 17. September berichtet die Seekriegsleitung: «Die feindliche Luftwaffe ist noch keinesfalls geschlagen. Ihre Tätigkeit nimmt im Gegenteil zu. Die Gesamtwetterlage lässt nicht die Erwartung auf eine Schönwetterperiode zu.» Daraufhin beschliesst der Führer, «Seelöwe» auf unbestimmte Zeit zu vertagen.

Doch noch am selben Tag gibt Heydrich, der von Göring damit beauftragt worden war, direkt zu Beginn der Invasion Repressions- und Säuberungsmassnahmen zu organisieren, seinem Mitarbeiter Franz Alfred Six eine neue Anweisung. Der Standartenführer und ehemalige Dozent für «Politische Geistes- und Zeitgeschichte» an der Universität Berlin arbeitet jetzt für Heydrichs SD. Heydrich hat ihn dazu auserkoren, sich in London niederzulassen und seine neu aufgestellten Einsatzgruppen zu befehligen: sechs kleine Einheiten, die in London, Bristol, Birmingham, Liverpool, Manchester und Edinburgh stationiert werden sollen, oder in Glasgow, sollte die Brücke über den Firth of Forth zwischenzeitlich zerstört worden sein. Heydrich erklärt ihm, seine

Aufgabe werde darin bestehen, mit den erforderlichen Mitteln alle oppositionellen Organisationen, Institutionen und sonstigen Gruppen zu bekämpfen. Konkret wird die Arbeit dieser Einsatzgruppen die gleiche sein wie in Polen und später in Russland: Es handelt sich immer um «mobile Tötungseinheiten», die mit allen verfügbaren Mitteln Menschen auslöschen sollen.

Doch in diesem Fall ist die Sache etwas komplizierter, denn es gibt eine *Sonderfahndungsliste GB*, die Heydrich Six übergibt. Auf der Liste werden rund 2'300 Persönlichkeiten genannt, die so schnell wie möglich aufgefunden, festgenommen und der Gestapo übergeben werden sollen. Ganz oben auf der Liste steht, wen wundert's, Churchill. Neben ihm weitere englische und ausländische Politiker, darunter Beneš und Masaryk, die Repräsentanten der tschechischen Exilregierung. Bis dahin erscheint alles logisch. Doch ausserdem tauchen auf der Liste Schriftsteller auf wie H.G. Wells, Virginia Woolf, Aldous Huxley, Rebecca West ... Selbst Freud steht darauf, obwohl er bereits 1939 verstarb ... Ausserdem Baden-Powell, der Vater aller Pfadfinder. Rückblickend gesehen lässt sich die Exekution der jungen Pfadfinder in Polen nur mit Übereifer erklären; ein Fehler, weil die Pfadfinder den deutschen Sicherheitsdiensten als potenzielle Informationsquellen erster Güte gelten. Zusammengenommen bilden diese Namen ein äusserst barockes Ensemble. Wie es scheint, hat nicht Heydrich, sondern Schellenberg die Liste erstellt. Zweifellos war er sehr damit beschäftigt, in Lissabon die Entführung des Herzogs von Windsor vorzubereiten, und hat seine Arbeit dementsprechend etwas dahingeschludert.

Die Liste entpuppt sich als ziemlich eigenwillig, die Entfüh-

rung des Herzogs geht in die Hose, die Luftwaffe verliert die Schlacht gegen England und die Operation «Seelöwe» wird niemals stattfinden. Einige versprengte Kiesel im sonst so geordneten Garten deutscher Effizienz.

99

Ich bin mir nie ganz sicher, ob die Anekdoten, die ich über Heydrich sammle, der Wahrheit entsprechen, doch im folgenden Fall ist es sogar noch schlimmer: Der Zeuge und Protagonist der Szene, die ich erzählen möchte, ist selbst nicht sicher, was ihm passiert ist. Schellenberg ist Heydrichs rechte Hand beim SD. Er ist ein eiserner Bürokrat ohne jeden Skrupel, aber auch ein bestechender junger Mann, kultiviert und elegant. Ab und an lädt Heydrich ihn – als Abwechslung zu ihren gemeinsamen Ausflügen ins Bordell – ein, ihn und Lina ins Theater oder in die Oper zu begleiten. Der junge Mann steht dem Paar also sehr nahe. Als Heydrich eines Tages an einer Besprechung teilnehmen muss, die weit entfernt stattfindet, ruft Lina Schellenberg an und schlägt ihm einen beschaulichen Bummel am See vor. Die beiden jungen Leute trinken Kaffee, unterhalten sich über Literatur und Musik. Mehr weiss ich nicht. Vier Tage später nimmt Heydrich Schellenberg und «Gestapo-Müller» mit auf einen Kneipenbummel. Sie beginnen den Abend in einem schicken Restaurant am Alexanderplatz. Müller schenkt den Aperitif ein. Die Stimmung ist gelöst, alles wirkt normal, bis Müller Schellenberg unvermittelt fragt, ob er sich neulich am See gut amüsiert habe. Schellenberg versteht

sofort. Heydrich sieht extrem blass aus und schweigt vor sich hin. Ob er über den Ablauf des Ausflugs informiert werden wolle, bringt Schellenberg in geschäftsmässigem Ton hervor. Mit einem Mal kippt die Stimmung. Mit schneidender Stimme verkündet Heydrich, Schellenberg habe soeben Gift getrunken, das ihn in den nächsten sechs Stunden töten werde. Wenn er ihm die vollständige und absolute Wahrheit sage, werde er ihm das Gegengift verabreichen. Aber er wolle die Wahrheit wissen. Schellenbergs Herz beginnt zu rasen. Er setzt zu einer Zusammenfassung des Nachmittags an und bemüht sich, seine Stimme nicht zu sehr zittern zu lassen. Müller fällt ihm ins Wort: Er habe also nach dem Kaffeetrinken einen Spaziergang mit der Frau des Chefs gemacht. Wozu die Heimlichtuerei? Ihm dürfte doch klar sein, dass er unter Beobachtung stehe, oder etwa nicht? Schon, doch wenn Heydrich wirklich bereits alles wüsste, wozu dann dieses Theater? Schellenberg gibt zu, eine Viertelstunde mit Lina spazieren gegangen zu sein, und erzählt, worüber sie sich unterhielten. Heydrich hüllt sich mehrere endlose Minuten lang in nachdenkliches Schweigen. Dann verkündet er sein Urteil: Er schätze, er könne ihm glauben. Doch er verlange sein Ehrenwort, dass er derartige Eskapaden in Zukunft unterlassen werde. Schellenberg spürt, dass die grösste Gefahr vorüber ist, und bekommt seine Angst in den Griff. Angriffslustig verkündet er, er werde ihm sein Wort geben, doch erst, nachdem er das Gegengift getrunken habe, denn ein unter derartigen Umständen abgelegter Eid sei wertlos. Als ehemaliger Marineoffizier halte Heydrich es doch sicher auch nicht für ehrenwert, anders zu verfahren, fügt er hinzu. Wer weiss, wie Heydrichs Karriere bei der Marine ausgegangen ist, kommt nicht umhin, diese

Frage für ganz schön unverfroren zu halten. Heydrich fasst Schellenberg scharf ins Auge. Dann schenkt er ihm einen trockenen Martini ein. Vermutlich habe ihm seine Phantasie einen Streich gespielt, bemerkt Schellenberg in seinen Memoiren; jedenfalls erschien ihm der Martini ungewöhnlich bitter. Er trinkt, gibt Heydrich sein Ehrenwort und möchte sich verabschieden. Doch Heydrich besteht darauf, den Abend frohgemut fortzusetzen.

100

Seine zahlreichen Bordellbesuche bringen Heydrich auf eine geniale Idee: sein eigenes zu eröffnen.

Er mobilisiert seine engsten Mitarbeiter, Schellenberg, Nebe und Naujocks, um seinen Plan in die Tat umzusetzen. Schellenberg findet ein Haus in einem schicken Berliner Vorort. Nebe, der jahrelang bei der Kriminalpolizei gearbeitet und aus dieser Zeit noch Kontakte hat, besorgt die Mädchen. Naujocks kümmert sich um die Einrichtung der Räumlichkeiten: Jedes Zimmer wird mit Mikrofonen und Kameras gespickt. Hinter Bildern, in den Lampen, unter den Sesseln, auf den Schränken. Im Keller wird ein Abhörzentrum eingerichtet.

Die Idee ist einfach, aber genial: Anstatt die Leute bei sich zu Hause auszuspionieren, lässt man sie herkommen. Es gilt also, ein Edelbordell aufzuziehen, um eine hochkarätige Klientel anzulocken.

Als alle Vorbereitungen abgeschlossen sind, eröffnet der Salon Kitty, und durch Mund-zu-Mund-Propaganda mausert er sich in

kürzester Zeit zu einem renommierten Etablissement in diplomatischen Kreisen. Er wird rund um die Uhr überwacht. Die Kameraaufnahmen dienen als Druckmittel, um die Kunden erpressen zu können.

Kitty, die Chefin, ist eine ambitionierte Wiener Puffmutter. Sie ist gebildet, kompetent und geht völlig in ihrer Arbeit auf. Sie liebt es, sich mit dem Besuch einer berühmten Persönlichkeit rühmen zu können. Der Besuch etwa des italienischen Aussenministers Graf Ciano, ein Typ à la Mussolini, macht sie überglücklich. Ich nehme an, man könnte auch über sie ein spannendes Buch schreiben.

Es dauert nicht lang, bis Heydrich den Salon selbst besucht, um ihn zu inspizieren. Er kommt spätabends, meist volltrunken, und verzieht sich mit einem Mädchen nach oben.

Eines Morgens entdeckt Naujocks zufällig die Aufnahme vom Besuch seines Chefs. Aus Neugier hört er sich das Band an; ich weiss nicht, ob es auch einen Film dazu gab. Pflichtbewusst beschliesst er, die Aufnahme zu löschen, allerdings nicht, ohne sich zuvor gut darüber amüsiert zu haben. Einzelheiten sind mir nicht bekannt, aber anscheinend brachte ihn Heydrichs Darbietung zum Lachen.

In Heydrichs Büro steht Naujocks (Heydrich hat ihm nicht angeboten, sich zu setzen) unter einem gewaltigen Kronleuchter, dessen Spitze gleich einem Damoklesschwert über seinem Kopf schwebt. Und Naujocks ist wohl bewusst, dass sein Kopf an die-

sem Morgen nur noch an einem seidenen Faden hängt. Heydrich sitzt vor dem riesigen Wandteppich, auf dem ein gestickter Riesenadler prangt, der ein Hakenkreuz in den Klauen hält. Er schlägt mit der Faust auf die Marmorplatte, die auf einem Tisch aus Massivholz aufliegt, woraufhin das Foto von seiner Frau und den Kindern einen Satz macht.

«Wie zum Teufel konnten Sie veranlassen, meinen Besuch im Salon Kitty letzte Nacht aufzuzeichnen!?»

Auch wenn er bereits gehaut hat, was der Grund für diese morgendliche Vorladung ins Büro des Chefs war, wird Naujocks ganz anders zumute.

«Aufzuzeichnen?»

«Jawohl, versuchen Sie bloss nicht, es abzustreiten!»

Naujocks schlussfolgert blitzschnell, dass Heydrich keinen materiellen Beweis besitzt, weil er selbst dafür Sorge getragen hat, das Band zu löschen. Er setzt auf die erfolgversprechendste Strategie. Er kennt seinen Chef gut genug, um zu wissen, dass sein Leben auf dem Spiel steht.

«Aber ich streite es ab! Ich weiss nicht einmal, in welchem Zimmer Sie waren! Niemand hat mir Bescheid gesagt!»

Das lange Schweigen, das daraufhin folgt, stellt die Nerven des Superagenten auf eine Zerreissprobe.

«Entweder Sie lügen, oder Sie werden nachlässig!»

Naujocks fragt sich, welche Hypothese in den Augen seines Vorgesetzten wohl die schlimmere ist. Heydrich schlägt einen ruhigeren Ton an, der ihn umso mehr beunruhigt.

«Sie hätten wissen müssen, wo ich war. Das gehört zu Ihren Aufgaben. Ausserdem ist es Ihre Pflicht, die Mikrophone und Tonbandgeräte auszuschalten, wenn ich da bin. Das haben Sie letzte Nacht vernachlässigt. Wenn Sie glauben, Sie können sich

über mich lustig machen, Naujocks, überlegen Sie sich das besser zweimal. Abtreten.»

Naujocks, der Alleskönner, der in Gleiwitz den Ausbruch des Krieges herbeigeführt hat, wird wie ein dummer Schuljunge in die Ecke gestellt. Er verdankt es einzig seinem bemerkenswerten Überlebensinstinkt, dass er nicht gleich liquidiert wird. Daher gibt er sich nach diesem bedauerlichen Zwischenfall grosse Mühe, in Vergessenheit zu geraten. Es hätte ihn deutlich teurer zu stehen kommen können, sich über Heydrich lustig gemacht zu haben, über Heydrich, seinen Chef, Himmlers rechte Hand, Nummer zwei der SS, Leiter des RSHA, des SD und der Gestapo, Heydrich, die blonde Bestie, der diese Bezeichnung sowohl wegen seiner Grausamkeit als auch wegen seiner sexuellen Vorlieben gleich doppelt verdient hat. Oder ihn in puncto Liebesspiel gerade nicht verdient hat, wie sich Naujocks insgeheim denkt, wenn er gerade nicht von Angst geschüttelt wird.

102

Der vorangehende Dialog ist ein Paradebeispiel für die Schwierigkeiten, mit denen ich mich konfrontiert sehe. Flaubert hatte diese Probleme bei *Salammô* sicherlich nicht, da niemand die Gespräche von Hannibals Vater Hamilkar schriftlich festgehalten hatte. Wenn ich Heydrich sagen lasse: «Wenn Sie glauben, Sie können sich über mich lustig machen, Naujocks, überlegen Sie sich das besser zweimal», berichte ich damit nur das, was Nau-

jocks gehört haben will. Um einen Satz wiederzugeben, kann man sich eigentlich keinen besseren Zeugen wünschen als den direkten Gesprächspartner, an den die Worte gerichtet waren und der sie mit eigenen Ohren gehört hat. Dennoch bezweifle ich, dass Heydrich seine Drohung auf diese Art formulierte. Es ist einfach nicht sein Stil; es sind Naujocks' Erinnerungen an einen Jahre zuvor geäußerten Satz, den nicht einmal er selbst niederschrieb, sondern jemand, der seinen Zeugenbericht zu Papier brachte. Und schon erscheint es einem blödsinnig, wenn Heydrich, die blonde Bestie, der gefährlichste Mann des Reiches, sagt: «Wenn Sie glauben, Sie können sich über mich lustig machen, Naujocks, überlegen Sie sich das besser zweimal.» Viel wahrscheinlicher ist es, dass Heydrich als der unflätige und machtverliebte Mensch, der er nun einmal war, noch dazu stinksauer, Naujocks entgegenschleuderte: «Wollen Sie mich verarschen? Passen Sie bloss auf, oder ich reisse Ihnen die Eier ab!» Doch welchen Stellenwert hat meine Vision gegenüber den Erinnerungen eines Augenzeugen?

Hätte ich völlig freie Hand, würde ich Folgendes schreiben:

«Naujocks, wo war ich letzte Nacht?»

«Wie bitte, Herr Gruppenführer?»

«Sie haben meine Frage ganz genau verstanden.» «Nun ... ich weiss es nicht, Herr Gruppenführer.» «Sie wissen es nicht?»

«Nein, Herr Gruppenführer.»

«Sie wissen nicht, dass ich bei Kitty war?»

«...»

«Was haben Sie mit der Aufnahme gemacht?» «Ich verstehe nicht, Herr Gruppenführer.»

«Hören Sie auf, mich zu verarschen! Was Sie mit der Aufnahme gemacht haben, habe ich gefragt!»

«Herr Gruppenführer ... ich wusste nicht, dass Sie dort waren! ... Niemand hatte mich davon unterrichtet! Selbstverständlich habe ich die Aufnahme unverzüglich vernichtet, als ich Sie erkannt habe ... ich meine, als ich Ihre Stimme erkannt habe! ...»

«Hören Sie auf, hier den Idioten zu spielen, Naujocks! Sie werden dafür bezahlt, alles zu wissen, insbesondere, wo ich bin, schliesslich bin ich derjenige, der Sie bezahlt! In dem Augenblick, in dem ich bei Kitty ein Zimmer nehme, schalten Sie die Mikrophone aus! Wenn Sie noch einmal versuchen, mich zu verarschen, schicke ich Sie nach Dachau, wo man Sie an den Eiern aufhängt! Habe ich mich klar ausgedrückt?»

«Glasklar, Herr Gruppenführer.»

«Und jetzt scheren Sie sich zum Teufel!»

So wäre dieser Dialog meiner Ansicht nach ein wenig realistischer, ein wenig lebhafter und vermutlich näher an der Wahrheit. Doch ganz sicher bin ich mir nicht. Heydrich konnte ordentlich unflätig sein, doch er verstand sich auch darauf, den eiskalten Bürokraten zu spielen, wenn es erforderlich war. Doch wenn es letztlich darum geht, zwischen Naujocks und meiner Version eine Wahl zu treffen, ist es sicherlich angebrachter, sich für Naujocks' Variante zu entscheiden, selbst wenn sie ein wenig verfälscht wurde. Trotzdem bin ich nach wie vor überzeugt, dass Heydrich ihm an jenem Morgen verdammt gerne die Eier abgerissen hätte.

Aus einem der hohen Fenster im Nordturm der Wewelsburg betrachtet Heydrich das Almetal. Inmitten des Waldes erblickt er die Baracken und die Stacheldrahtzäune des kleinsten Konzentrationslagers in Deutschland. Vielleicht ist er mit den Gedanken aber auch ganz bei dem Manövergelände, auf dem sich seine Einsatzgruppen zurzeit eifrig betätigen. Das Unternehmen «Barbarossa» soll in einer Woche starten. In zwei Tagen werden seine Männer bereits nach Weissrussland, in die Ukraine und nach Litauen vorgezogen sein, wo sie in Aktion treten werden. Ihnen wurde versprochen, dass sie Weihnachten wieder zu Hause sein würden, sobald ihre Arbeit beendet sei. In Wirklichkeit hat Heydrich nicht die leiseste Ahnung, wie lange sich der Krieg hinziehen wird, den er derzeit vorbereitet. Innerhalb der Partei und Armee übertreffen sich alle Eingeweihten geradezu in ihrem Optimismus. Die Leistung der Roten Armee in Polen war durchschnittlich, in Finnland kläglich und gibt somit Anlass zur Hoffnung auf einen schnellen Erfolg der immer noch unbesiegten Wehrmacht. Heydrich bewertet die Situation jedoch grundsätzlich kritischer, als es aus den Berichten des SD hervorgeht. Die feindlichen Streitkräfte, die Anzahl ihrer Panzer oder Reserveeinheiten erscheinen ihm beispielsweise gefährlich unterschätzt. Doch das Oberkommando der Wehrmacht, das mit der Abteilung Abwehr über seinen eigenen Sicherheitsdienst verfügt, hat beschlossen, Heydrichs Warnhinweise zu ignorieren und stattdessen den ermutigenderen Prognosen von General Canaris, seinem ehemaligen Mentor, Glauben zu schenken. Heydrich, für den sein Rauswurf aus der Marine eine

niemals verheilte Wunde darstellt, dürfte vor Wut gekocht haben. Selbst Hitler gesteht ein: «Mir ist, als ob ich eine Tür zu einem dunklen, nie gesehenen Raum aufstosse – ohne zu wissen, was sich hinter der Tür befindet.» Er gibt damit implizit zu, dass die Vorsichtsmassnahmen des SD wahrscheinlich nicht ganz grundlos getroffen werden. Trotzdem wurde die Entscheidung gefällt, die Sowjetunion anzugreifen. Beunruhigt beobachtet Heydrich die Wolken, die über der Ebene aufziehen und sich dort verdichten.

Hinter sich hört er, wie Himmler zu seinen Generälen spricht.

Aus Himmlers Sicht ist die SS ein Reiterorden. Er selbst hält sich für den Nachfolger von Heinrich I., dem Sachsenkönig, der im 10. Jahrhundert die Magyaren zurücksties und damit die Grundsteine für das Heilige Römische Reich legte. Ansonsten verbrachte der König den Grossteil seiner Regentschaft mit der Ausrottung der Slawen. Angesichts dieses Stammbaums hielt der Reichsführer ein eigenes Schloss für angebracht. Als er fündig wurde, war das Schloss eine Ruine. Er musste viertausend Häftlinge aus Sachsenhausen einbestellen, um es instand zu setzen. Knapp ein Drittel der Häftlinge verstarb während der Arbeiten, doch seitdem erhebt sich das Gemäuer prahlerisch oberhalb der Alme, die durch das Tal plätschert. Seine zwei Türme und der Bergfried bilden ein Dreieck, dessen Spitze auf die mythische Insel Thule, das Geburtsland aller Arier, zeigt und das ein Sinnbild für die Axis Mundi, den symbolischen Mittelpunkt der Welt, darstellen soll.

Genau dort, im Herzen des Bergfrieds, findet in der ehemaligen Kapelle, dem heutigen «Obergruppenführersaal», eine Versammlung statt, die Himmler organisiert hat und der sich Heydrich nicht

entziehen konnte. Im Mittelpunkt des grossen kreisförmigen Saals sitzen die Spitzenfunktionäre der SS um einen wuchtigen Tisch aus massiver Eiche herum. Ihr Chef wollte unbedingt einen runden Tisch mit zwölf Sitzgelegenheiten, um die Symbolik der Artus-Sage nachzuahmen. Doch das Grals-Treffen des Reiches im Jahr 1941 unterscheidet sich ein wenig von dem Parzivals: «Aus-einandersetzung zweier Weltanschauungen» ... die notwendige «Eroberung neuen Lebensraumes im Osten» ... Heydrich kennt diese Litanei in- und auswendig, wie die meisten Deutschen zu dieser Zeit. «Eine Existenzfrage ... Volkstumskampf von unerbittlicher Härte ... zwanzig bis dreissig Millionen Slawen und Juden ...» An dieser Stelle spitzt der zahlenverliebte Heydrich mit Sicherheit die Ohren: «Durch die Kriegshandlungen und die Ernährungsschwierigkeiten [werden] zwanzig bis dreissig Millionen Slawen und Juden umkommen.»

Heydrich lässt sich von seiner Verärgerung nichts anmerken. Er heftet den Blick auf das riesige, in den Marmorboden eingelassene Runen-Ornament in Gestalt einer dunklen Sonne. Kriegshandlungen ... Ernährungsschwierigkeiten – mehr kann man um den heissen Brei nicht herumreden. Heydrich weiss ganz genau, dass man bei gewissen heiklen Themen nicht zu deutlich werden sollte, doch irgendwann ist immer der Moment gekommen, in dem man das Kind beim Namen nennen muss. Und er hat allen Grund anzunehmen, dass dieser Moment nun gekommen ist. Ansonsten laufen die Männer Gefahr, in Ermangelung deutlicher Anweisungen einfach nach Gutdünken zu handeln. Letztlich ist immer noch er für diese Mission verantwortlich.

Als Himmler die Versammlung auflöst, eilt Heydrich durch die mit Rüstungen, Wappen, Gemälden und Runensymbolen aller Art vollgestopften Flure. Hier befassen sich Alchemisten, Okkultisten und Magier rund um die Uhr mit esoterischen Überlegungen, die ihm schnuppe sind. Seit zwei Tagen sitzt er in diesem Irrenhaus fest. Er will so schnell wie möglich zurück nach Berlin.

Doch draussen verdichten sich die Wolken über dem Tal, und wenn er zu lange zögert, kann sein Flugzeug nicht mehr abheben. Man fährt ihn zum Manövergelände, wo ihm die Ehre zuteilwird, die Parade der Truppen abzunehmen. Er verzichtet auf grosses Gerede und hetzt durch die Ränge. Er wirft nur einen flüchtigen Blick auf das Aufgebot von Tötungswilligen, die auserwählt wurden, um die Untermenschen im Osten auszulöschen. Insgesamt rund dreitausend Männer. Ihr Aufzug ist jedenfalls tadellos. Heydrich wirft sich ins Flugzeug, das mit laufenden Motoren auf der Startbahn bereitsteht. Unmittelbar vor Ausbruch des Unwetters hebt er ab. Die vier Einsatzgruppen setzen sich unter dem Wolkenbruch unverzüglich in Bewegung.

104

In Berlin gibt es weder einen runden Tisch noch schwarze Magie, die Stimmung ist bürokratisch, und Heydrich verfasst eifrig seine Anweisungen. Göring wünscht, dass er sich kurz und bündig ausdrückt. Am 2. Juli 1941, zwei Wochen nach Beginn des Unternehmens «Barbarossa», übermittelt er folgende Nachricht an die Ver-

antwortlichen der SS, die hinter der Front operieren: «Zu exekutieren sind alle Funktionäre der Komintern (wie überhaupt die kommunistischen Berufspolitiker schlechthin), die höheren, mittleren und radikalen unteren Funktionäre der Partei, der Zentralkomitees, der Gau- und Gebietskomitees, Volkskommissare, Juden in Partei- und Staatsstellungen, sonstigen radikalen Elemente (Saboteure, Propagandeaure, Heckenschützen, Attentäter, Hetzer usw.).»

Kurz und bündig – doch die vorsichtige Formulierung ist schon seltsam: Wozu die Präzisierung über die Juden in Partei- und Staatsstellungen, wo doch letztlich alle Funktionäre exekutiert werden sollen, ganz gleich, ob sie jüdisch sind oder nicht? Heydrich weiss noch nicht, wie die Soldaten der regulären Armee auf den Machtmissbrauch seiner Einsatzgruppen reagieren werden. Es stimmt, dass die berühmte «Kommissardirektive», die Keitel am 6. Juni 1941 unterzeichnete und die somit von der Wehrmacht genehmigt wurde, die Massaker autorisiert, doch offiziell beschränken sie sich auf die politischen Gegner. Daher werden die sowjetischen Juden zunächst in ihrer Eigenschaft als politische Gegner zur Zielscheibe. Die Redundanz in Heydrichs Anweisung wirkt wie ein letzter Hauch von Skrupel. Sollte die einheimische Bevölkerung Pogrome organisieren wollen, wird sie dazu selbstverständlich diskret ermutigt. Doch Anfang Juli kommt es noch nicht in Frage, offen und ehrlich zuzugeben, dass man die Juden ausrotten will, einfach nur, weil sie Juden sind.

Zwei Wochen später hat die Euphorie über die Siege alle Zurückhaltung beiseitegefegt. Während die Wehrmacht die Rote Armee an allen Fronten überrennt, die Invasion Fortschritte macht, die die optimistischsten Vorhersagen bei Weitem übertreffen, und

bereits 300*000 sowjetische Soldaten gefangen genommen wurden, überarbeitet Heydrich seinen Einsatzbefehl. Er greift die wichtigsten Punkte noch einmal auf und verlängert seine Liste durch detailliertere Angaben (so erwähnt er beispielsweise ehemalige Kommissare der Roten Armee). Und schliesslich ersetzt er die «Juden in Partei- und Staatsstellungen» durch «alle Juden».

105

Hauptmann Heydrich befindet sich an Bord einer Messerschmitt 109, in deren Kabine die Initialen RH in runenartiger Schrift verateten, dass es sich um sein persönliches Jagdflugzeug handelt. Er bildet die Vorhut eines Jagdgeschwaders der Luftwaffe, das sowjetisches Gebiet überfliegt. Sobald die deutschen Flugzeuge russische Soldatenkolonnen auf dem beschwerlichen Rückzug am Boden wahrnehmen, stürzen sie sich wie wild gewordene Tiger auf ihre Beute, fliegen in einer Reihe über die Soldatenkolonne und metzeln sie mit ihren Maschinengewehren nieder.

Doch heute entdeckt Heydrich keine Infanteristen unter sich, sondern eine Yak. Er kann die rundliche Silhouette des kleinen sowjetischen Jagdflugzeugs problemlos identifizieren. Trotz der gewaltigen Anzahl feindlicher Flugzeuge, die deutsche Bomber zu Beginn der Offensive bereits am Boden zerstört haben, ist der sowjetische Luftraum nicht vollständig gesäubert. Hier und da regt sich einzelner Widerstand: Die Yak ist der Beweis dafür. Doch an der Überlegenheit der deutschen Luftflotte gibt es keinen Zweifel,

weder in Bezug auf Qualität noch auf Quantität. Kein sowjetischer Jäger kann angesichts des aktuellen Stands der anwesenden Streitkräfte ernsthaft hoffen, eine echte Gefahr für die Me 109 darzustellen. Heydrich befiehlt seiner Staffel, in Formation zu bleiben. Er will sich und seinen Männern etwas beweisen, indem er ganz alleine ein russisches Flugzeug abschießt. Er sinkt auf dessen Höhe ab, begibt sich in seinen Luftstrom. Der Pilot der Yak hat nichts bemerkt. Zu Beginn des Manövers versucht Heydrich, sich dem Ziel zu nähern, um aus etwa einhundertfünfzig Metern Entfernung darauf zu schießen. Das deutsche Flugzeug ist um einiges schneller, es schliesst auf. Als er das Heck des russischen Flugzeugs deutlich im Visier hat, schießt Heydrich. Sofort schwanken die Tragflächen der Yak wie die Schwingen eines aufgescheuchten Vogels. Doch die erste Salve hat sie nicht getroffen, und in Wirklichkeit ist sie auch nicht aufgescheucht. Die Yak setzt sich ab und nimmt Kurs Richtung Boden. Heydrich versucht, ihr zu folgen, doch verglichen mit dem russischen Piloten fliegt er hoffnungslos ausladende Kurven. Dieser Vollidiot von Göring hatte behauptet, die sowjetische Luftflotte sei vollkommen veraltet, und damit hat er sich, wie mit so ziemlich allem, was die Nazis über die Sowjetunion dachten, gründlich getäuscht: Sicher, die Yak kann es mit den deutschen Jagdflugzeugen in puncto Leistung nicht aufnehmen, doch macht sie ihre relative Langsamkeit durch eine wahrhaft infernalische Wendigkeit wieder wett. Das kleine russische Flugzeug befindet sich weiter im Sinkflug und zieht dabei immer engere Kreise. Heydrich verfolgt den Jäger, bekommt ihn aber nicht ins Visier. Die Szene gleicht der Verfolgung eines Hasen durch einen Windhund. Heydrich will unbedingt einen Sieg

einfahren und ein kleines Flugzeug auf den Rumpf seiner Maschine pinseln. Er versteift sich so sehr darauf, dass er nicht bemerkt, wie die Yak auf ihrem Zickzackkurs, mit dem sie den Salven ihres Verfolgers zu entkommen versucht, nicht einfach irgendwohin fliegt, sondern sich auf einen bestimmten Punkt zubewegt. Als um ihn herum Explosionen ertönen, versteht Heydrich: Der russische Pilot hat ihn über eine sowjetische Flak gelotst. Und er war so dämlich, in die Falle zu tappen. Ein gewaltiger Ruck geht durch die Maschine. Schwarzer Rauch dringt aus dem hinteren Ende. Heydrichs Flugzeug stürzt ab.

106

Es trifft Himmler wie ein Schlag ins Gesicht. Ihm steigt das Blut in den Kopf, und er spürt, wie sein Gehirn in der Hirnschale anschwillt. Gerade hat er die Neuigkeit erfahren: Bei einem Luftangriff über der Beresina wurde Heydrichs Messerschmitt 109 abgeschossen. Natürlich wäre es ein grosser Verlust für die SS, wenn Heydrich tot wäre, ein ergebener Mann, eifriger Kollaborateur etc. Doch eine wahre Katastrophe wäre es, wenn er noch lebte. Denn der Jäger ist hinter den sowjetischen Linien zu Boden gegangen. Wenn er den Führer darüber in Kenntnis setzen muss, dass sein Chef des Sicherheitsdienstes den Feinden in die Hände gefallen ist, kann Himmler sich auf eine sehr unschöne Szene gefasst machen. Im Geiste macht er schon mal eine Bestandsaufnahme der Informationen, die Heydrich besitzt und die für Stalin interessant sein könnten. Sein Informationsumfang scheint schwindelerre-

gend. Dabei weiss der Reichsführer nicht einmal genau, worüber sein Untergebener im Bilde ist. Sollte Heydrich auspacken, könnte das zu einem politischen und strategischen Desaster mit unkalkulierbaren Folgen führen. Himmler gelingt es nicht, das Ausmass abzuschätzen. Hinter seinen kleinen runden Brillengläsern und seinem kleinen Schnurrbart ist er schweissgebadet.

Eigentlich liegt sein dringlichstes Problem nicht einmal dort, wo er es vermutet. Wenn Heydrich tot ist oder von den Russen gefangen genommen wurde, muss er als Allererstes dessen Dossiers sicherstellen. Darin könnten Gott weiss was für Informationen über Gott weiss wen stehen. Er wird die Karteikästen in Heydrichs Büro und privatem Wohnsitz sicherstellen müssen. Was die Prinz-Albrecht-Strasse betrifft, wird er Müller vorwarnen, der sich gemeinsam mit Schellenberg um das RSHA kümmern wird. Wegen Heydrichs Privatwohnsitz wird er Lina gegenüber die Form wahren, aber alles durchwühlen müssen. Momentan bleibt ihm nur, abzuwarten: Solange Heydrich als vermisst gilt, gibt es für ihn nichts anderes zu tun. Er wird inzwischen schon einmal bei Lina vorbeigehen, um die Durchsuchung vorzubereiten, und die Männer an der Front anweisen, alles in Bewegung zu setzen, um Heydrich zu finden. Ihn oder seinen Leichnam.

Man kann sich zu Recht fragen, was der Chef des nationalsozialistischen Sicherheitsdienstes in einem deutschen Jagdflugzeug über sowjetischem Kampfgebiet zu suchen hatte. Nun, es ist so, dass Heydrich neben seinem verantwortungsvollen Dienst bei der SS auch Reserveoffizier der Luftwaffe war. Als er den Krieg hatte kommen sehen, hatte er sich zum Jagdflugzeug-Piloten ausbilden lassen. Schon während des Polenfeldzugs wollte er unbedingt sei-

ner Verpflichtung nachkommen. So prestigeträchtig sein Posten als Chef des SD auch war, genügte ihm die bürokratische Arbeit zu Kriegszeiten nicht mehr. Er wollte sich wie ein wahrer teutonischer Ritter auf dem Schlachtfeld beweisen. Zunächst durfte er als Bordschütze in einem Bomber mitfliegen. Doch sagte es ihm – wenig überraschend – nicht zu, die zweite Geige zu spielen. Lieber setzte er sich an den Steuerknüppel einer Messerschmitt 110, mit der Erkundungsflüge über Grossbritannien ausgeführt wurden. Später flog er in erster Linie eine Messerschmitt 109 (das deutsche Äquivalent zur englischen Spitfire), in der er sich während des Norwegenfeldzugs bei einem missglückten Start den Arm verletzte. Ein Heydrich wohlgesinnter Biograph, dessen Werk ich mir besorgt habe, erzählt voller Bewunderung, wie Heydrich mit einem Arm in der Schlinge Manöver flog. Wie es scheint, beteiligte er sich an Angriffen auf die Royal Air Force.

Während dieser Zeit sorgte sich Himmler bereits wie ein Vater um ihn. Vor mir liegt ein Brief vom 15. Mai 1940, den er in seinem Sonderzug «Heinrich» (sic) verfasste. Darin bittet er den von ihm hochgeschätzten Heydrich, möglichst täglich von sich hören zu lassen. Der Brief enthüllt die Besorgnis des Vorgesetzten um seine rechte Hand. Heydrich war für Himmler ausgesprochen wertvoll.

Zwei Tage später wurde er von einer deutschen Patrouille aufgegriffen, von zweien seiner Männer der Einsatzgruppe D, die soeben fünfundvierzig Juden liquidiert und dreissig Geiseln genommen hatten. Offensichtlich war er von einer sowjetischen Flak getroffen worden und notgelandet, hatte sich für zwei Tage und Nächte versteckt gehalten und sich schliesslich zu Fuss bis an die deutschen Linien durchgeschlagen. Dreckig und struppig kehrte

er nach Hause zurück. Nach Angaben seiner Frau war er wegen seines Missgeschicks ordentlich entnervt, für das er trotz allem das bekam, worauf er es angelegt hatte: das Eiserne Kreuz erster Klasse, eine hohe militärische Auszeichnung. Doch nach seinem Absturz erhielt er trotzdem nie wieder die Erlaubnis, an Flugmanövern teilzunehmen, ganz gleich, an welcher Front. Wie es scheint, sprach sich Hitler, den die Geschichte von der Beresina nachhaltig erschüttert hatte, höchstpersönlich dagegen aus. Trotz seiner Anstrengungen und seiner unbestreitbaren Kühnheit konnte Heydrich keinen Sieg erringen. Und mit dieser dürftigen Bilanz endete seine Karriere als Pilot.

107

Natacha liest das Kapitel, das ich gerade geschrieben habe. Beim zweiten Satz angekommen, ruft sie aus: «Wie bitte? ,Ihm steigt das Blut in den Kopf, und er spürt, wie sein Gehirn in der Hirnschale anschwillt.’ Das hast du dir ausgedacht!»

Schon seit Jahren gehe ich ihr mit meinen hehren Theorien über die kindische Unart der Romanausschmückung auf die Nerven. Diese Abneigung hat sich durch die Lektüre meiner Jugendzeit herausgebildet («Die Marquise verlässt ihr Anwesen um fünf Uhr» etc.). Daher ist es wahrscheinlich nur gerecht, dass Natacha mir die Geschichte des in der Hirnschale anschwellenden Gehirns nicht durchgehen lässt. Ich selbst glaubte mich fest entschlossen,

diese Art Ausschmückung zu unterlassen, die letztlich nur die Intention verfolgt, einem Text den Anstrich eines Romans zu verleihen, was ziemlich grässlich ist. Und auch wenn ich über Hinweise zu Himmlers Reaktion und seine Entrüstung verfüge, kann ich nicht absolut sicher sein, welche Symptome seine Entrüstung begleiteten: Vielleicht wurde er puterrot (so stelle ich ihn mir vor), vielleicht wurde er aber auch aschfahl. Kurz gesagt, die Angelegenheit erscheint mir äusserst ernst.

Natacha gegenüber verteidige ich mich aber zunächst beleidigt: Es ist wahrscheinlicher, dass Himmler fast der Kopf platzte, und davon abgesehen ist die Geschichte vom anschwellenden Hirn nur eine etwas billig geratene Metapher für die Angst, die ihn nicht mehr loslässt, seit er die Nachricht erhalten hat. Doch ich finde es selbst nicht sehr überzeugend. Tags darauf streiche ich den Satz. Unglücklicherweise entsteht dadurch eine unangenehme Leere. Ich weiss selbst nicht so genau, warum, mir gefällt einfach die abrupte Aufeinanderfolge von «Es trifft Himmler wie ein Schlag ins Gesicht.» und «Gerade hat er die Neuigkeit erfahren» nicht; irgendwie fehlt die Verbindung, die meine Hirnschale zuvor bildete. Daher sehe ich mich gezwungen, den durchgestrichenen Satz durch einen anderen, vorsichtigeren zu ersetzen. Ich schreibe so etwas wie: «Ich stelle mir vor, dass die Farbe seines bebrillten Nagergesichts in Rot umgeschlagen sein muss.» Es stimmt, dass Himmler ein Nagergesicht besass – mit seinen Hängebacken und dem Schnauzbart –, doch diese Formulierung ist natürlich alles andere als nüchtern. Also beschliesse ich, «bebrillten» zu streichen. Aber die Wirkung, die das «Nagergesicht» hervorruft, stört mich selbst ohne das Attribut der Brille. Allerdings sehe ich auch

die Vorteile dieser extrem vorsichtigen Formulierung: «Ich stelle mir vor», «sein muss». Indem ich meine Hypothese ganz klar als eine solche kennzeichne, befreie ich mich von jeglichem zwanghaften Bemühen um Realismus. Ich weiss nicht, warum, doch ich sehe mich gezwungen hinzuzufügen: «Er lief puterrot an.»

Ich hatte mir Himmler nun einmal mit hochrotem Gesicht vorgestellt, so, als wäre er stark erkältet (vielleicht, weil ich mich seit vier Tagen selbst mit einer Mordserkältung herumschlage), und meine tyrannische Vorstellungskraft will einfach nicht davon ablassen: Ich wollte unbedingt ein solches Detail über das Gesicht des Reichsführers erzählen. Doch auch dieses Ergebnis gefiel mir ganz und gar nicht: Ein weiteres Mal löschte ich alles. Lange starrte ich auf die abgrundtiefe Leere zwischen dem ersten und dritten Satz. Und schliesslich begann ich ganz langsam wieder zu tippen: «Ihm steigt das Blut in den Kopf, und er spürt, wie sein Gehirn in der Hirnschale anschwillt.»

Ich denke an Oscar Wilde, es ist doch immer dasselbe: «Ich habe den ganzen Vormittag an der Korrektur eines Textes gearbeitet und letztlich nur ein Komma gestrichen. Am Nachmittag habe ich es wieder eingefügt.»

108

Heydrich sitzt im Fond seines schwarzen Mercedes – zumindest stelle ich es mir so vor – und hat die Aktentasche auf seinem Schoss fest im Griff, denn darin befindet sich das zweifellos entscheidendste Dokument seiner Karriere und der Geschichte des

Dritten Reiches. Das Auto fährt durch die Aussenbezirke Berlins. Draussen ist schönes Wetter, es ist Sommer, bald wird der Abend hereinbrechen, und man kann sich nur schwerlich vorstellen, dass der Himmel dann von schwarzen Schwärmen überzogen sein wird, die Bomben abwerfen. Dennoch zeugen einige zerstörte Gebäude, einige in Trümmern liegende Häuser und einige vorbeieilende Passanten vom erbitterten Einsatz der Royal Air Force.

Vor über vier Monaten liess Heydrich Eichmann die Rohfassung des Dokuments erstellen, das er Göring vorlegen und von ihm absegnen lassen will. Doch zunächst musste er das Einverständnis des designierten Ministers für die Ostgebiete, Rosenberg, einholen. Und ausgerechnet diese Null stellte sich quer. Eichmann legte sich daraufhin ordentlich ins Zeug und formulierte den Text um, sodass jetzt eigentlich nichts mehr schiefgehen dürfte.

Wir befinden uns mitten im Wald, im Norden von Berlin. Der Mercedes hält vor dem Eingangsportal einer Villa, die von schwerbewaffneten SS-Männern bewacht wird. Es handelt sich um den kleinen barocken Palast Karinhall, den Göring erbauen liess, um sich über den Tod seiner ersten Frau hinwegzutrusten. Die Wachen salutieren, das Tor öffnet sich, der Wagen rollt durch die Allee. Göring steht bereits auf dem Rasen, gut gelaunt und in eine seiner exzentrischen Uniformen gezwängt, die sicherlich für seinen Beinamen «der parfümierte Nero» mitverantwortlich sind. Er begrüsst Heydrich überschwänglich, übergücklich, den berechtigten Chef des SD zu einem Treffen unter vier Augen zu empfangen. Heydrich weiss, dass ihm der Ruf des gefährlichsten Mannes des Reiches vorausseilt, und ist nicht wenig stolz auf diese

Tatsache. Doch ihm ist auch bewusst, dass die Nazi-Oberen ihn in erster Linie derartig hofieren, um seinen Vorgesetzten Himmler zu schwächen. In ihren Augen ist Heydrich ein Instrument und noch kein Rivale. Sicher, in dem infernalischen Duo, das er mit Himmler bildet, wähnt man ihn als das Gehirn (HHhH: Himmlers Hirn heisst Heydrich), doch er bleibt Himmlers rechte Hand, der Untergeordnete, die Nummer zwei. Heydrich ist zu ehrgeizig, um sich auf ewig mit dieser Position begnügen zu wollen, doch im Moment kann er sich angesichts der Entwicklung des Machtgefüges innerhalb der Partei nur beglückwünschen, Himmler treu geblieben zu sein. Während dessen Macht unaufhörlich wächst, krebst der durch das Versagen der Luftwaffe in England in Ungnade gefallene Göring eher vor sich hin.

Doch Göring ist immer noch offiziell für die Judenfrage verantwortlich, und diesem Umstand verdankt er Heydrichs heutigen Besuch.

Zunächst jedoch muss Heydrich die Kindereien seines Gastgebers ertragen. Der aufgeblasene Hermann möchte ihm unbedingt seine elektrische Eisenbahn vorführen – ein Geschenk des preussischen Nationaltheaters, auf das er ausgesprochen stolz ist und mit dem er jeden Abend spielt. Heydrich zwingt sich zur Geduld. Nachdem er angesichts eines Privatkinos, türkischer Bäder, eines Salons, der jedem Pharao zur Ehre gereicht hätte, und sogar eines Löwen mit Namen Cäsar artig in Begeisterungstürme ausgebrochen ist, darf er Göring gegenüber Platz nehmen. Sie befinden sich in einem holzgetäfelten Arbeitszimmer. Endlich kann Heydrich sein wertvolles Dokument hervorholen und dem Reichsmarschall vorlegen. Göring liest laut vor:

«Der Reichsmarschall des Grossdeutschen Reiches Beauftragter für den Vierjahresplan
Vorsitzender des Ministerrats für die Reichsverteidigung

An den
Chef der Sicherheitspolizei und des SD
SS-Gruppenführer Heydrich

Berlin.

In Ergänzung der Ihnen bereits mit Erlass vom 24.1.39 übertragenen Aufgabe, die Judenfrage in Form der Auswanderung oder Evakuierung einer den Zeitverhältnissen entsprechend möglichst günstigen Lösung zuzuführen, beauftrage ich Sie hiermit, alle erforderlichen Vorbereitungen in organisatorischer, sachlicher und materieller Hinsicht zu treffen für eine Gesamtlösung der Judenfrage im deutschen Einflussgebiet in Europa.

«Sofern hierbei die Zuständigkeiten anderer Zentralinstanzen berührt werden, sind diese zu beteiligen.»

Göring hält inne und schmunzelt. Den vorangehenden Absatz hat Eichmann eingefügt, um Rosenberg zufriedenzustellen. Auch Heydrich schmunzelt, kann aber seine Verachtung gegenüber den Regierungsbürokraten kaum verbergen. Göring liest weiter:

«Ich beauftrage Sie weiter, mir in Bälde einen Gesamtentwurf über die organisatorischen, sachlichen und materiellen Vorausmassnahmen zur Durchführung der angestrebten Endlösung der Judenfrage vorzulegen.»

Schweigend setzt Göring das Datum darunter und unterzeich-

net das geschichtsträchtige Schriftstück – die Ermächtigung. Heydrich kann sich ein zufriedenes Grinsen nicht verkneifen. Es ist der 31. Juli 1941, die Geburtsstunde der Endlösung, und Heydrich ist ihr wesentlicher Urheber.

109

Bei einem ersten Entwurf hatte ich in Bezug auf Göring geschrieben: «in eine blaue Uniform gezwängt». Ich weiss nicht, wieso, doch ich hatte eine blaue Uniform vor Augen. Es stimmt, dass Göring auf Fotos häufig in einer hellblauen Uniform zu sehen ist. Doch ob er eine solche auch an jenem Tag trug, weiss ich nicht. Sie hätte genauso gut weiss sein können.

Und ich weiss auch nicht, ob solche Art von Bedenken in diesem Stadium der Geschichte überhaupt noch angebracht sind.

110

«Bad Kreuznach im August 1941: Zum zweiten Mal sind Deutsche Kriegsfechtmeisterschaften beendet. Die Reichssonderklasse, die zwölf Besten, sind angetreten und werden mit der goldenen bzw. silbernen Leistungsnadel des NSRL [Nationalsozialistischer Reichsbund für Leibesübungen] ausgezeichnet. An fünfter Stelle steht in Reih und Glied ein SS-Obergruppenführer und General der Polizei. Es ist Reinhard Heydrich, der Chef der Sicherheitspo-

lizei und des SD. Freudig nimmt er die Glückwünsche entgegen, und doch spricht aus seiner ganzen Haltung die Bescheidenheit des Siegers. Wer ihn kennt, weiss, dass es auch jetzt für ihn keinen Stillstand gibt. Nicht ruhen und rasten, immer an sich selbst arbeiten und vorwärtsstreben, das ist seine Grundeinstellung, gleichviel, ob es sich um Sport oder Dienst handelt.»

(Artikel aus der Fachzeitschrift *Leibesübungen und körperliche Erziehung*)

Wer Heydrich kennt, weiss, dass man besser nicht mit Lobeshymnen auf den genialen 37-jährigen Athleten geizt und auch nicht erwähnen sollte, unter welchem Druck die Kampfrichter stehen, wenn sie dem Chef der Gestapo einen Punktabzug erteilen müssen. Ebenfalls zu vermeiden sind Anspielungen auf Commodus oder Caligula, die gerne in der Arena gegen Gladiatoren kämpften – wobei natürlich klar war, dass es im ureigenen Interesse der Gladiatoren lag, ihren Kaiser nicht zu hart anzufassen.

Davon einmal abgesehen scheint es so, als legte Obergruppenführer Heydrich während der Wettkämpfe ein korrektes Verhalten an den Tag. Als er sich einmal über die Entscheidung eines Schiedsrichters aufregte, wies ihn der Kampfleiter vor versammeltem Publikum mit der trockenen Bemerkung zurecht: «Auf der Fechtbahn gelten nur die sportlichen Gesetze und sonst nichts.»

Die Kühnheit des Mannes verschlug Heydrich die Sprache, und er gab klein bei.

Seine Hybris sparte er sich anscheinend für später auf, denn anlässlich der Fechtmeisterschaften von Bad Kreuznach vertraute

er zwei Freunden (seit wann hat Heydrich eigentlich Freunde?) in sehr anschaulicher Sprache an, er werde nicht zögern, gegebenenfalls Hitler höchstpersönlich unschädlich zu machen, falls «der Alte Mist baut».

Was genau er damit wohl meinte? Ich wüsste es nur zu gerne.

111

Dieses Jahr im Sommer kletterte im Zoo von Kiew ein Mann in den Löwenzwinger. Zu einem Besucher, der ihn zurückhalten wollte, sagte er, während er über die Abgrenzung sprang: «Gott wird mich retten.» Daraufhin liess er sich bei lebendigem Leib verspeisen. Wäre ich im Sommer dort gewesen, hätte ich zu ihm gesagt: «Man sollte nicht alles glauben, was einem erzählt wird.»

Den Menschen, die in Babi Yar starben, hat Gott nicht das Geringste genützt.

Auf Russisch bedeutet Yar Schlucht. Babi Yar, die «Grossmutter Schlucht», lag im Aussenbezirk von Kiew und war eine riesige natürliche Senke. Heute ist davon nur noch eine grasüberwachsene, nicht besonders tiefe Mulde übrig, in deren Mitte sich eine beeindruckende, äusserst sozialistisch anmutende Skulptur erhebt, die im Andenken an die Opfer errichtet wurde. Doch als ich auf dem Weg zur Schlucht war, wollte mir der Taxifahrer unbedingt zeigen, bis wohin sich Babi Yar damals erstreckte. Er brachte mich zu einer Art bewaldeter Schlucht und teilte mir mit Hilfe einer jungen Ukrainerin, die mich begleitete und mir als Überset-

zerin diente, mit, dass dort die Leichname hineingeworfen worden waren, wo sie die Böschung hinunterrollten. Danach stiegen wir wieder ins Auto, und er setzte mich beim Denkmal ab, das *mehr als einen Kilometer entfernt war*.

Zwischen 1941 und 1943 verwandelten die Nazis die «Schlucht der Grossmutter» in die grösste Leichengrube der Geschichte der Menschheit: Wie auf einer Gedenkplatte in drei Sprachen (Ukrainisch, Russisch und Hebräisch) zu lesen ist, fanden hier über einhunderttausend Menschen den Tod, sie alle wurden Opfer des Faschismus.

Mehr als ein Drittel von ihnen wurden in weniger als achtundvierzig Stunden hingerichtet.

An jenem Septembertag im Jahr 1941 begaben sich die Juden aus Kiew zu Tausenden zu dem Treffpunkt, zu dem sie zitiert worden waren. Sie hatten ihre Wertsachen dabei und sich damit abgefunden, deportiert zu werden, und waren sicher, dass die Deutschen Übles mit ihnen vorhatten.

Zu spät verstanden sie, was ihnen wirklich blühte. Manche direkt nach ihrer Ankunft, andere erst am Abgrund der Schlucht. Dazwischen wurden sie im Ruckzuck-Verfahren ihrer Habseligkeiten beraubt: Die Juden übergaben ihre Koffer, Wertsachen und Papiere, die man vor ihren Augen zerriss. Danach mussten sie einen sogenannten Korridor durchqueren, der von SS-Männern gebildet wurde – mit äusserster Brutalität schlugen die Einsatzgruppen von beiden Seiten mit Stöcken und Gummiknüppeln auf sie ein. Fiel ein Jude hin, liessen sie die Hunde auf ihn los, oder er wurde von den anderen Juden, die völlig ausser sich waren, überrannt. Am Ende dieses teuflischen Korridors fanden sich die Juden auf einem Platz wieder, wo sie aufgefordert wurden, sich vollständig ausziehen. Dann wurden sie splitternackt an den Rand einer giganti-

schen Schlucht geführt. Dort liessen selbst die gutgläubigsten oder optimistischsten unter ihnen alle Hoffnung fahren. Von Todesangst gepackt, begannen sie zu schreien. Am Boden der Grube stapelten sich Leichname.

Doch die Geschichte dieser Männer, Frauen und Kinder endet noch nicht direkt am Rande dieses Abgrunds. Vermutlich aus einem Anfall deutscher Tüchtigkeit heraus liessen die SS ihre Opfer zunächst in die Schlucht hinuntersteigen, bevor sie sie erschossen. Dort wurden sie von einem «Packer» in Empfang genommen. Seine Arbeit ähnelte beinahe in jedem Punkt dem einer Platzanweiserin im Theater. Er führte jeden Juden zu einem Stapel Leichname, und wenn er einen Platz für ihn gefunden hatte, befahl er dem Juden, sich bäuchlings und nackt auf die ebenfalls entkleideten Leichen zu legen. Dann kam einer der Schützen über die Leichenberge hinweg anmarschiert und tötete den Juden mit einem Genickschuss. Taylorismus beim Massenmord. Am 2. Oktober 1941 berichtet die Einsatzgruppe von Babi Yar: «Das Sonderkommando 4a hat in Zusammenarbeit mit Gruppenstab und zwei Kommandos des Polizei-Regiments Süd am 29. und 30. September 1941 in Kiew 33‘771 Juden exekutiert.»

112

Ich habe von einer aussergewöhnlichen Geschichte gehört, die sich während des Krieges in Kiew abspielte. Sie ereignete sich im Sommer 1942 und hat keinen Bezug zu den Akteuren der Operation «Anthropoid»; von daher hat sie in meinem Roman eigentlich

nichts zu suchen. Doch ein grosser Vorteil dieser Gattung besteht darin, dass sie dem Erzähler beinahe uneingeschränkte Freiheiten lässt.

Im Sommer 1942 steht die Ukraine unter nationalsozialistischer Verwaltung, die mit der ihr charakteristischen Brutalität vorgeht. Trotzdem beabsichtigen die Deutschen, Fussballspiele zwischen den unterschiedlichen okkupierten oder zu Satellitenstaaten degradierten Oststaaten zu organisieren. Schon kurze Zeit später tut sich eine Mannschaft hervor, die einen Sieg nach dem anderen gegen die rumänischen und ungarischen Gegner einfährt: der FC Start, der in aller Eile aus den Überbleibseln des verbliebenen Dynamo Kiew zusammengesetzt worden war. Der Fussballverein war zu Beginn der Okkupation zwangsweise aufgelöst worden, doch für die Gelegenheit trommelte man die Spieler wieder zusammen.

Als der Erfolg der Mannschaft den Deutschen zu Ohren kommt, beschliessen sie, eine Prestige-Begegnung zwischen der lokalen Mannschaft und dem Team der Luftwaffe auf die Beine zu stellen. Die ukrainischen Spieler sind angehalten, bei der Präsentation der Mannschaften den Hitlergruss auszuführen.

Am Tag des Spiels strömen die Spieler beider Mannschaften ins vollbesetzte Stadion. Die deutschen Spieler recken den Arm in die Höhe und skandieren: «Heil Hitler!» Auch die ukrainischen Spieler heben den Arm – sehr zur Enttäuschung des Publikums, das in dem Spiel die Gelegenheit zu einer symbolischen Demonstration des Widerstands wähte. Doch anstatt den Hitlergruss auszuführen, beugen die ukrainischen Spieler den Arm, führen ihn mit geballter Faust zum Oberkörper zurück und rufen: «Es lebe

die Körperkultur!» Dieser durch und durch sowjetische Slogan bringt das Publikum zum Rasen.

Das Spiel hat kaum begonnen, als ein ukrainischer Stürmer sich durch den Einsatz eines deutschen Spielers auch schon das Bein bricht. Zum damaligen Zeitpunkt gab es noch keine Auswechselspieler. Der FC Start muss das Spiel also zu zehnt bestreiten. Dank der zahlenmässigen Überlegenheit gehen die Deutschen zunächst in Führung. Es sieht schlecht aus. Doch die Spieler von Kiew lassen sich nicht unterkriegen. Unter dem Jubel der Masse holen sie den Punktstand auf. Dann schiessen sie ein zweites Tor, und das Stadion tobt.

In der Halbzeit stattet Generalmajor Eberhard, der Stadtkommandant von Kiew, den ukrainischen Spielern einen Besuch in der Umkleidekabine ab und hält folgende Ansprache: «Bravo, Sie haben hervorragend gespielt, und wir haben es genossen. Allerdings müssen Sie jetzt, während der zweiten Halbzeit, verlieren. Um jeden Preis! Die Mannschaft der Luftwaffe hat noch nie verloren, schon gar nicht auf besetztem Gebiet. Das ist ein Befehl! Wenn Sie das Spiel nicht verlieren, werden Sie exekutiert.»

Schweigend nehmen die Spieler die Botschaft entgegen. Zurück auf dem Spielfeld, treffen sie nach einem kurzen Moment des Wankens, ohne sich abzusprechen, eine Entscheidung: Sie werden spielen. Sie schiessen ein Tor, dann das nächste und gewinnen fünf zu eins. Das ukrainische Publikum ist vor Freude wie von Sinnen. Auf deutscher Seite herrscht Groll. Es wird in die Luft geschossen. Doch noch hat keiner der Spieler Grund zur Beunruhigung, denn die Deutschen glauben, ihnen diese Demütigung auf dem Spielfeld heimzahlen zu können.

Drei Tage darauf wird eine Revanche organisiert, die mit Plakaten aufwendig beworben wird. In der Zwischenzeit lassen die Deutschen in aller Eile Profispieler aus Berlin anreisen, um die Mannschaft zu stärken.

Das zweite Fussballspiel beginnt. Wieder ist das Stadion rappevoll, doch dieses Mal umstellen SS-Truppen das Gelände; offiziell sind sie als Ordnungshüter eingesetzt. Wieder gehen die Deutschen zunächst in Führung. Doch die Ukrainer legen sich ins Zeug und gewinnen fünf zu drei. Am Spielende toben die Fans der ukrainischen Mannschaft vor Begeisterung, doch die Spieler sind aschfahl im Gesicht. Die Deutschen eröffnen das Feuer. Sie drängen aufs Spielfeld. In der Aufregung gelingt es drei ukrainischen Spielern, in der Menge unterzutauchen. Sie werden den Krieg überleben. Die übrigen Spieler der Mannschaft werden verhaftet, vier von ihnen bringt man direkt nach Babi Yar, wo sie exekutiert werden. Während er schon am Abgrund der Schlucht kniet, ruft der Mannschaftskapitän und Torhüter Nikolai Trusevich noch: «Der rote Sport wird niemals sterben!» Dann werden die anderen Spieler der Reihe nach ermordet. Heute steht vor dem Dynamo-Stadion ein Denkmal, das ihnen gewidmet ist.

Es gibt eine unglaubliche Fülle von Versionen dieses legendären «Todesspiels». Einige berichten, es habe noch eine dritte Spielbegegnung stattgefunden, während der die Ukrainer wieder gewannen ... acht zu null! Erst nach Ausgang dieses Fussballspiels seien die Spieler festgenommen und hingerichtet worden. Doch die Version, die ich ausgewählt habe, erscheint mir am glaubwürdigsten; und was den groben Verlauf betrifft, sind sich immerhin alle einig. Ich befürchte allerdings, meine Darstellung könnte De-

tailfehler enthalten, da ich mir nicht die Zeit genommen habe, eine vertiefte Recherche über ein Thema durchzuführen, das mit Heydrich nicht direkt zu tun hat. Doch ich wollte auch nicht von Kiew reden, ohne diese unglaubliche Geschichte zu erzählen.

Auf Hitlers Schreibtisch stapeln sich die Berichte des SD, in denen die skandalöse Nachlässigkeit im Protektorat angeprangert wird. Kontakte zwischen dem tschechischen Ministerpräsidenten der Protektoratsregierung Alois Elias und London, Sabotageakte, noch aktive Widerstandsnetze, Zunahme aufrührerischer Tendenzen im Volke, Schwarzmarkt in voller Blüte, Produktionsrückgang um 18 Prozent – so, wie Heydrichs Männer die Situation darstellen, scheint sie hochexplosiv. Nun, mit Öffnung der russischen Front, gewinnt die Produktivität der tschechischen Industrie, einer der leistungsstärksten Europas, für das Reich zunehmend an Bedeutung. Die Fabriken von Skoda müssen auf vollen Touren laufen, um das Kriegsgeschehen zu unterstützen.

Hitler ist zwar paranoid, lässt sich aber auch nicht zum Narren halten: Ihm muss klar sein, dass Heydrich auf Neuraths Posten als Reichsprotektor von Böhmen und Mähren schießt und grosses Interesse daran hat, die Lage schwarzzumalen, um die Politik des ehemaligen Barons zu diskreditieren. Doch wenn Hitler irgendetwas nicht leiden kann, dann Schlappschwänze (Barone übrigens auch nicht). Die aktuellsten Meldungen sind der Tropfen, der das

Fass zum Überlaufen bringt. Beneš und seine Entourage haben von London aus zum Boykott der Okkupationszeitungen aufgerufen, was bei der einheimischen Bevölkerung bemerkenswerten Anklang fand und eine ganze Woche lang befolgt wurde. Die negativen Auswirkungen an sich sind nicht allzu gross, doch es beweist anschaulich, welch grossen Einfluss die tschechische Exilregierung immer noch ausübt. Darüber hinaus zeugt es von einer grundsätzlichen Abneigung gegenüber den Besatzern. Wenn man zudem noch Hitlers Hass auf Beneš berücksichtigt, kann man sich unschwer vorstellen, wie fuchsteufelswild ihn diese Botschaft macht.

Hitler weiss, dass Heydrich ein rücksichtsloser Erfolgsritter ist, dem alle Mittel recht sind, um sein Ziel zu erreichen, doch das schockiert ihn nicht – aus gutem Grund: Hat er sich nicht seit jeher genauso verhalten? Hitler respektiert Heydrich gerade aufgrund von dessen Fähigkeit, Härte und Tüchtigkeit zu vereinen. Fügt man noch Heydrichs ungebrochene Loyalität gegenüber dem Führer hinzu, hat man alle drei Zutaten für den perfekten Nationalsozialisten zusammen. Von seiner körperlichen Erscheinung als Sinnbild des perfekten Ariers einmal ganz zu schweigen. Himmler mag zwar sein «treuer Heinrich» sein, doch auf dieser Ebene kann er nicht mithalten. Es liegt daher nahe, dass Hitler Heydrich bewundert. Neben Stalin wäre er damit eine der wenigen noch lebenden Personen gewesen, dem diese Ehre zuteilwurde. Ausserdem scheint es, als habe Hitler keine Angst vor Heydrich, was für einen Paranoiden wie ihn erstaunlich ist. Vielleicht wollte er zwischen Heydrich und Himmler Konkurrenzgefühle aufkeimen lassen. Vielleicht glaubte er, wie er seinem Reichsführer anvertraut hatte, dass die Akte über die angebliche jüdische Abstammung

Heydrichs ein Garantieschein für dessen Ergebnis darstellte. Oder vielleicht sah er in der blonden Bestie eine derart ideale Verkörperung des Nationalsozialisten, dass er ihm weder Verrat noch Abtrünnigkeit unterstellen mochte.

Sicher ist, dass er Bormann beauftragt haben muss, eine Krisensitzung im Führerhauptquartier «Wolfsschanze» bei Rastenburg zu organisieren. Herbeizitiert werden in aller Eile: Himmler, Heydrich, Neurath und dessen Staatssekretär Frank, der sudeten-deutsche Buchhändler.

Frank trifft als Erster ein. Er ist ein grossgewachsener Mann um die fünfzig mit Mafioso-Gesicht, das bereits von tiefen Falten durchzogen wird. Während des Essens legt er Hitler einen Bericht über die Situation im Protektorat vor, der in allen Punkten mit denen des SD übereinstimmt. Dann treten Himmler und Heydrich auf den Plan. Heydrich glänzt mit einem erstklassigen Lagebericht, in dem er Probleme aufzeigt und Lösungsvorschläge unterbreitet. Hitler ist zutiefst beeindruckt. Neurath wurde vom schlechten Wetter aufgehalten und kommt erst am Tag darauf an, als sein Schicksal bereits feststeht. Hitler verfährt mit ihm wie mit einem seiner Generäle, dem er das Kommando entziehen will: Zwangsurlaub aus Gesundheitsgründen. Die Stelle des Reichsprotektors ist soeben frei geworden.

114

Am 27. September 1941 bringt die von den Deutschen kontrollierte tschechische Presse folgende Meldung:

«Der Reichsprotektor in Böhmen und Mähren, Reichsminister

Freiherr von Neurath, hielt es für notwendig, dem Führer vorzuschlagen, ihm einen längeren Urlaub zum Zweck der Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit zu gewähren. Da der gegenwärtige Kriegszustand den vollen Einsatz des Reichsprotectors verlangt, bat Herr von Neurath zugleich den Führer, ihn bis zur Genesung vorübergehend seines Amtes als Reichsprotector zu entheben und einen Vertreter zu ernennen. Der Führer konnte unter diesen Umständen das Ansuchen des Reichsprotectors nicht ablehnen und betraute den SS-Obergruppenführer und General der Polizei Reinhard Heydrich für die Dauer der Erkrankung des Reichsministers von Neurath mit der Ausübung der Funktion eines stellvertretenden Reichsprotectors in Böhmen und Mähren.»

115

Um den ihm zugedachten prestigeträchtigen Posten bekleiden zu dürfen, wurde Heydrich zunächst zum Obergruppenführer befördert, dem zweithöchsten Dienstgrad innerhalb der SS-Hierarchie, wenn man vom Posten des Reichsführers absieht, der Himmler vorbehalten ist. Übertroffen wird dieser nur noch vom Dienstgrad des Oberst-Gruppenführers, den im September 1941 aber noch niemand erreicht hat (bei Kriegsende werden sich lediglich vier Männer mit diesem Titel schmücken können).

Heydrich kostet diesen entscheidenden Zwischensieg in seinem unaufhaltsamen, wenn auch verschlungenen, Aufstieg aus. Er ruft seine Frau an, die von der Idee, nach Prag zu ziehen, scheinbar

alles andere als begeistert ist (sie behauptet, protestiert und ihn gefragt zu haben, wieso er denn nicht «Postbote oder so etwas» geworden sei. Doch gleich im Anschluss legt sie eine tiefe Schicksalsergebenheit an den Tag, die nicht zu ihrem vorherigen Bedauern passt). Heydrich soll geantwortet haben: «Lina, Lina, beruhige dich. Ich habe endlich eine positive Aufgabe.» Er wolle etwas anderes sein als des «Deutschen Reiches Müllkipper». Des Deutschen Reiches Müllkipper! So also definiert er seine Aufgaben als Chef der Gestapo und des SD, die er trotz allem auch weiterhin mit äusserster Effizienz erfüllen wird.

116

Heydrich trifft an dem Tag in Prag ein, an dem das tschechische Volk von seiner Ernennung erfährt. Am späten Vormittag oder am frühen Nachmittag landet sein Flugzeug, eine dreimotorige Junkers, Modell Ju 52, am Flughafen von Ruzyně.

Er steigt im Hotel Esplanade ab, einem der schönsten Hotels der Stadt, hält sich dort aber offenbar nicht lange auf, denn schon am selben Abend kann Himmler den Bericht lesen, den ihm sein Mitarbeiter per Fernschreiber übermittelt hat:

«15.10 erfolgte planmässig die Verhaftung des ehemaligen Ministerpräsidenten Elias.

18 Uhr erfolgte gleichfalls planmässig die Verhaftung des ehemaligen Ministers Havelka.

19 Uhr wurde im tschechischen Rundfunk die Verlautbarung des Führers über meine vertretungsweise Einsetzung veröffentlicht, während um 20 Uhr dasselbe durch den deutschen Sender erfolgt.

Die Vernehmungen Elias' und Havelkas sind im Gange. Während im Allgemeinen alle Verfahren vor die Standgerichte kommen, werde ich aus aussenpolitischen Gründen Aburteilung des Ministerpräsidenten Elias im Einvernehmen mit dem Präsidenten Thierack vor einem Sondersenat des Volksgerichtes in Prag in kürzester Frist durchführen lassen.»

Elias und Havelka sind die beiden wichtigsten Mitglieder der tschechischen Regierung, die unter Vorsitz des alten Hacha mit den Deutschen kollaboriert. Sie stehen in regelmässigem Kontakt zu Beneš in London, worüber Heydrichs Sicherheitsdienst aber mittlerweile im Bilde ist. Aus diesem Grund werden sie unverzüglich zum Tode verurteilt, doch nach einem Moment des Nachsinnens beschliesst Heydrich, das Urteil nicht direkt zu vollstrecken. Selbstverständlich ist das nur eine Galgenfrist.

117

Am Tag darauf findet um elf Uhr Heydrichs feierliche Amtseinführung in der Burg Hradcany statt, auf Deutsch als «der Hradschin» bezeichnet. Der schändliche Karl Hermann Frank, vom sudetendeutschen Buchhändler zum SS-Gruppenführer und Staatssekretär aufgestiegen, empfängt Heydrich mit grossem Pomp im

Hof der Burg. Dazu intoniert ein extra zu dieser Gelegenheit einberufenes Orchester die Parteihymne der NSDAP, das *Horst-Wessel-Lied*. Heydrich nimmt die Parade ab, während neben der Hakenkreuzfahne eine zweite Flagge gehisst wird. Sie kündigt davon, dass eine weitere Sprosse auf der Leiter des Terrors erklommen wurde: Hoch oben auf der Prager Burg weht fortan die schwarze Fahne mit den SS-Runen. Damit ist Böhmen-Mähren sozusagen der erste offizielle SS-Staat.

118

Noch am selben Tag werden zwei führende Köpfe der tschechischen Widerstandsbewegung, Armeegeneral a.D. Josef Bily und Divisionsgeneral i.R. Hugo Vojta, erschossen. Sie hatten einen bewaffneten Aufstand angezettelt. Bevor General Bily unter dem Kugelhagel des Exekutionskommandos zusammenbricht, ruft er noch: «Lang lebe die tschechoslowakische Republik! Und jetzt drückt ab, ihr Schweinehunde!» Diese beiden Männer sind zwei weitere Personen, die in meiner Geschichte eigentlich keine Rolle spielen, doch ich hatte das Gefühl, es käme einer Geringschätzung gleich, ihre Namen unerwähnt zu lassen.

Mit Bily und Vojta werden neunzehn ehemalige Offiziere der tschechischen Armee exekutiert, darunter vier weitere Generäle. In den darauffolgenden Tagen überschlagen sich die Ereignisse: Überall im Land wird der Ausnahmezustand verhängt. Jede Art von Versammlung, ob drinnen oder draussen, wird per Standrecht untersagt. Den Tribunalen bleiben nur zwei Optionen: Freispruch

oder Todesstrafe, ganz gleich, wie der Anklagepunkt lautet. Die Todesstrafe wird gegenüber Tschechen verhängt, die Flugblätter verteilt, den Schwarzmarkt unterstützt oder einfach nur ausländische Radiosender gehört haben. Immer mehr rote zweisprachige Plakate bedecken die Mauern und künden von jeder neuen Massnahme. Die Tschechen bekommen sehr schnell zu spüren, wer hier der neue Herr im Haus ist.

Und die Juden unter ihnen bekommen es natürlich noch schneller zu spüren. Am 29. September verordnet Heydrich die Schließung der Synagogen sowie die Festnahme aller Tschechen, die aus Protest gegen die kürzlich erlassene Verpflichtung, als Jude einen gelben Stern tragen zu müssen, selbst einen getragen haben. In Frankreich beobachtet man 1942 ähnliche Solidaritätsbekundungen, in deren Folge die wagemutigen Widerständler gemeinsam mit «ihren jüdischen Freunden» deportiert werden. Doch im Protektorat bildet dies nur den Auftakt.

119

Am 2. Oktober 1941 hält Heydrich im Palast Czernin, dem heutigen Hotel Savoy an den Ausläufern des Burghügels, eine geheime Grundsatzrede über die groben Leitlinien seiner künftigen Politik als stellvertretender Reichsprotector von Böhmen und Mähren. Er steht hinter einer hölzernen Kanzel, auf der seine Hände ruhen, an der linken Hand prangt sein Ehering, über dem Herzen das Eisene Kreuz erster Klasse. Vor den wichtigsten Vertretern der Okkupationsbehörden ergreift er das Wort. Sein Gesicht drückt eine Mi-

schung aus Kompetenz und Autorität aus. Die Rede soll eine pädagogische Wirkung auf seine Landsleute haben, aus denen seine Zuhörerschaft besteht:

«Alles Handeln hier von deutschen Menschen in diesem Raum kann nur ganz eindeutig ein gleichgerichtetes sein, nämlich, dass wir im Augenblick aus kriegswichtigen und taktischen Gründen den Tschechen in gewissen Dingen nicht zur Weissglut und zum Verbrennen bringen dürfen, dass wir im Moment aus bestimmten taktischen Gründen hart sein müssen, aber doch so zu handeln haben, dass er nicht – weil er keinen Ausweg mehr weiss – nun zum endgültigen Aufstand etwa glaubt gehen zu müssen.»

Dies ist der erste Bestandteil seiner Politik, die nur zwei Methoden kennt: Zuckerbrot und Peitsche. Es folgt der Peitschenhieb in Form einer unausgegorenen dialektischen Ausschweifung.

«Das Reich lässt nicht mit sich spassen und ist eben Herr im Hause, d. h. dass auch nicht ein einziger Deutscher dem Tschechen etwas vergibt, etwa in derselben Art wie im Reich beim Judentum, dass es keinen Deutschen gibt, der sagt, der Tscheche ist aber anständig. [...] Wenn hier also einer sagt: der ist aber anständig, den müssen wir ausnehmen, – wenn wir nicht alle in der Gesamthaltung, sichtbar und nach aussen, gegen das Tschechentum eine Front bilden, wird der Tscheche immer Hintertüren finden, durch die er sich herausmogelt.»

Danach versucht sich der im Reden ungeübte Heydrich, der weit von einem Cicero entfernt ist, an einem bildhaften Beispiel:

«Der Deutsche kann es sich nicht erlauben, sich im Lokal die Nase zu begiessen, sondern da müssen wir ganz offen sein: dass

einer sich die Nase begiesst, dass er aus sich herauskann, da wird keiner etwas dagegen sagen, aber er soll das in seinen vier Wänden tun oder im Kasino. Der Tscheche muss sehen, dass im Dienst oder privat sich der Deutsche bewegen kann, dass er ein Herr ist vom Scheitel bis zur Sohle.»

Welch kuriose Veranschaulichung ...

An anderer Stelle schlägt er einen konkreteren, bedrohlicheren Ton an:

«Ich brauche also Ruhe im Raum, damit der Arbeiter, der tschechische Arbeiter, für die deutsche Kriegsleistung hier vollständig seine Arbeitskraft einsetzt und damit wir bei dem riesigen Vorhandensein von Rüstungsindustrien hier den Nachschub und die rüstungsmässige Weiterentwicklung nicht aufhalten. Dazu gehört, dass man den tschechischen Arbeitern natürlich das an Fresen geben muss – wenn ich es so deutlich sagen darf, dass er seine Arbeit erfüllen kann.»

Damit wäre der Punkt Soziales und Wirtschaft geklärt, und der neue Reichsprotektor wendet sich der Rassenfrage zu. Auf diesem Gebiet kann er sich schon jetzt mit gutem Recht zu einem der führenden Spezialisten des Reiches zählen.

«Es ist klar, dass wir [den germanischen] Menschen gegenüber eine ganz andere Art der Behandlung finden und finden müssen als gegenüber den andersrassigen, slawischen und ähnlichen Völkern. Der Germane muss hart angepackt werden, gerecht, aber er muss menschlich in ähnlicher Form wie unser Volk geführt werden, wenn man ihn auf die Dauer im Reich halten und ihm verschmelzen will. Das Zweite sind die Osträume, die zum Teil slawisch besiedelt sind, in denen man wissen muss, dass Güte nur als

Schwäche ausgelegt wird, und in denen der Slawe selber gar nicht will, dass er gleichberechtigt behandelt wird, wo er gewöhnt ist, dass der Herr sich mit ihm nicht gemeinmacht.»

Und konkreter zum tschechischen Raum führt er an:

«Um zu übersehen, was von diesen Menschen in diesem Raum eindeutschbar ist, muss ich eine Bestandsaufnahme machen in rassistisch-völkischer Beziehung. [...] Da gibt es folgende Menschen: Die einen sind gutrassig und gutgesinnt, das ist ganz einfach, die können wir eindeutschen. Dann haben wir die anderen, das sind die Gegenpole: schlechrassig und schlechtgesinnt. Diese Menschen muss ich hinausbringen. Im Osten ist viel Platz.

Dann bleibt in der Mitte nun eine Mittelschicht, die ich genau durchprüfen muss. Da sind in dieser Schicht schlechrassig Gutgesinnte und gutrassig Schlechtgesinnte. Bei den schlechrassig Gutgesinnten wird man es wahrscheinlich so machen müssen, dass man sie irgendwo im Reich oder irgendwie einsetzt und nun dafür sorgt, dass sie keine Kinder mehr kriegen, weil man sie in diesem Raum nicht weiter entwickeln will. [...]

Dann bleiben übrig die gutrassig Schlechtgesinnten. Das sind die gefährlichsten, denn das ist die gutrassige Führerschicht. Wir müssen hier überlegen, was wir bei diesen machen. Bei einem Teil der gutrassig Schlechtgesinnten wird nur eines übrigbleiben, dass wir versuchen, sie im Reich in einer rein deutschen Umgebung anzusiedeln, einzudeutschen und gesinnungsmässig zu erziehen oder, wenn das nicht geht, sie endgültig an die Wand zu stellen; denn aussiedeln kann ich sie nicht, weil sie drüben im Osten eine Führerschicht bilden würden, die sich gegen uns richtet.»

Ich schätze, damit dürfte er alle hypothetischen Szenarien be-

rücksichtigt haben. Man beachte die diskrete und euphemistische Metonymie «im Osten», deren wahre Bedeutung seinem Publikum noch nicht bekannt ist: Polen, genauer gesagt: Auschwitz.

120

Am 3. Oktober kommentiert die freie tschechoslowakische Presse in London den Regierungswechsel in Prag mit dem Titel:

«Massenmord im Protektorat»

121

Einer von Heydrichs Männern arbeitet seit bereits zwei Jahren vor Ort: Nachdem Eichmann in Österreich so gute Arbeit geleistet hatte, wurde er 1939 mit der Einrichtung einer Auswanderungsbehörde in Prag nach dem Modell der Wiener Zentralstelle für jüdische Auswanderung beauftragt, bevor man ihn zum Leiter des Referats für Räumungsangelegenheiten und der Reichszentrale für jüdische Auswanderung beim RS HA in Berlin ernannte. Heute kehrt er auf Weisung seines Chefs nach Prag zurück. Doch während der letzten zwei Jahre haben sich die Dinge deutlich verändert. Wenn Heydrich von nun an eine Konferenz einberuft, geht es um die «Endlösung der Judenfrage» und nicht mehr um «Emigration». Die Lage ist wie folgt: Im Protektorat leben 88'000 Ju-

den, davon 48'000 in der Hauptstadt, 10'000 leben in Brno, 10'000 in Ostrava. Heydrich sieht in Terezin das ideale Übergangslager. Eichmann macht sich Notizen. Der Transport kann schnell durchgeführt werden, täglich können zwei bis drei Züge jeweils 1'000 Menschen befördern. Nach altbewährter Methode wird jedem Juden ein Gepäckstück mit persönlichen Dingen von bis zu fünfzig Kilo zugestanden, das nicht mit einem Schloss gesichert sein darf. Um den Deutschen die Arbeit zu erleichtern, sollen die Juden zudem Lebensmittelvorräte für zwei bis vier Wochen mitbringen.

122

Über das Radio und die Zeitungen gelangen die Neuigkeiten aus dem Protektorat bis nach London. Unteroffizier Jan Kubis lauscht dem Bericht eines befreundeten Fallschirmspringers über die Lage im Land. Mord, Mord, Mord. Nichts als Mord. Seit Heydrichs Ankunft ist jeder Tag ein Trauertag. Es wird erhängt, gefoltert, deportiert. Welche monströsen Details sind Kubis heute wieder zu Ohren gekommen und haben ihn in tiefe Betroffenheit gestürzt? Mechanisch schüttelt er den Kopf und wiederholt ein ums andere Mal: «Wie ist das nur möglich? Wie ist das nur möglich? ...»

Ich war schon einmal in Terezin. Ich wollte den Ort sehen, an dem Robert Desnos gestorben ist. Er kehrte lebend aus Auschwitz zurück, war zwischenzeitlich in Buchenwald, Flossenburg und Flöha. Als Terezin am 8. Mai 1945 befreit wurde, war er bereits an Typhus erkrankt, den er sich während des kräftezehrenden Marsches dorthin eingefangen hatte. Am 8. Juni 1945 starb er so, wie er gelebt hatte: in Freiheit – in den Armen eines jungen tschechischen Krankenpflegers und einer jungen tschechischen Krankenschwester, die sich für Surrealismus und sein Schaffen begeisterten. Noch eine Geschichte, über die ich am liebsten ein ganzes Buch schreiben würde: über die zwei jungen Menschen namens Josef und Alena ...

Terezin, zu Deutsch Theresienstadt, war eine «befestigte Stadt, die zum Schutz vor den Begehrlichkeiten des Preussenkönigs Friedrich II. in Böhmen erbaut und zu Ehren der österreichischen Kaiserin benannt wurde». Welche Kaiserin? Ich weiss es nicht, ich habe mir den Satz von Pierre Volmer geliehen, weil er mir so gut gefällt. Er war Desnos' Weggefährte und während seiner letzten Tage an seiner Seite. Maria Theresia? Natürlich: Theresienstadt, die Stadt von Theresia.

Im November 1941 verwandelt Heydrich die Stadt in ein Ghetto und die Kaserne in ein Konzentrationslager.

Doch das ist nicht annähernd alles, was es über Theresienstadt zu sagen gibt.

Theresienstadt war kein Ghetto wie alle anderen.

Das Konzentrationslager war ein Durchgangslager – im Klartext: Die dort zusammengepferchten Juden warteten darauf, Rich-

tung Osten deportiert zu werden, nach Polen oder in die baltischen Länder. Der erste Konvoi nach Riga startete am 9. Januar 1942: an Bord tausend Menschen, von denen hundertfünf überleben werden. Eine Woche später folgt der nächste Konvoi, ebenfalls nach Riga, tausend Menschen, sechzehn Überlebende. Dritter Konvoi im März, tausend Menschen, sieben Überlebende. Vierter Konvoi, tausend Menschen, drei Überlebende. Die erschreckende Steigerung der Todesrate auf fast hundert Prozent ist an sich kaum noch überraschend, bloss ein weiteres Zeichen für die vielgerühmte deutsche Gründlichkeit.

Während die Deportationen weiterlaufen, dient das Ghetto von Theresienstadt als Propagandalager, als Muster-Ghetto für ausländische Beobachter. Die Insassen des Ghettos haben während der Besuche des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

In Wannsee erklärt Heydrich, dass die deutschen Juden, die im Ersten Weltkrieg eine Auszeichnung erhielten, die Juden über fünfundsiebzehn Jahre und einige prominente Juden, die aufgrund ihres Bekanntheitsgrades nicht einfach von einem Tag auf den anderen spurlos verschwinden können, unter akzeptablen Bedingungen in Theresienstadt unterzubringen seien. Damit soll das Ansehen der Deutschen, das unter der monströsen nationalsozialistischen Politik ein wenig gelitten hat, aufpoliert werden.

Damit Theresienstadt als Aushängeschild dienen kann, muss der Anschein erweckt werden, dass die Juden dort anständig behandelt werden. Daher erlauben die Nazis den Juden des Ghettos, ein relativ umfangreiches Kulturprogramm auf die Beine zu stel-

len: Aufführungen und Kunst werden ermöglicht – allerdings unter den wachsamen Augen der SS-Männer, von denen die Insassen zu allem Überfluss dazu angehalten werden, ihr strahlendstes Lächeln zur Schau zu stellen. Die Abgeordneten des Roten Kreuzes sind während ihrer Inspektionsbesuche angenehm überrascht. Sie verfassen positive Berichte über das Ghetto, die kulturellen Aktivitäten und den Umgang mit den Gefangenen. Von den hundertvierzigtausend Juden, die während des Kriegs in Theresienstadt leben, werden nur siebzehntausend überleben. Kundera schreibt dazu:

«Die Juden von Theresienstadt machten sich keine Illusionen: Sie lebten im Vorzimmer des Todes; ihr kulturelles Leben diente der Nazi-Propaganda als Alibi. Hätten sie deshalb auf dieses zerbrechliche und pervertierte Privileg verzichten sollen? Ihre Antwort darauf war glasklar. Ihr Leben, ihr Schaffen, ihre Ausstellungen, ihre Musik-Quartette, ihre Liebschaften, jede Facette ihres Lebens besass eine ungleich grössere Bedeutung als die schäbige Schmierenskomödie ihrer Kerkermeister. Dies war die einzige Ebene, auf der sie überhaupt noch etwas gewinnen konnten.» Er fügt hinzu: «Und daher sollten wir nicht über sie urteilen.»

124

Präsident Beneš ist sehr besorgt. Man braucht keinen Geheimdienst, um das herauszufinden. London beurteilt unablässig den Einsatz der unterschiedlichen Geheimbewegungen der okkupierten Länder für das Kriegsgeschehen. Während Frankreich der Ak-

tion «Barbarossa» das Eingreifen kommunistischer Gruppierungen verdankt, ist die Aktivität der tschechischen Widerstandsbewegung praktisch gleich null. Seit Heydrich die Zügel des Landes in den Händen hält, haben sich die tschechischen Untergrundbewegungen nacheinander aufgelöst, und der klägliche Überrest ist grösstenteils von der Gestapo durchsetzt. Diese Leistungsschwäche bringt Beneš in eine äusserst unangenehme Situation: Momentan will England selbst im Fall eines Sieges nichts davon wissen, das Münchner Übereinkommen in Frage zu stellen. Das bedeutet, dass die Tschechoslowakei selbst bei einem siegreichen Kriegsausgang nur in den Grenzen zusammengesetzt werden kann, die nach September 1938 festgesetzt wurden, abgeschnitten von den Sudetendeutschen, weit entfernt von der ursprünglichen territorialen Gesamtheit.

Es muss etwas geschehen. Oberst Moravec lauscht den demütigenden Anschuldigungen seines Präsidenten. Unentwegt reiten die Engländer darauf herum, welche Apathie die Tschechen an den Tag legen, während die Franzosen, Russen und selbst Jugoslawen Patriotismus beweisen! So kann es nicht mehr weitergehen.

Doch wie vorgehen? Die Desorganisation der inneren Widerstandsbewegung macht jegliche Bemühungen, ihre Aktivitäten auszuweiten, von vornherein zunichte. Die Lösung liegt demnach vor Ort, in England. Ich male mir aus, wie Beneš Moravec mit strahlenden Augen von seiner Idee erzählt und abschliessend mit der Faust auf den Tisch schlägt: eine spektakuläre Aktion gegen die Nazis – ein unter äusserster Geheimhaltung vorbereiteter Mordanschlag, durchgeführt von seinen Fallschirmkommandos.

Moravec kann Beneš' Gedankengang nachvollziehen: Da die

innere Widerstandsbewegung dem Tode geweiht ist, muss Hilfe von aussen geschickt werden – gutausgebildete, motivierte bewaffnete Männer sollen eine Mission erfüllen, deren Auswirkungen zugleich international und national sind. Tatsächlich gilt es einerseits, die Alliierten zu beeindrucken, ihnen zu zeigen, dass man noch auf die Tschechoslowakei zählen kann, und andererseits, den tschechischen Patriotismus neu zu entfachen, um den Widerstand aus seiner Asche auferstehen zu lassen. Ich schreibe «tschechischer Patriotismus», bin jedoch sicher, dass Beneš «tschechoslowakischer» sagte. Weiterhin bin ich sicher, dass er ausdrücklich Weisung an Moravec gab, für die Operation einen Tschechen und einen Slowaken auszuwählen. Zwei Männer, die die untrennbare Einheit der zwei Völker symbolisieren.

Doch bevor es dazu kommt, muss das Zielobjekt ausgewählt werden. Augenblicklich fällt Moravec sein Namensvetter Emanuel Moravec ein, der eifrigste Minister in puncto Kollaboration, das tschechische Pendant zum französischen Laval. Doch er ist eine zu lokale Figur, die internationale Auswirkung wäre gleich null. Karl Hermann Frank ist schon ein wenig bekannter, seine Grausamkeit und sein Hass auf die Tschechen sind legendär, ausserdem ist er Deutscher und noch dazu bei der SS. Er gäbe ein gutes Ziel ab. Doch wenn man schon einen Deutschen auswählt, der zudem bei der SS ist...

Ich versuche, mir vorzustellen, was die Aussicht, Heydrich ermorden zu lassen, insbesondere für Oberst Moravec als Chef des tschechischen Geheimdienstes bedeutet haben muss – Heydrich, den Obergruppenführer und stellvertretenden Reichsprotektor von Böhmen und Mähren, den Henker seines Volkes, den Schlächter

von Prag und Chef des deutschen Nachrichtendienstes; in letztgenannter Funktion sozusagen sein Kollege.

Ja, warum eigentlich nicht Heydrich? Wenn-schon, denn-schon ...

Ich habe ein grossartiges Buch gelesen, in dem das Attentat auf Heydrich den Hintergrund bildet. Es handelt sich um den Roman *Mendelssohn auf dem Dach* des tschechischen Autors Jin Weil.

Der Titel des Romans bezieht sich auf die Handlung des ersten Kapitels, das eine fast schon komische Geschichte erzählt: Auf dem Dach der Prager Oper sind tschechische Arbeiter damit beschäftigt, eine Statue von Mendelssohn zu demontieren, weil der Komponist Jude ist. Die Anweisung dazu erteilte der kürzlich zum stellvertretenden Reichsprotektor von Böhmen und Mähren ernannte Heydrich, der für klassische Musik schwärmt. Doch auf dem Dach befindet sich eine ganze Reihe Statuen, und Heydrich hat nicht gesagt, bei welcher es sich um Mendelssohn handelt. Abgesehen von Heydrich scheint keiner, nicht einmal die Deutschen, imstande, den Komponisten auszumachen. Doch niemand würde es wagen, Heydrich damit zu behelligen. Also wählen die deutschen SS-Männer, die die Operation überwachen, kurzerhand die Statue mit der grössten Nase aus, schliesslich sucht man ja einen Juden. Doch fatalerweise machen sich die Tschechen daran, Wagners Statue zu demontieren!

In letzter Sekunde erkennt man die verheerende Verwechslung, und zehn Kapitel später wird die Mendelssohn-Statue schliesslich niedergerissen. Doch trotz ihrer Bemühungen, sie nicht zu beschädigen, brechen die tschechischen Arbeiter ihr beim Abbau eine Hand ab. Diese ulkige Anekdote basiert auf einer wahren Begebenheit: Mendelssohns Statue wurde tatsächlich 1941 demontiert, wobei ihr, wie im Roman, eine Hand abbrach. Ich frage mich, ob die Hand inzwischen wieder angeklebt wurde. Auf jeden Fall bilden die von einem Zeitzeugen geschilderten Irrwege des bedauernden SS-Mannes, der mit dem Abriss betraut war, einen Höhepunkt der für die tschechische Literatur typischen burlesken Dichtung: immer durchsetzt von diesem einzigartigen Humor, scheinheilig-liebenswert und subversiv, in der Tradition von Jaroslav Hasek, dem unsterblichen Verfasser der Abenteuer des braven Soldaten Schwejk.

126

Moravec beobachtet das Training seiner Fallschirmeinheiten. Soldaten im Drillichanzug spurten, springen und schiessen. Ihm fällt ein kleiner, agiler, energiegeladener Mann auf, der beim Nahkampftraining all seine Gegner niederstreckt. Moravec erkundigt sich beim Ausbilder, einem betagten Engländer, der in den Kolonien gedient hat, wie sich der Mann im Umgang mit Sprengstoff macht. «Ein Experte», antwortet der Engländer. Und mit Feuerwaffen? «Ein Künstler!» Sein Name? «Jozef Gabčík.» Ein slowakisch klingender Name. Er wird augenblicklich herbeizitiert.

Oberst Moravec richtet das Wort an die beiden Fallschirmspringer, die er für die Mission «Anthropoid» ausgewählt hat, die Unteroffiziere Jozef Gabčík und Anton Svoboda, einen Slowaken und einen Tschechen, gemäss den Wünschen des Präsidenten Beneš:

«Sie sind durch das Radio und die Zeitungen über das sinnlose Morden in unserer Heimat im Bilde. Die Deutschen töten die Besten der Besten. Doch das ist symptomatisch für den Krieg, also bringt es nichts, die Situation zu beklagen oder zu beweinen, sondern es muss gekämpft werden.

Unsere Landsleute haben in der Heimat gekämpft, doch jetzt befinden sie sich in einer Situation, die ihre Handlungsfreiheit stark einschränkt. Damit ist unsere Zeit gekommen, ihnen von aussen zu Hilfe zu eilen. Sie werden zu diesem Zweck mit einer Aufgabe betraut werden. Im Oktober findet unsere Nationalfeier statt, die traurigste seit unserer Unabhängigkeit. An diesem Datum müssen wir ein aussergewöhnliches Zeichen setzen. Es wurde beschlossen, dies mit einem Akt zu tun, der in der Geschichte unvergessen bleiben wird, so wie wir unsere ermordeten Landsleute nie vergessen und in Ehren halten werden.

In Prag gibt es zwei Personen, die das massenhafte Morden verkörpern: Karl Hermann Frank und der Neuankömmling Heydrich. Unserer Ansicht nach, und in Übereinstimmung mit der Meinung unserer Vorgesetzten, müssen wir dafür sorgen, dass einer der beiden für das alles bezahlen wird, um zu zeigen, dass wir es ihnen Auge um Auge heimzahlen. Mit dieser Mission werden Sie beauftragt. Sie werden zu zweit in unser Land zurückkehren, um

einander zu unterstützen. Das wird nötig sein, weil Sie Ihre Aufgabe aus verständlichen Gründen ohne die Mitarbeit Ihrer Landsleute vor Ort durchführen müssen. Wenn ich sage: ohne die Mitarbeit Ihrer Landsleute, meine ich, dass Ihnen eine derartige Hilfe bis zur Vollendung Ihres Auftrags nicht zuteilwerden wird. Danach werden Sie von Ihren Landsleuten jede Menge Unterstützung erhalten. Sie selbst werden entscheiden, wie Sie Ihren Auftrag durchführen und wie viel Zeit Sie zur Vorbereitung benötigen. Sie werden mit dem Fallschirm über einem Gebiet abgesetzt, das die besten Landungsmöglichkeiten bietet. Wir werden Sie mit allem ausstatten, was uns zur Verfügung steht. So, wie wir die Situation im Land einschätzen, werden Sie von unseren Landsleuten, die Sie um Unterstützung bitten, auch welche erhalten. Doch Sie müssen Ihrerseits mit Vorsicht und Bedacht vorgehen. Es ist unnötig, noch einmal zu wiederholen, dass Ihre Mission von historischer Tragweite ist – und das Risiko gross. Sie steht und fällt mit Ihrem Geschick, die bestmöglichen Bedingungen zu schaffen. Wir werden nach der Spezialausbildung, die Sie erhalten werden, noch einmal darauf zurückkommen. Wie gesagt, Ihre Aufgabe ist von grosser Bedeutung. Gehen Sie sie mit offenem und loyalen Herzen an. Sollten Sie irgendwelche Zweifel an meinen Ausführungen haben, sagen Sie es.»

Gabčik und Svoboda haben keinerlei Zweifel, und selbst wenn die obere Führungsriege noch Zweifel an der Wahl der Zielpersonen haben sollte, wie Moravecs Rede durchklingen lässt, wissen sie beide bereits jetzt, wofür ihr Herz schlägt. Der Henker von Prag, der Schlächter, die blonde Bestie, soll bezahlen.

Hauptmann Sustr richtet das Wort an Gabčik: «Ich habe keine guten Neuigkeiten.» Seit einem missglückten Fallschirmsprung während des Trainings leidet Svoboda, der zweite Mann von «Anthropoid», noch immer unter hartnäckigen Migräneanfällen. Er wurde nach London geschickt und dort von einem Arzt untersucht. Gabčik muss seine Ausbildung alleine zu Ende führen, doch ihm ist klar, dass sich die Mission «Anthropoid» schon jetzt verzögern wird. Sein Partner wird nicht mit ihm gemeinsam aufbrechen. «Gibt es unter unseren Männern jemanden, den Sie für geeignet halten, ihn zu ersetzen?», will der Hauptmann wissen. «Ja, Hauptmann, da gibt es einen», antwortet Gabčik.

Jan Kubis darf die grosse Bühne der Weltgeschichte betreten.

An diesem Punkt kann ich bei der Darstellung meiner beiden Helden einmal ohne das geringste Zögern vorgehen, weil ich dazu lediglich die Bewertungsberichte der britischen Armee aus dem Englischen übersetzen muss.

Jozef Gabčik:

Aufgeweckter und disziplinierter Soldat.

Besitzt nicht die intellektuellen Fähigkeiten gewisser anderer, nur langsame Aneignung neuer Kenntnisse.

Absolut vertrauenswürdig und sehr enthusiastisch, besitzt jede Menge gesunden Menschenverstands. Selbstsicher bei praktischen Einsätzen, aber Mangel an Selbstvertrauen bei intellektuellen Arbeiten.

Gute Führungsqualitäten, wenn Rückendeckung gegeben, befehlsgewohnt bis ins letzte Detail. Er ist aussergewöhnlich begabt bei der Signalgebung.

Verfügt über technisches Wissen, das nützlich sein könnte (hat in einer Giftgasfabrik gearbeitet).

Körperlicher Trainingszustand: TB

Gelände: B

Mann gegen Mann: TB

Umgang mit Waffen: B

Sprengstoffe: B (86%)

Kommunikation: TB (12 Wörter/min. Morse)

Berichte: TB

Karten lesen und erstellen: AB (68%)

Fortbewegungsmittel:

Fahrrad ja

Motorrad nein

Auto ja

Jan Kubis:

Guter, vertrauenswürdiger, ruhiger Soldat.

Körperlicher Trainingszustand: TB

Gelände: B

Mann gegen Mann: TB

Sprengstoffe: B (90%, langsam in der Durchführung und bei Anweisungen)

Kommunikation: B

Berichte: B

Karten lesen und erstellen: TB (95%)

Fortbewegungsmittel: Fahrrad Motorrad Auto.

Was für eine kindliche Freude mich ergriff, als ich im Prager Armeemuseum über dieses Dokument stolperte, kann nur Natacha bezeugen. Sie sah mir zu, wie ich die wertvollen Schriftstücke eifrig abschrieb.

Dank dieser Dokumente kann ich die gegensätzlichen Charaktere und körperlichen Merkmale der zwei Freunde bereits zu diesem Zeitpunkt herausstellen: Gabčik, der kleinere von beiden, ist ein Energiebündel durch und durch, während Kubis, der Grossgewachsene, gutmütig und bedacht ist. In der Tat gehen alle Berichte, die ich in die Hände bekam, in diese Richtung. Konkret steht damit bereits die Aufgabenteilung so gut wie fest: Gabčik bekommt das Maschinengewehr, Kubis die Sprengstoffe.

Ansonsten bin ich angesichts meiner sonstigen Kenntnisse über Gabčik zu glauben geneigt, dass der Offizier, der die Bewertung erstellte, Gabčiks intellektuelle Fähigkeiten skandalös unterschätzte. Diesen Eindruck bestärkt auch die Einschätzung seines Vorgesetzten, Oberst Moravec, der in seinen Memoiren über Gabčik schreibt:

«Während der Ausbildung erwies er sich selbst in den schwierigsten Situationen als talentiert, gewieft und heiter. Er war aufrichtig, herzlich, zupackend und voller Unternehmungsgeist. *A natural born leader.* Er überwand alle Schwierigkeiten des Trainings, ohne zu klagen, und mit herausragenden Ergebnissen.»

Was Kubis betrifft, so bestätigt Moravec, er sei «langsam in

seinen Bewegungen, aber ausdauernd und hartnäckig gewesen. Seine Ausbilder haben seine Intelligenz und seinen Einfallsreichtum durchaus bemerkt. Er war sehr diszipliniert, diskret und vertrauenswürdig. Darüber hinaus war er sehr ruhig, reserviert und ernsthaft, ganz im Gegensatz zum temperamentvollen, fröhlichen und extrovertierten Gabčík.»

Das Buch *Master of Spies*, das ich beim Räumungsverkauf einer Bücherei in Illinois erwerben konnte, hüte ich wie meinen Augapfel. Oberst Moravec hatte ordentlich was zu erzählen. Wenn ich meinem Impuls folgte, würde ich sein gesamtes Buch zitieren. Manchmal fühle ich mich wie eine Figur von Borges, aber ich bin eben keine Figur.

«Sollten Sie das Glück haben, das Attentat zu überleben, haben Sie zwei Möglichkeiten: Sie versuchen, sich im Landesinneren durchzuschlagen, oder Sie überqueren die Grenze und kehren zurück zu Ihrer Basis in London. Beide Möglichkeiten sind extrem unwahrscheinlich – aufgrund der zu erwartenden Reaktionen der Deutschen. Um ganz aufrichtig zu sein, ist es am wahrscheinlichsten, dass Sie während des Attentats getötet werden.»

Moravec empfängt die Männer einzeln und hält beiden dieselbe Ansprache. Gabčík und Kubis reagieren ohne sichtbare Gefühlsregungen darauf.

Für Gabčík ist die Mission ein Kriegsmanöver; das Risiko, dabei getötet zu werden, gehört zu seiner Arbeit.

Kubis dankt dem Oberst, ihn für eine Mission von derartiger Wichtigkeit ausgewählt zu haben.

Beide Männer erklären, dass sie den Tod einer Festnahme durch die Gestapo vorziehen.

Sie sind Tscheche oder Slowake. Sie können es nicht leiden, wenn man Ihnen vorschreibt, was Sie zu tun haben, und ebenso wenig können Sie es leiden, wenn Menschen Leid zugefügt wird. Daher beschliessen Sie, Ihr Land zu verlassen, um sich im Ausland Ihren Landesgenossen anzuschliessen, die sich dem Besatzer widersetzen. Sie reisen über Norden oder Süden, durch Polen oder den Balkan und gelangen nach unzähligen Schwierigkeiten auf dem Seeweg nach Frankreich.

Bei Ihrer Ankunft haben Sie mit noch mehr Schwierigkeiten zu kämpfen. Frankreich verpflichtet Sie zum Militärdienst und schickt Sie nach Algerien oder Tunis. In einer Stadt voller spanischer Flüchtlinge schliessen Sie sich zu guter Letzt einer gerade entstehenden tschechoslowakischen Division an. Als die Franzosen vom Wüterich Hitler angegriffen werden, kämpfen Sie Seite an Seite mit ihnen. Sie kämpfen couragiert, sind bei jedem Zurückweichen und jeder Niederlage dabei, Sie decken den Rückzug, der immer weiter fortschreitet, während am Himmel die Flugzeuge dröhnen, Sie erleben den lang andauernden Todeskampf, die vollständige Niederlage, Ihre erste und letzte. Im Süden des besiegten Frankreichs herrscht heillooses Durcheinander,

doch es gelingt Ihnen erneut, sich an Bord eines Schiffes zu begeben, und diesmal gehen Sie in England an Land. Zum Zeichen der Anerkennung Ihres Mutes und des heldenhaften Widerstandes gegen den gemeinsamen Feind, mit dem Sie den historischen Ereignissen seit März 1939 etwas entgegengesetzt haben, zeichnet Präsident Beneš Sie persönlich aus. Sie treten zwar in einer zerknautschten Uniform an, stehen aber an der Seite Ihres Freundes, als Beneš Ihnen einen Orden an den Mantel heftet. Dann nimmt Churchill *himself*, auf seinen Stock gestützt, die Parade ab. Sie haben gegen den Eindringling gekämpft und wie nebenbei die Ehre Ihres Landes verteidigt. Doch damit wollen Sie sich nicht zufriedengeben.

Sie schliessen sich den Spezialeinheiten an und trainieren in Schlössern namens House, Manor oder Villa in ganz Schottland und England. Sie springen, zielen, kämpfen, entsichern. Sie sind gut. Sie sind ausgesprochen charmant. Sie sind gute Kameraden und kommen bei den Mädchen gut an. Sie flirten mit den jungen Engländerinnen. Sie trinken Tee bei ihren Eltern, die Sie charmant finden. Sie bereiten sich weiterhin im Training auf die grösste Mission vor, die ein Land jemals zwei Männern anvertraut hat. Sie glauben an Gerechtigkeit, und Sie glauben an Vergeltung. Sie sind wagemutig, willensstark und begabt. Sie sind bereit, für Ihr Vaterland zu sterben. Sie verwandeln sich in etwas, das in Ihnen wächst und Sie allmählich zu überwältigen droht, doch Sie bleiben sich immer treu. Sie sind ein einfacher Mann. Sie sind ein Mann.

Sie sind Jozef Gabčík oder Jan Kubis, und Sie werden in die Geschichte eingehen.

Jede Exilregierung, die von London aus agiert, verfügt innerhalb ihrer wiederaufgestellten Armee über ein eigenes Fussballteam, und es werden regelmässig Freundschaftsspiele veranstaltet. Heute stehen sich Frankreich und die Tschechoslowakei auf dem Spielfeld gegenüber. Das Publikum ist wie immer zahlreich und besteht aus Soldaten aller Nationalitäten und Rangordnungen. Die Stimmung ist heiter, aus den Reihen ertönen Anfeuerungsrufe, verschmelzen miteinander wie die verschiedenfarbigen Uniformen. Inmitten der tobenden Menge sieht man Gabčík und Kubis in den Rängen angeregt miteinander diskutieren. Auf dem Kopf tragen sie ihr braunes Schiffchen. Blitzschnell bewegen sich ihre Lippen und Hände. Man kann ein Gespräch über komplizierte technische Aspekte erahnen. Obwohl sie dem Fussballspiel kaum folgen, halten sie inne, wenn eine brenzlige Situation das Gebrüll anschwellen lässt. Sie richten den Blick auf das Spielfeld, bis die Situation vorbei ist, und nehmen ihre Diskussion unter dem Geschrei und den gesungenen Parolen mit dem gleichen Eifer wieder auf.

Frankreich geht in Führung. Lautstark tut der französische Fanblock seine Begeisterung kund.

Vielleicht fällt jemandem ihr Verhalten auf, weil es in starkem Gegensatz zu dem des restlichen Publikums steht, das dem Spiel gebannt folgt. Jedenfalls gibt es unter den Soldaten der freien tschechoslowakischen Streitkräfte bereits viel Gerede über die Spezialmission, für die Gabčík und Kubis ausgewählt wurden. Die Operation, die sie unter grösster Geheimhaltung planen, umgibt die beiden Männer mit einer erhabenen Aura, die umso geheim-

nisvoller ist, als sie keine einzige Frage dazu beantworten, nicht einmal gegenüber ihren ältesten Kameraden, die sie von ihrer Flucht über Polen oder aus ihrer Zeit bei der französischen Armee kennen.

Gabčik und Kubis diskutieren zweifellos über ihre Mission. Auf dem Spielfeld geben die Tschechoslowaken alles, um den Spielstand aufzuholen. Durch einen Freistoss gelangt Spieler Nummer 10 wieder an den Ball, setzt zum Schuss an, versemzelt ihn aber, weil ihn ein französischer Verteidiger zurückstösst. Der Mittelstürmer lauert im Hinterhalt, kommt von links und knallt einen scharfen Schuss direkt unter die Latte. Der besiegte Torwart wälzt sich im Staub. Die Tschechoslowakei hat aufgeholt, das Stadion bebzt. Gabčik und Kubis schweigen. Ein wenig freuen sie sich sogar. Das Spiel endet unentschieden.

133

Am 19. November 1941 findet in der Wenzelskapelle im Herzen des Hradschins oberhalb von Prag eine Zeremonie statt. Feierlich überreicht Präsident Hácha dem neuen Statthalter Heydrich die sieben Schlüssel zur Krönungskammer der böhmischen Könige. In dem Saal, in dem die grossen Schlüssel den Besitzer wechseln, wird auch das Allerheiligste der Tschechen aufbewahrt, die Wenzelskrone. Es gibt ein Foto, auf dem Heydrich und Hácha vor der Krone stehen, die auf einem filigran bestickten Kissen ruht. Es heisst, Heydrich habe der Versuchung nicht widerstehen können und sich die Krone aufgesetzt. Eine alte Legende besagt, derjeni-

ge, der diese Krone unbefugt aufsetzt, werde binnen Jahresfrist sterben – und sein ältester Sohn ebenfalls.

Tatsächlich fällt mir beim Betrachten des Fotos auf, dass Hácha mit seinem alten kahlköpfigen Eulengesicht das königliche Symbol misstrauisch beäugt, während sich Heydrich verkrampft bemüht, einen respektvollen Gesichtsausdruck an den Tag zu legen. Und ich hege den Verdacht, dass ihn der in seinen Augen folkloristische Glasschmuck nicht gerade vom Hocker reisst. Im Klartext: Ich frage mich, ob ihn die Zeremonie nicht zu Tode langweilt.

Anscheinend konnte niemals mit Sicherheit bestätigt werden, ob Heydrich die Krone bei dieser Gelegenheit tatsächlich aufsetzte oder nicht. Ich glaube, einige wollten gerne an diesen Zwischenfall glauben, um ihn rückblickend als Hybris zu deuten, die nicht ungesühnt bleiben durfte. Ehrlich gesagt, glaube ich nicht, dass sich Heydrich plötzlich wie in einer Wagner-Oper benahm. Den Beweis für meine Theorie sehe ich in der Tatsache, dass er Hácha drei der sieben Schlüssel als vorgebliches Freundschaftszeichen zurückgab, um die Illusion zu erwecken, der deutsche Besatzer sei bereit, bei der Führung des Landes mit der tschechischen Regierung zusammenzuarbeiten. Abgesehen von der Tatsache, dass es sich in diesem Fall um eine symbolische Geste ohne jeglichen Bezug zur Realität handelte, beraubt die Halbherzigkeit der Schlüsselübergabe die Szene jedweder potenziellen Masslosigkeit. Es handelt sich um nichts anderes als nüchterne Diplomatie und liegt somit auf der Skala der Bedeutungslosigkeit ganz weit unten. Heydrich hat es sicher eilig, die Sache zu Ende zu bringen, um nach Hause zu kommen und mit seinen Kindern zu spielen oder um an der Endlösung weiterzuarbeiten.

Und doch ... wenn man es aus nächster Nähe betrachtet, sieht man, dass Heydrichs rechte Hand auf dem Foto teilweise von dem Kissen verdeckt wird, auf dem die Krone liegt. Heydrich hat einen Handschuh abgestreift, seine rechte Hand ist unbedeckt, während die linke nach wie vor im Handschuh steckt. Die rechte Hand bewegt sich auf etwas zu. Vor der Krone liegt ein Zepter, das zur Hälfte hinter dem Kissen herausragt. Selbst wenn das Kissen verdeckt, was hier gespielt wird, meint man erahnen zu können, gibt es schlagkräftige Gründe anzunehmen, dass die Hand das Zepter berührt oder berühren wird. Dieses neue Element lässt mich Heydrichs Gesichtsausdruck neu interpretieren. Genauso gut kann man darin mühsam unterdrückte Gier erkennen. Ich glaube nicht, dass er die Krone aufsetzte, schliesslich sind wir nicht in einem Charlie-Chaplin-Film, aber genauso sicher bin ich, dass er das Zepter ergriff und es mit der Hand abwog, während er einen möglichst unauffälligen Gesichtsausdruck beibehielt. Diese Geste ist deutlich weniger demonstrativ, aber dennoch symbolträchtig, und so pragmatisch Heydrich auch war, gelüstete es ihn dennoch nach Symbolen der Macht.

134

Jozef Gabčík und Jan Kubis tunkten Kekse in den Tee, den ihre Vermieterin Frau Ellison für sie zubereitet hat. Alle Engländer möchten sich auf irgendeine Weise am Kriegsgeschehen beteiligen. So stimmte auch Frau Ellison begeistert zu, als man sie bat, die beiden jungen Männer bei sich unterzubringen. Wo sie noch

dazu so charmant sind. Ich weiss nicht, wo er es gelernt hat, auf jeden Fall ist Gabčík's Englisch sozusagen *fluent*. Der wortgewandte Charmeur betreibt mit der entzückten Frau Ellison Konversation. Kubis ist in der Fremdsprache weniger sattelfest und zurückhaltender, doch er lächelt gutmütig, und seine natürliche Gutherzigkeit entgeht ihrer Gastgeberin nicht. «Sie nehmen doch noch etwas Tee?» Höflich stimmen die beiden Männer zu. Sie sitzen nebeneinander auf einem Sofa. Ganz eindeutig haben sie bereits zu viele Entbehungen erlitten, um sich eine Gelegenheit entgehen zu lassen, Nahrung zu sich zu nehmen. Sie lassen sich das Gebäck auf der Zunge zergehen – ich habe dabei eine Art Spekulation vor Augen. Da klingelt es an der Tür. Frau Ellison erhebt sich, um zu öffnen, doch da hören sie schon, wie die Tür aufgeschlossen wird. Zwei junge Frauen betreten das Zimmer. «*Come in, darlings*, kommt her, damit ich euch vorstellen kann!» Jetzt erheben sich auch Gabčík und Kubis. «Lorna, Edna, das sind *Joseph and Yann*, sie werden für eine Weile hier wohnen.» Lächelnd treten die beiden Mädchen näher. «Meine Herren, darf ich Ihnen meine beiden grossen Mädchen vorstellen?» In jenem Moment dürften sich die beiden Soldaten gesagt haben, dass es selbst in dieser elenden Welt ab und zu noch ein Fünkchen Gerechtigkeit gibt.

135

«Meine Mission besteht im Wesentlichen darin, gemeinsam mit einem weiteren Mitglied der tschechoslowakischen Armee in

mein Geburtsland zurückzukehren, um einen Sabotageakt oder einen terroristischen Anschlag durchzuführen – an einem Ort und unter Bedingungen, die von den Umständen abhängen, die wir vor Ort antreffen. Ich werde alles in meiner Macht Stehende unternehmen, um das erwünschte Ergebnis zu erzielen, nicht nur in meinem Heimatland, sondern auch andernorts. Ich werde mit vollem Einsatz, mit ganzer Seele und vollem Pflichtbewusstsein an diese Mission herangehen, um sie erfolgreich durchzuführen. Dafür habe ich mich freiwillig zur Verfügung gestellt.»

Am 1. Dezember 1941 unterzeichnen Gabčík und Kubis dieses Dokument, das einem Standardschreiben ähnelt. Ich frage mich, ob es für alle Fallschirmspringer aller in Grossbritannien stationierten Armeen Gültigkeit besass.

136

Albert Speer, Hitlers Architekt und Rüstungsexperte, dürfte ganz nach Heydrichs Geschmack gewesen sein. Als feinsinniger, eleganter und intelligenter Frauenverführer steht er, was sein kulturelles Niveau betrifft, in deutlichem Kontrast zu den anderen Nazigrössen. Er ist weder ein Hühnerzüchter wie Himmler noch ein wirklichkeitsfremder Schwärmer wie Rosenberg, noch ein ungeschlachtetes Schwein wie Göring oder Bormann.

Speer ist auf der Durchreise und besucht Heydrich in Prag. Heydrich macht mit ihm eine Stadtrundfahrt in seinem Wagen. Er zeigt ihm die Oper, auf deren Dach mittlerweile Mendelssohns Statue fehlt. Speer teilt seine Vorliebe für klassische Musik. Den-

noch sind sich die beiden Männer nicht ganz grün. Speer, der distinguierte Intellektuelle, sieht Heydrich als Hitlers Handlanger für niedere Arbeiten, als jemanden, dem man die Drecksarbeit überlässt, die er ohne mit der Wimper zu zücken ausführt: ein kultivierter Bluthund. Heydrich wiederum sieht in Speer einen kompetenten Mann, dessen Fähigkeiten er bewundert, der aber nie aus seiner Rolle als versnobter, manikürter Zivillist herauskommen wird. Er wirft ihm das exakte Gegenteil vor: sich die Hände nicht richtig schmutzig zu machen.

Speer wurde von Göring in seiner Funktion als Rüstungsexperte damit beauftragt, Heydrich um 16'000 zusätzliche tschechische Arbeiter für die erfolgreiche Kriegsführung der Deutschen zu bitten. Heydrich setzt alles daran, der Bitte so schnell wie möglich nachzukommen. Er erklärt Speer, dass die Tschechen bereits bezwungen wurden, ganz anders als beispielsweise Frankreich, das von kommunistischen Widerstandskämpfern und Saboteuren heimgesucht wird.

Die unheilvolle Mercedes-Kolonne überquert die Karlsbrücke. Speer bricht angesichts der gotischen und barocken Bauwerke in Entzücken aus. Während die Strassenzüge an ihm vorbeiziehen, gewinnt der Architekt über den Minister die Oberhand. Er malt sich diverse städtische Einrichtungen aus: Das enorme Brachland im Viertel Letná könnte als Baufläche für einen neuen deutschen Regierungssitz dienen. Heydrich widerspricht nicht, doch die Aussicht, er könnte den Hradschin verlassen müssen, das böhmische Königsschloss, in dem er sich selbst wie ein König fühlt, gefällt ihm ganz und gar nicht. In Strahov, in der Nähe des Klosters, das eine der schönsten Bibliotheken Europas besitzt, sieht Speer

bereits eine grosse deutsche Universität aus dem Boden schiessen. Und er sprüht nur so vor Ideen für die völlige Umgestaltung des Moldau-Ufers. An anderer Stelle befürwortet er einen Abriss des Aussichtsturms auf dem Laurenziberg, einer verkleinerten Nachbildung des Eiffelturms, die oberhalb der Stadt thront. Heydrich erläutert Speer, dass er Prag zur Kulturhauptstadt des Deutschen Reiches machen möchte. Er kann nicht umhin, ihm auch voller Stolz von dem Werk zu erzählen, mit dem er die kommende Musik-Saison einzuläuten gedenkt: eine Oper seines Vaters. «Ausgezeichnete Idee», gibt Speer höflich zur Antwort, der noch nie von Papas Produktion gehört hat. «Für wann ist die Erstaufführung geplant?», erkundigt sich der Architekt. Für den 26. Mai. Derweil begutachtet seine Frau, die im zweiten Wagen sitzt, das Kleid ihrer Sitznachbarin Lina. Offenbar zeigen sich die beiden Frauen die kalte Schulter. Zwei weitere Stunden schlängeln sich die schwarzen Mercedes-Limousinen durch die wichtigsten Strassen der Stadt. Am Ende seines Besuchs hat Speer das Datum bereits vergessen.

26. Mai 1942. Der Vortag.

137

Der Slowake Gabčík und der Mähre Kubis waren noch nie in Prag – ein weiterer Grund dafür, dass die Wahl auf sie fiel. Da sie dort niemanden kennen, können sie auch von niemandem erkannt werden. Doch das Unwissen der jungen Leute aus der Provinz hat auch eine Schattenseite: Sie kennen das Gelände nicht. Daher um-

fasst ihre intensive Ausbildung auch das Studieren der Karte ihrer schönen Hauptstadt.

Gabčik und Kubis betrachten also eingehend den Stadtplan von Prag, um sich die Lage der wichtigsten Plätze und Strassen einzuprägen. Bis zum jetzigen Zeitpunkt sind sie noch nie über die Karlsbrücke geschlendert, durch die Altstadt, über die Kleinseite, den Wenzelsplatz, den Karlsplatz, die Strasse Nerudova, den Laurenziberg, durch das Kloster Strahov, am Moldau-Ufer entlang, über die Strasse Resslova, den Hof des Hradschins, den Friedhof von Schloss Vysehrad, auf dem Vitezslav Nezval, der Autor der unsterblichen Erzählungen *Prag mit den Fingern des Regens*, noch nicht begraben liegt, über die tristen Inseln auf dem Fluss mit ihren Schwänen und Enten, die Strasse Wilsonova, die am Hauptbahnhof entlangführt, den Platz der Republik mit dem Pulverturm. Noch nie haben sie mit eigenen Augen die bläulichen Turmspitzen der Tyn-Kathedrale oder die astronomische Uhr am Rathaus mit den kleinen Automaten, die sich zu jeder Stunde bewegen, gesehen. Sie haben auch noch nie heisse Schokolade im Café Louvre oder ein Bier im Café Slavia getrunken. Sie haben sich noch nicht dem enigmatischen Blick der eisernen Golem-Statue in der Platnerska-Strasse ausgesetzt. Noch rufen die Strassenzüge auf der Karte bei ihnen keine Erinnerungen hervor, lediglich einige Strassennamen, von denen sie als Kind gehört haben, und ein paar militärische Ziele kommen ihnen bekannt vor. Wenn man sie so sieht, wie sie die Topographie des Schauplatzes studieren, an dem ihre Mission stattfinden soll, könnte man sie – von der Uniform einmal abgesehen – für Urlauber halten, die ihre Reise genauestens planen.

Heydrich empfängt eine Delegation tschechischer Kuhbauern; es ist ein eisiger Empfang. Schweigend lauscht er ihrer unterwürfigen Kooperationszusage, dann verkündet er, dass alle tschechischen Landwirte Saboteure seien: Sie würden bei der Aufstellung der Viehbestände und Kornvorräte betrügen. Zu welchem Zweck? Das liege auf der Hand: um damit den Schwarzmarkt zu versorgen. Heydrich hat bereits begonnen, Schlachter, Grosshändler und andere Zulieferer hinrichten zu lassen, doch um wirklich gegen die Geissel anzukämpfen, die zur Hungersnot der Bevölkerung beiträgt, sind scharfe Kontrollen der landwirtschaftlichen Produktion die einzige effiziente Massnahme. Also verkündet Heydrich drohend: Jeder Landwirt, der ihm nicht eine exakte Auflistung seiner Produktion zukommen lasse, müsse mit der Konfiszierung seines Hofes rechnen. Die Kuhbauern sind zu Salzsäulen erstarrt. Sie wissen, dass ihnen niemand zu Hilfe eilen wird, nicht einmal, wenn Heydrich beschliessen sollte, die Zuwiderhandelnden auf dem Platz in der Altstadt bei lebendigem Leibe häuten zu lassen. Wer dem Schwarzmarkt zuarbeitet, ist für den Hunger seines Volkes verantwortlich, und in diesem Punkt unterstützt das Volk Heydrichs Massnahmen. Ihm gelingt damit eine politische Glanzleistung: Terror auszuüben und *gleichzeitig* eine populäre Massnahme einzuführen.

Sobald die Bauern aufgebrochen sind, möchte sein Staatssekretär Karl Hermann Frank auf der Stelle eine Liste der zu konfiszierenden Bauernhöfe erstellen. Doch Heydrich ermahnt ihn, sei-

ne Gelüste zu zügeln: Konfisziert werden nur die Bauernhöfe derjenigen Landwirte, die nicht germanisiert werden können.

Schon richtig, man ist ja schliesslich nicht bei den Sowjets!

139

Die Szene spielte sich vermutlich in Heydrichs holzgetäfeltem Büro ab. Heydrich ist mit seinen Akten beschäftigt. Es klopft an der Tür. Ein Mann in Uniform betritt mit panischem Gesichtsausdruck und einem Schriftstück in der Hand den Raum.

«Herr Obergruppenführer, wir haben gerade die Nachricht erhalten: Deutschland hat den Vereinigten Staaten den Krieg erklärt!»

Heydrich zuckt nicht einmal mit der Wimper. Der Mann reicht ihm die Depesche. Heydrich liest sie schweigend.

Ein weiterer Moment der Stille.

«Wie lauten Ihre Anweisungen, Herr Obergruppenführer?»

«Schicken Sie eine Brigade zum Bahnhof. Sie soll Wilsons Statue demontieren.»

«...»

«Morgen früh will ich diesen Schandfleck nicht mehr sehen. Zack, zack, an die Arbeit, Major Pomme!»

Präsident Beneš weiss, dass er zu seinen Verantwortlichkeiten stehen muss, und bereitet sich auf den möglichen Ausgang der Operation «Anthropoid» vor. Sollte sie gelingen, ist mit härtesten Vergeltungsmassnahmen von Seiten der Deutschen zu rechnen. Regieren bedeutet, Entscheidungen zu treffen, und seine Entscheidung ist gefallen. Doch eine Entscheidung zu treffen, ist eine Sache, sie umzusetzen eine andere. Und Beneš, der 1918 zusammen mit Tomas Masaryk die Tschechoslowakei gründete und zwanzig Jahre später das Desaster von München nicht verhindern konnte, weiss, dass die Last der Geschichte enorm schwer wiegt und das Urteil der Geschichte das schlimmste von allen ist. Von nun an gelten alle seine Bemühungen der Wiederherstellung des Landes, das er geschaffen hat. Leider fällt die Befreiung der Tschechoslowakei nicht in sein Ressort. Die Royal Air Force und die Rote Armee werden darüber entscheiden, welche Waffen zum Einsatz kommen. Sicher, Beneš konnte der RAF siebenmal mehr Piloten zur Verfügung stellen als Frankreich. Und den Rekord im Abschliessen feindlicher Flugzeuge hält Josef Frantisek: Das Ass der englischen Luftwaffe ist ein Tscheche. Darauf ist Beneš ziemlich stolz. Doch er weiss auch, dass die Bedeutung eines Staatschefs in Kriegszeiten einzig an der Anzahl seiner Divisionen gemessen wird. Daher beschränken sich seine Aktivitäten beinahe ausschliesslich auf eine entwürdigende diplomatische Strategie: den einzigen zwei Mächten, die sich dem deutschen Wüterich bislang widersetzen konnten, bereitwillig Pfandleihen zur Verfügung zu stellen, ohne zu wissen, ob sie überhaupt imstande sind, Deutsch-

land zu besiegen. Es stimmt, dass England 1940 den Bombenangriffen standhalten konnte und den Luftkrieg zumindest vorübergehend gewann. Es stimmt, dass die Rote Armee, nachdem sie bis Moskau zurückweichen musste, dem weiteren Vordringen der Deutschen kurz vor deren Ziel Einhalt gebieten konnte. Nachdem England und die UdSSR ihre eigene Vernichtung jeweils um Haarsbreite verhindern konnten, scheinen beide imstande zu sein, dem bis dato unbesiegbaren Reich Kontra zu geben. Doch es ist Ende 1941. Die Wehrmacht steht quasi auf dem Höhepunkt ihrer Macht. Bislang stellte noch keine bedeutende Niederlage ihre offenbare Unbesiegbarkeit in Frage. Stalingrad ist noch weit weg, sehr weit weg sind die Bilder der besiegten deutschen Soldaten, die gedemütigt auf den verschneiten Boden blicken. Beneš bleibt nur, auf einen ungewissen Ausgang zu setzen. Natürlich gibt der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten berechtigten Anlass zur Hoffnung, aber die GIs haben den Atlantik noch nicht überquert, das wird noch dauern, und Japan hält sie so in Schach, dass sie das Schicksal eines kleinen mitteleuropäischen Landes hintanstellen werden. Beneš macht also seine eigene pascalsche Wette – sein Gott hat zwei Köpfe: England und die UdSSR, und er setzt auf ihr Überleben. Doch beide Köpfe zugleich für sich einzunehmen, ist nicht einfach. England und die Sowjetunion sind natürlich Alliierte, und Churchill legt in militärischen Belangen trotz seines angeborenen Antikommunismus während des gesamten bisherigen Kriegsgeschehens gegenüber den bärbeissigen Sowjets eine unerschütterliche Loyalität an den Tag. Was nach dem Krieg geschieht, wenn es ein Danach gibt und wenn die Alliierten gewinnen, steht natürlich auf einem anderen Blatt.

Beneš wagt mit «Anthropoid» einen grossen Coup, um die beiden europäischen Giganten zu beeindrucken. London hat für ihn gebürgt und unterstützt ihn logistisch, und die Operation wurde in enger Zusammenarbeit mit London auf die Beine gestellt. Doch Beneš möchte nicht riskieren, die empfindlichen Russen zu kränken, und hat daher beschlossen, auch Moskau über die anstehende Operation «Anthropoid» zu informieren. Jetzt steht er unter Zugzwang: Churchill und Stalin wollen Taten sehen. Die Zukunft der Tschechoslowakei liegt in ihren Händen; man sollte sie besser nicht enttäuschen. Sollte die Rote Armee sein Land befreien, möchte er Stalin gegenüber ganz besonders als glaubwürdiger Verhandlungspartner auftreten, weil er sich vor dem zukünftigen Einfluss der tschechischen Kommunisten fürchtet.

Vermutlich geht Beneš das alles durch den Kopf, als ihm sein Sekretär meldet:

«Herr Präsident, Oberst Moravec ist in Begleitung zweier junger Leute eingetroffen. Er sagt, sie hätten einen Termin, aber sein Besuch steht nicht auf dem Plan für heute.»

«Schicken Sie sie herein.»

Gabčík und Kubis wurden in London von einem Taxi abgeholt, ohne zu wissen, wohin man sie brachte, und jetzt werden sie vom Präsidenten persönlich empfangen. Das Erste, was ihnen auf seinem Schreibtisch ins Auge fällt, ist eine kleine Nachbildung einer Spitfire aus Zinn. Sie salutieren ehrfürchtig. Beneš wollte sie vor ihrer Abreise kennenlernen. Doch er wollte nicht, dass ein offizielles Dokument Spuren dieses Treffens hinterlässt, denn Regieren bedeutet auch, Vorsichtsmassnahmen zu treffen. Jetzt stehen die beiden Männer ihm gegenüber. Während er zu ihnen über die his-

torische Bedeutung ihrer Mission spricht, mustert er sie genau. Er ist erstaunt über ihr jugendliches Aussehen – besonders Kubis wirkt sehr jung, obwohl er nur ein Jahr jünger ist als Gabčík – und über die rührende Schlichtheit ihrer Überzeugung. Auf einmal vergisst er für einige Minuten seine geopolitischen Überlegungen, denkt nicht mehr an England oder die UdSSR, weder an München noch an Masaryk, noch an Kommunisten, noch an die Deutschen und kaum noch an Heydrich. Er ist vollständig in die Betrachtung der beiden Soldaten versunken, der beiden jungen Männer, von denen er weiss, dass ihre Überlebenschancen, egal, wie ihre Mission ausgehen wird, nicht einmal eins zu tausend stehen.

Ich weiss nicht, was die letzten Worte waren, die er an sie richtete. «Viel Glück» oder «Möge Gott Sie beschützen» oder «Die freie Welt zählt auf Sie» oder «Die Ehre der Tschechoslowakei liegt in Ihren Händen», wahrscheinlich irgendetwas in der Art. Nach Moravec stehen Beneš Tränen in den Augen, als Gabčík und Kubis sein Büro verlassen. Zweifellos durchflutet ihn angesichts der bevorstehenden Ereignisse bereits ein bedrohliches Gefühl der Vorahnung. Die kleine Spitfire reckt unbeeindruckt die Nase in die Luft.

Seit Lina Heydrich ihrem Mann nach Prag gefolgt ist, schwebt sie im siebten Himmel. In ihren Memoiren schwärmt sie: «Ich bin eine Prinzessin und lebe in einem märchenhaften Land.»

Weshalb?

Zum einen ist Prag in der Tat eine märchenhafte Stadt. Es kommt nicht von ungefähr, dass sich Walt Disney für Dornröschens Märchenschloss von der Tyn-Kathedrale inspirieren liess.

Zum anderen ist Lina in Prag die Königin. Ihr Mann wurde von heute auf morgen quasi zum Staatschef befördert. In ihrem Märchenland ist er Hitlers Vizekönig und lässt seine Frau an allen Annehmlichkeiten teilhaben, die ihm seine Position bietet. Als Ehefrau des Reichsprotektors geniesst Lina ein Ansehen, von dem sie und ihre Eltern, das Ehepaar von Osten, nicht zu träumen gewagt hätten. Vorbei die Zeit, in der sie ihrem Vater die Stirn bot, als der ihre Verlobung mit Reinhard lösen wollte, weil man ihn aus der Marine geworfen hatte. Jetzt gleicht Linas Leben dank Heydrich einer endlosen Abfolge von Empfängen, Einweisungen und offiziellen Veranstaltungen, bei denen ihm alle Anwesenden stets den höchsten Respekt zollen. Ich betrachte ein Foto von ihnen, das während eines Konzerts im Prager Rudolfinum zu Ehren von Mozart entstand. Herausgeputzt, die Haare frisch frisiert, geschminkt und angetan mit Ringen, Armreifen und langen Ohrringen, steht sie im Abendkleid an der Seite ihres Gatten, um den sich feierlich dreinblickende Männer im Smoking scharen. Ihr Gesichtsausdruck zeugt von heller Begeisterung, während sie mit züchtig übereinandergelegten Händen aufrecht dasteht.

Doch es ist nicht Prag allein. Die Position ihres Mannes ermöglicht ihr nun, sich in den höheren gesellschaftlichen Kreisen des Reiches zu bewegen. Himmler zeigt sich ihr gegenüber schon lange freundschaftlich, doch jetzt kennt sie ausserdem die Familien Goebbels und Speer, und ihr wurde sogar die grosse Ehre zu-

teil, den Führer selbst kennenzulernen. Als er sie Arm in Arm mit ihrem Mann erblickte, kommentierte er: «Welch schönes Paar!» Spätestens seit diesem Zeitpunkt gehört sie zur Crème de la Crème der Gesellschaft.

Obendrein hat sie ihr eigenes Schloss: Es wurde einem Juden enteignet und liegt zwanzig Kilometer nördlich von Prag. Umgeben wird es von einem riesigen Grundstück, das sie voller Eifer herrichten lässt. Von der Prinzessin wird sie zur Schlossherrin. Doch wie schon Dornröschen ist auch sie boshaft. Sie fährt ihr Personal grob an, beleidigt jeden, wenn sie schlecht gelaunt ist, und spricht mit niemandem, wenn sie gut gelaunt ist. Um die grossangelegten Arbeiten auf ihrem Prinzessinnen-Anwesen ausführen zu lassen, beschäftigt sie eine grosse Zahl Handwerker, die sie aus den Konzentrationslagern anreisen lässt und beinahe so schlecht behandelt, wie sie dort behandelt werden. Sie überwacht die Arbeiten im Amazonen-Gewand und mit einer Reitgerte in der Hand. In ihrem Regiment mischen sich Terror und Sadismus mit einer Spur von Erotik.

Ansonsten kümmert sie sich um ihre drei Kinder und ist hocherfreut, welche Zuneigung Reinhard den Kindern gegenüber an den Tag legt. Besonders seine jüngste Tochter, Silke, vergöttert er. Er macht seiner Frau ein viertes Kind. Vorbei auch die Zeit, als sie mit Schellenberg schlief, seiner rechten Hand. Vorbei die Zeit seiner ständigen Abwesenheit. In Prag kehrt er abends fast immer heim. Er schläft mit ihr, geht reiten und spielt mit den Kindern.

Gabčik und Kubis werden gleich in die Halifax steigen, die sie in ihre Heimat bringen wird. Doch zuvor gibt es gewisse Formalitäten zu erledigen. Hinter seinem Schalter gibt ihnen ein englischer Unteroffizier die Anweisung, sich auszuziehen. Ganz gleich, wo sie landen werden, es komme nicht in Frage, dass sie im Aufzug eines englischen Fallschirmspringers durch die tschechische Landschaft laufen. Also entledigen sie sich ihrer Uniformen. «Vollständig ausziehen», fügt der Unteroffizier hinzu, als sie in Unterhosen vor ihm stehen. Diszipliniert, wie sie sind, folgen die beiden Männer der Aufforderung. Splitternackt stehen sie da, während eine Auswahl von Kleidungsstücken vor ihnen ausgebreitet wird. Ohne seine zugleich britische und militärische Nüchternheit abzulegen, bewirbt der Unteroffizier die Artikel wie ein Harrods-Verkäufer, kommentiert stolz die Produkte, die er ihnen vorführt. «Anzüge hergestellt in der Tschechoslowakei. Hemden hergestellt in der Tschechoslowakei. Unterwäsche hergestellt in der Tschechoslowakei. Schuhe hergestellt in der Tschechoslowakei. Schauen Sie einmal, welche Grösse Ihnen passt. Krawatten hergestellt in der Tschechoslowakei. Suchen Sie sich eine Farbe aus. Zigaretten hergestellt in der Tschechoslowakei. Mehrere Marken stehen zur Auswahl. Streichhölzer hergestellt in ... Zahnpasta hergestellt in ...»

Als sie fertig eingekleidet sind, händigt man ihnen falsche Papiere aus, die pflichtgemäss gestempelt wurden.

Die beiden Männer sind bereit. Oberst Moravec erwartet sie am Einstieg der Halifax, deren Motoren bereits laufen. Fünf weitere Fallschirmspringer werden in derselben Maschine mitfliegen,

doch sie haben andere Ziele und Missionen. Moravec reicht Kubis die Hand und wünscht ihm viel Glück. Doch als er sich Gabčik zuwendet, bittet dieser ihn um ein kurzes Gespräch unter vier Augen. Moravec stöhnt innerlich auf. Er befürchtet einen Rückzieher in letzter Minute und bedauert mit einem Mal, was er zu den beiden jungen Männern sagte, als er sie für die Mission auswählte: dass sie ihm offen und ehrlich sagen sollten, wenn sie sich der Aufgabe, die ihnen zugedacht wurde, nicht gewachsen fühlen. Er fügte hinzu, es sei keine Schande, seine Meinung zu ändern. Das denkt er auch immer noch, doch am Fusse des Flugzeugs wäre ein Meinungsumschwung ausgesprochen ungünstig. Er müsste Kubis aussteigen lassen und den Abflug so lange verschieben, bis er einen Ersatz für Gabčik gefunden hat. Die Mission würde auf Gott weiss wann verschoben werden. Gabčik setzt an, als wollte er ihn schonend auf eine schlechte Nachricht vorbereiten: «Herr Oberst, es ist mir ausgesprochen unangenehm, Sie darum zu bitten ...» Doch die folgenden Worte fegen die Befürchtungen seines Vorgesetzten hinweg: «Ich habe in unserem Restaurant eine offene Rechnung über zehn Pfund hinterlassen. Wäre es Ihnen möglich, sie für mich zu begleichen?» In seinen Memoiren erzählt Moravec, dass er vor lauter Erleichterung nur noch stumm nicken konnte. Gabčik reicht ihm die Hand. «Sie können auf uns zählen, Oberst. Wir werden unsere Mission weisungsgemäss ausführen», sind seine letzten Worte, bevor er in der Kabine verschwindet.

Unmittelbar vor Abflug setzen die beiden Männer ihr Testament auf. Ich habe diese zwei grossartigen, flüchtig niedergeschriebenen Dokumente vor mir liegen. Die Schriftstücke sind fast identisch und weisen Tintenflecken auf, an einigen Stellen wurde etwas durchgestrichen. Auf beiden ist das Datum 28. Dezember 1941 vermerkt, sie enthalten zwei Absätze und ein paar nachträglich seitlich eingefügte Zeilen. Gabčik und Kubis sprechen darin die Bitte aus, man möge sich um ihre Familie kümmern, sollten sie sterben. Zu diesem Zweck gibt jeder eine Adresse an – in der Slowakei beziehungsweise in Mähren. Beide sind Waisen und haben weder Ehefrau noch Kinder. Doch ich weiss, dass Gabčik Schwestern hat und Kubis Brüder. Weiterhin bitten sie darum, dass man im Falle ihres Ablebens ihre englischen Freundinnen informiert. Auf Gabčiks Blatt steht der Name Lorna Ellison; auf Kubis' Edna Ellison. Die beiden Männer sind zu Brüdern geworden und mit einem Schwesternpaar ausgegangen. In Gabčiks Wehrpass liegt ein Foto von Lorna, das es bis zu uns geschafft hat. Die Profilaufnahme einer jungen Frau mit dunklem lockigem Haar, die er nicht mehr wiedersehen wird.

Nichts weist daraufhin, dass die Engländer des SOE (Special Operation Executive) Gabčik und Kubis mit neuen Kleidungsstücken ausgestattet haben. Ganz im Gegenteil: Es ist wahrscheinlicher,

dass diese Angelegenheit von Moravecs tschechischem Dienst übernommen wurde. Es gibt also keinen Grund, dass der Unteroffizier, der damit betraut wurde, Engländer war. Welch penible Angelegenheit...

Der in Minsk stationierte Generalverwaltungskommissar von Weissrussland beschwert sich über den Machtmissbrauch von Heydrichs Einsatzgruppen. Er beklagt, dass ihn die systematische Liquidierung der Juden um wertvolle Arbeitskraft bringe. Darüber hinaus beschwert er sich bei Heydrich persönlich, als er feststellt, dass mit Orden ausgezeichnete jüdische Weltkriegsveteranen in sein Ghetto nach Minsk deportiert werden. Er legt Heydrich eine Liste mit Juden vor, die freigelassen werden sollen, wobei er die mangelnde Urteilsfähigkeit der Einsatzgruppen anprangert, die jeden töten, der ihnen in die Hände fällt. Heydrich antwortet, der Verwaltungskommissar werde sicher verstehen, dass es im dritten Kriegsjahr für die Polizei und Sicherheitsdienste wichtigere Aufgaben im Dienste des Kriegsgeschehens gebe, als kopflos herumzurrennen und sich um die Belange der Juden zu kümmern, wertvolle Zeit mit dem Erstellen von Listen zu verschwenden und seine Kollegen von durchaus dringlicheren Aufgaben abzuhalten. Er werde eine Untersuchung über die auf der Liste aufgeführten Personen nur in Auftrag geben, um ein für alle Mal schriftlich zu beweisen, dass derartige Anfeindungen jeglicher Grundlage ent-

behrten. Er bedauere, dass es sechseinhalb Jahre nach Inkrafttreten der Rassengesetze von Nürnberg noch nötig sei, Rechenschaft über seine Arbeitsweise abzulegen.

Zumindest eine unmissverständliche Antwort.

146

«In jener Nacht donnerte in zweitausend Fuss Höhe eine enorme Halifax durch den Himmel über der vereisten Landschaft der Tschechoslowakei. Die vier Propeller durchschnitten vereinzelter Wolkenfetzen und pressten sie gegen die schwarzen, feuchten Flanken der Maschine. Durch eine sargförmige Luke im Boden erblickten Jan Kubis und Jozef Gabčík aus dem eisigen Rumpf des Flugzeugs heraus ihre Heimerde.»

So beginnt Alan Burgess' Roman *Sieben Mann im Morgenrauen* aus dem Jahr 1960. Und schon nach den ersten Zeilen weiss ich, dass das nicht das Buch ist, das ich schreiben möchte. Ich weiss nicht, ob Gabčík und Kubis etwas von ihrer Heimerde erkennen konnten – aus siebenhundert Metern Höhe, in einer schwarzen Dezembarnacht 1941. Und was die sargförmige Luke angeht, möchte ich derart schwülstige Metaphern gerne vermeiden.

«In Gedanken versunken überprüften sie den Mechanismus, die Gurte und die Reissleinen ihrer Fallschirmspringerausrüstung. In wenigen Minuten würden sie in die Dunkelheit abtauchen, wohl wissend, dass sie die ersten Fallschirmspringer sind, die über der Tschechoslowakei abspringen, und dass ihre Mission eine absolute

Ausnahme bildet und zu den riskantesten gehört, die jemals ersonnen wurden.»

Ich weiss alles, was es über diesen Flug zu wissen gibt. Ich weiss, was Gabčik und Kubis als Gepäck dabei hatten: ein Klappmesser, eine Pistole mit zwei Magazinen und zwölf Patronen, eine Zyankali-Kapsel, ein Stück Schokolade, Brühwürfel, Rasierklingen, einen gefälschten Personalausweis und tschechische Kronen. Ich weiss, dass sie Zivilkleidung trugen, die in der Tschechoslowakei hergestellt worden war. Ich weiss, dass sie während des Flugs weisungsgemäss nicht miteinander sprachen; ihren Fallschirmspringerkameraden warfen sie lediglich «Hallo» und «Viel Glück» zu. Ich weiss, dass die anderen Fallschirmspringer ahnten, dass Gabčik und Kubis in ihr Land geschickt wurden, um Heydrich zu töten, obwohl ihre Mission streng geheim war. Ich weiss, dass Gabčik während des Flugs den besten Eindruck beim *dispatcher* hinterliess, dem Offizier, der für die Überwachung des reibungslosen Ablaufs des Absprungs verantwortlich war. Ich weiss, dass man sie alle vor dem Abflug in Windeseile ein Testament aufsetzen liess. Selbstverständlich kenne ich die Namen der Mitglieder der beiden anderen Gruppen, die sie begleiteten, und weiss, worin ihre jeweilige Mission bestand. Sieben Fallschirmspringer waren in dem Flugzeug, und ich kenne ihre jeweilige falsche Identität. Gabčik und Kubis nannten sich beispielsweise Zdenek Vyskocil beziehungsweise Ota Navratil, in ihren gefälschten Papieren wurden die Berufe Schlosser und Arbeiter angegeben. Ich weiss so gut wie alles, was man über diesen Flug wissen kann, und ich weigere mich, Sätze zu schreiben wie: «In Gedanken versunken überprüften sie den Mechanismus, die Gurte und

die Reissleinen ihrer Fallschirmspringerausrüstung.» Auch wenn sie das zweifellos getan haben.

«Der grössere von beiden war siebenundzwanzig Jahre alt und mass etwa einen Meter fünfundsiebzig. Er hatte blonde Haare, und seine ausdrucksvollen grauen Augen mit den schön geschwungenen Wimpern blickten entschlossen in die Welt. Der volle, wohlgeformte Mund» etc. Dabei belasse ich es. Es ist bedauerlich, dass Burgess seine Zeit mit derartigen Klischees verschwendete, denn ansonsten war er unbestreitbar gut informiert. Ich habe allerdings zwei gravierende Fehler in seinem Buch entdeckt; Heydrichs Frau Lina nennt er Inga, und dessen Mercedes beschreibt er immer wieder als grün anstatt schwarz. Ausserdem konnte ich einige zweifelhafte Episoden ausfindig machen, von denen ich vermute, dass sie Burgess' Phantasie entstammen. Zum Beispiel die düstere Geschichte über die mit einem Brandeisen auf den Hintern tätowierten Hakenkreuze. Doch ich konnte daraus auch viele Informationen darüber gewinnen, wie sich Gabčiks und Kubis' Leben in Prag in den Monaten vor dem Attentat abgespielt hatte. Man muss dazu sagen, dass Burgess mir gegenüber einen Vorteil besass: Zwanzig Jahre nach den Ereignissen konnte er sich noch mit Zeitzeugen treffen. Einige hatten tatsächlich überlebt.

147

Um es kurz zu machen: Schliesslich sind sie abgesprungen. Laut

Edouard Husson, einem angesehenen Akademiker, der momentan an einer Biographie über Heydrich arbeitet, lief von Anfang an alles schief.

Zunächst landen Gabčik und Kubis sehr weit weg vom vorgesehenen Gebiet. Sie sollten eigentlich bei Pilsen aufsetzen, stattdessen befinden sie sich nur wenige Kilometer entfernt von ... Prag. Nun ja, werden Sie sagen, immerhin ist dort ihre Zielperson, somit haben sie doch Zeit gewonnen. Anhand solcher Gedankengänge sieht man deutlich, dass Sie nicht die geringste Ahnung vom Leben im Untergrund haben. Gabčik und Kubis werden von ihren Kontaktpersonen des inneren Widerstands in Pilsen erwartet. In Prag haben sie keinen einzigen Anlaufpunkt. Ihre Anweisungen sollen sie von den Leuten aus Pilsen erhalten. Sie sind also ganz in der Nähe von Prag, wo sie auch hinmüssen, aber zuvor müssen sie nach Pilsen. Genau wie Ihnen ist auch ihnen bewusst, welchen absurden Umweg sie damit auf sich nehmen. Trotzdem ist er notwendig.

Es wird ihnen erst bewusstwerden, sobald sie erfahren, wo sie sich befinden, denn momentan haben sie noch nicht die leiseste Ahnung, wo das ist. Sie sind auf einem Friedhof. Sie wissen nicht, wo sie ihre Fallschirme verstecken sollen, und Gabčik humpelt, weil er sich beim Aufsetzen auf die heimatliche Erde einen Zeh gebrochen hat. Sie marschieren, ohne zu wissen, wohin, und hinterlassen Spuren. Hastig verstecken sie ihre Fallschirme unter einem Schneehaufen. Sie wissen, dass der Tag bald hereinbricht, dass sie Gefahr laufen, entdeckt zu werden, und dass sie sich irgendwo verstecken müssen.

In einem Steinbruch finden sie Unterschlupf in einer Höhle. Dort sind sie sicher vor Schnee und Kälte, aber nicht vor der Gestapo. Sie wissen, dass sie dort nicht bleiben können, wissen aber nicht, wohin sie gehen sollen. Sie sind Fremde im eigenen Land, verloren, verletzt, werden sicherlich schon von denjenigen gesucht, die das Motorengeräusch des Flugzeugs am Himmel gehört haben, das sie hergebracht hat. Sie beschliessen abzuwarten, was bleibt ihnen auch anderes übrig? Worauf hoffen sie, während sie die Landkarte studieren? Darauf, die Lage des winzigen Steinbruchs ausfindig zu machen? Ihre Mission droht zu scheitern, kaum dass sie begonnen hat, oder aber gar nicht erst stattzufinden, wenn niemand sie entdeckt, was allerdings eine lächerliche Annahme ist.

Und tatsächlich werden sie entdeckt.

Ein Wildhüter findet sie am frühen Morgen. Er hat in der Nacht das Flugzeug gehört, die Fallschirme im Schnee gefunden und ihre Spuren im Schnee verfolgt. Er steht am Höhleneingang und ruft ihnen hüstelnd zu: «Morgen, Jungs!»

Laut Edouard Husson lief von Anfang an alles schief, doch auch das Glück war den beiden hold. Der Wildhüter weiss, dass er sein Leben riskiert, doch er ist ein mutiger Mann und wird ihnen helfen.

Der Wildhüter bildet das erste Glied einer langen Kette des Widerstands, die unsere beiden Helden bis nach Prag führen wird, in die Wohnung der Familie Moravec.

Sie besteht aus Vater, Mutter und dem jüngeren Sohn Ata, der ältere arbeitet in England als Pilot einer Spitfire. Sie sind Namensvettern von Oberst Moravec, es besteht keine verwandtschaftliche Verbindung, aber genau wie er kämpfen sie gegen die deutsche Okkupation.

Und damit sind sie nicht allein. Gabčík und Kubis werden viele dieser kleinen Leute kennenlernen, die bereit sind, ihr Leben zu riskieren, um ihnen zu helfen.

Diese Schlacht ist von vornherein verloren. Ich kann die Geschichte nicht zu dem machen, was sie eigentlich sein sollte. Das ganze Durcheinander aus Personen, Ereignissen, Daten und endlosen Verzweigungen der Zusammenhänge von Ursache und Wirkung, diese Menschen, diese wahrhaftigen Menschen, die tatsächlich existierten, ihr Leben, ihre Taten und Gedanken, die ich nur im Ansatz streife ... ständig pralle ich gegen die Mauern der Geschichte, an denen sich der entmutigende Efeu der Kausalität unablässig emporwindet und verdichtet.

Ich betrachte eine Karte von Prag, auf der die Wohnungen aller Familien eingezeichnet sind, die den Fallschirmspringern halfen und sie beherbergten. Für dieses Engagemen bezahlten sie fast al-

le mit dem Leben. Männer, aber natürlich auch Frauen und Kinder. Die Familie Svatos, nur einen Katzensprung von der Karlsbrücke entfernt; die Familie Ogoun in der Nähe der Burg; die Familien Novak, Moravec, Zelenka und Fafek weiter östlich. Jedes einzelne Familienmitglied verdiente sein eigenes Buch, einen Bericht über sein Engagement im Widerstand bis hin zum tragischen Ende in Mauthausen. Wie viele vergessene Helden ruhen auf dem grossen Friedhof der Geschichte ... Tausende, Millionen Fafeks, Moravecs, Novaks und Zelenkas ...

Die Verstorbenen sind verstorben, und es ist ihnen ganz gleich, ob man ihre Verdienste würdigt. Doch uns Lebenden bedeutet es etwas. Das Gedenken nützt denjenigen, derer gedacht wird, nichts; es nützt demjenigen, der ihrer gedenkt. Darauf baue ich, damit tröste ich mich.

Niemand, der diese Namensliste liest, würde sie aufbewahren. Warum auch? Damit etwas ins allgemeine Gedächtnis übergeht, muss es zunächst in Literatur verwandelt werden. Das mag schäbig sein, aber es ist nun einmal so. Ich weiss bereits jetzt, dass in dem begrenzten Umfang meiner Erzählung nur die Familie Moravec und vielleicht die Familie Fafek Platz finden werden. Die Familien Svatos, Novak, und Zelenka sowie all die unzähligen anderen, deren Namen und Existenz mir unbekannt sind, werden weiterhin in Vergessenheit ruhen. Doch immerhin, ein Name ist ein Name. Ich denke an sie alle. Ich möchte zu ihnen sprechen. Und wenn mich niemand hört, ist es nicht schlimm. Weder für sie noch für mich. Eines Tages möchte vielleicht irgendwo irgendjemand anders Trost finden und die Geschichte der Familien Novak, Svatos, Zelenka oder Fafek niederschreiben.

Am 8. Januar 1942 betreten Kubis und der humpelnde Gabčik erstmals den heiligen Boden von Prag, und ich bin sicher, dass die barocke Schönheit der Stadt sie in Staunen versetzt. Doch zugleich sehen sie sich mit den drei grossen Problemen eines Untergrundkämpfers konfrontiert: Unterkunft, Verpflegung, Papiere. Sicher, sie wurden in London mit gefälschten Personalausweisen ausgestattet, doch das ist nicht annähernd ausreichend. 1942 ist es im Protektorat von Böhmen und Mähren überlebenswichtig, eine Arbeitserlaubnis vorweisen zu können, und wenn man am helllichten Tage dabei aufgegriffen wird, wie man durch die Strassen schlendert, so wie die beiden Männer es in den kommenden Monaten häufig tun werden, sollte man besser eine gute Erklärung parat haben, warum man gerade nicht arbeitet. Die lokale Widerstandsbewegung wendet sich an den Arzt, der Gabčiks Fuss versorgt: Er diagnostiziert ein Zwölffingerdarmgeschwür bei Gabčik und eine Entzündung der Gallenblase bei Kubis, damit sie eine Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung erhalten. Somit sind die Papiere in Ordnung. Bleibt die Frage der Unterkunft. Doch wie sie erfreut feststellen werden, mangelt es in dieser düsteren Epoche nicht an Menschen mit gutem Willen.

Man sollte nicht alles glauben, was erzählt wird, schon gar nicht, wenn es aus dem Mund der Nazis kommt: Entweder halten sie ih-

re Wunschvorstellungen für Tatsachen und liegen damit völlig falsch, so wie der gutgenährte Göring, oder sie verbreiten zu Propagandazwecken haarsträubende Lügen, so wie Chefdemagoge Goebbels, den Joseph Roth als «menschgewordenen Lautsprecher» bezeichnete. Oft genug trifft beides zu.

Heydrich bildet bei diesem nationalsozialistischen Tropismus keine Ausnahme. Als er behauptet, die tschechische Widerstandsbewegung ihrer führenden Köpfe beraubt und somit unschädlich gemacht zu haben, glaubt er vermutlich selbst daran; auch wenn er damit nicht ganz unrecht hat, ist es trotzdem Prahlerei. Als Gabčík in der Nacht vom 28. Dezember 1941 eine unglückliche Landung auf der Heimat Erde vollzieht und sich dabei verletzt, ist die Lage der Widerstandsbewegung im Protektorat beunruhigend, aber nicht völlig aussichtslos. Es bleiben ein paar Trumpfkarten, die noch ausgespielt werden können.

So ist die grosse Organisation der vereinigten tschechischen Widerstandsbewegungen «Tri kralové» (die Drei Könige) zwar stark angeschlagen, aber noch einsatzbereit. Bei den Drei Königen handelt es sich um die Vorsitzenden der Organisation, drei ehemalige Offiziere der tschechoslowakischen Armee. Zwei von ihnen sind im Januar 1942 zu Fall gebracht: Der eine wurde bei Heydrichs Ankunft erschossen, der andere in den Gefängnissen der Gestapo gefoltert. Somit bleibt ein Mann, Vaclav Morávek (mit einem *k* am Ende, nicht zu verwechseln mit Oberst Moravec, der Familie Moravec oder Emanuel Moravec, dem Minister für Schulwesen und Volksaufklärung). Er trägt das ganze Jahr über Handschuhe, weil er sich, um einer Kontrolle der Gestapo zu entgehen, einen Finger abtrennte, indem er ihn an das Kabel eines

Blitzableiters hielt. Von den Drei Königen ist er der letzte, er ist äusserst aktiv, koordiniert das verbliebene Netz von Widerstandskämpfern und setzt sich immer grösseren Risiken aus. Er wartet auf das, wonach seine Organisation seit Monaten verlangt: das Eintreffen der Fallschirmspringer aus London.

Über ihn gelangen unglaubliche Informationen nach London, die er von einem der grössten Spione des Zweiten Weltkriegs erhält – von Paul Thümmel, einem hochrangigen deutschen Offizier der Abwehr mit Codenamen 54 alias René. Ihm allein verdankt er, dass er Oberst Moravec über den bevorstehenden Angriff der Nazis auf die Tschechoslowakei unterrichten konnte, ebenso über den Angriff auf Polen, auf Frankreich im Mai 1940, auf Grossbritannien während des Invasionsvorhabens im Juni 1940 und auf die Sowjetunion im Juni 1941. Leider waren die betreffenden Länder nicht in der Lage, angemessen auf diese Informationen zu reagieren. Doch von der Qualität seiner Auskünfte ist man in London zutiefst beeindruckt; A54 ist in Prag stationiert und übermittelt seine Nachrichten über den tschechischen Kanal, dabei lässt er äusserste Vorsicht walten und besteht auf einem einzigen Gesprächspartner. Mit ihm hat Beneš ein fabelhaftes Ass im Ärmel und zögert nicht mit Ausgaben, um seine wertvolle Quelle bei Laune zu halten.

Am anderen Ende der Kette befinden sich die kleinen Helfer des Widerstands, Leute wie Sie und ich, die allerdings bereit sind, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, indem sie Menschen verstecken, Material lagern, Nachrichten überbringen. Sie bilden eine unerlässliche tschechische Schattenarmee, auf die nach wie vor Verlass ist.

Gabčík und Kubis mögen zwar nur zu zweit sein, um ihre Mission zu erfüllen, doch allein sind sie nicht.

In einer Wohnung in Prag im Viertel Smichov warten zwei Männer. Als die Klingel ertönt, fahren sie zusammen. Der eine erhebt sich, um die Tür zu öffnen. Ein für die damalige Zeit recht grosser Mann tritt ein. Es ist Kubis.

«Ich bin Ota», sagt er.

«Ich bin Jindra», antwortet einer der Männer.

«Jindra» ist der Name einer der aktivsten Widerstandsgruppierungen, die innerhalb der Turnbewegung Sokol auf die Beine gestellt wurde.

Dem Neuankömmling wird Tee serviert. Die drei Männer schweigen gewichtig, bis schliesslich der Mann, der sich mit dem Namen der Widerstandsbewegung vorgestellt hat, das Wort ergreift:

«Sie sollten wissen, dass das Haus bewacht wird und jeder von uns etwas in der Tasche hat.»

Kubis lächelt und holt eine Pistole aus seiner Jacke hervor (er hat allerdings noch eine weitere im Ärmel stecken).

«Ich habe ebenfalls nichts gegen Spielzeuge», sagt er.

«Woher kommen Sie?»

«Das kann ich Ihnen nicht sagen.»

«Warum nicht?»

«Unsere Mission ist geheim.»

«Aber Sie haben schon mehreren Leuten anvertraut, dass Sie aus England kommen ...»

«Und?»

Schweigen, nehme ich an.

«Wundern Sie sich nicht über unser Misstrauen, es gibt genug Lockspitzel in diesem Land.»

Kubis erwidert nichts, er kennt diese Leute nicht, vermutlich

braucht er ihre Hilfe, doch er ist fest entschlossen, sich nicht vor ihnen zu rechtfertigen.

«Kennen Sie tschechische Offiziere in England?»

Kubis lenkt ein und gibt einige Namen preis. Mehr oder weniger bereitwillig beantwortet er einige weitere heikle Fragen, dann schaltet sich der andere Mann ein. Er zeigt ihm das Foto seines Schwiegersohnes, der nach London gegangen ist. Kubis erkennt ihn, oder er erkennt ihn nicht, aber er macht einen entspannten Eindruck, und das ist er in der Tat. Derjenige, der sich als Jindra vorgestellt hat, ergreift das Wort:

«Stammen Sie aus Böhmen?»

«Nein, aus Mähren.»

«Was für ein Zufall, ich auch!»

Erneutes Schweigen. Kubis weiss, dass er auf dem Prüfstand steht.

«Und können Sie mir sagen, aus welcher Gegend?»

«Aus der Nähe von Treble», erwidert Kubis widerwillig.

«Ich kenne die Gegend. Können Sie mir sagen, was am Bahnhof von Vladislav besonders ist?»

«Es gibt ein kunstvoll angelegtes Rosenbeet. Der Besitzer des Bahnhofs scheint Blumen zu mögen.»

Die beiden Männer entspannen sich allmählich. Kubis fugt abschliessend hinzu:

«Nehmen Sie mir mein Stillschweigen über unsere Mission nicht übel. Ich kann Ihnen nur den Codenamen verraten: ‚Anthropoid‘.»

Bei den verbliebenen tschechischen Widerstandskämpfern ist der Wunsch Vater des Gedankens, und in diesem speziellen Fall liegen sie damit sogar richtig:

«Sind Sie gekommen, um Heydrich zu töten?», fragt der, der sich Jindra nennt.

Kubis fährt zusammen:

«Woher wissen Sie das?»

Das Eis ist gebrochen. Die drei Männer schenken sich Tee nach. Alles, was von der tschechischen Widerstandsbewegung in Prag übriggeblieben ist, wird sich in Bewegung setzen, um die zwei Fallschirmspringer aus London zu unterstützen.

154

Fünfzehn Jahre lang habe ich Flaubert verabscheut, weil er mir verantwortlich für eine gewisse französische Literatur erschien, die jeglicher Grösse oder Phantasie entbehrt, sich auf die Abbildung aller Mittelmässigkeiten beschränkt, sich wonnevoll in den nervtötendsten Realismus stürzt und sich an einem kleinbürgerlichen Universum ergötzt, das sie angeblich anprangert. Dann las ich *Salammbô* und nahm es sofort in die Liste meiner zehn Lieblingsbücher auf.

Als ich die Idee hatte, ins Mittelalter einzutauchen, um die Ursprünge der deutsch-tschechischen Streitsache grob zu skizzieren, befasste ich mich mit einigen historischen Romanen, deren Handlung die zeitgenössische Ara verlässt, und kam so auf Flaubert.

Während er an *Salammbô* arbeitete, schrieb Flaubert in seiner Korrespondenz beunruhigt: «Es geht um Geschichte, das weiss ich wohl, aber wenn ein Roman ebenso langweilig ist wie eine wissenschaftliche Abhandlung ...» Zudem hatte er den Eindruck, in einem «beklagenswerten akademischen Stil» zu schreiben, und

was ihm einfach «keine Ruhe lässt, ist die psychologische Seite der Geschichte», wo es doch noch dazu darum geht, «den Figuren eine Sprache in den Mund zu legen, in der sie selbst nicht gedacht hätten!». In puncto Recherche schrieb er: «Was ein Wort oder eine Idee angeht, mache ich Recherchen, gebe mich Phantastereien hin, tauche in endlose Tagträume ein [...]» Dieses Problem geht Hand in Hand mit dem Wahrheitsgehalt: «Was die Altertumskunde angeht, ist ihr Wahrheitsgehalt ‚wahrscheinlich‘. Nicht mehr und nicht weniger. Solange man mir nicht *beweisen* kann, dass ich etwas Absurdes geschrieben habe, gebe ich mich damit zufrieden.» Sofort fühle ich mich im Nachteil: Es ist einfacher, mir in Bezug auf das Autokennzeichen eines Mercedes aus den vierziger Jahren einen Fehler vorzuwerfen, als in Bezug auf ein Elefantengeschirr aus dem dritten Jahrhundert vor Christus ...

Wie dem auch sei, die Tatsache, dass Flaubert beim Schreiben seines Meisterwerks ähnliche Ängste verspürte und sich vor mir dieselben Fragen gestellt hat, tröstet mich ein wenig. Ausserdem berührt mich seine Aussage: «Unsere Vorhaben sind von grösserer Bedeutung als unsere Werke.» Das bedeutet, dass mein Buch ein Reifall werden darf. Jetzt sollte alles zügiger vorangehen.

Es ist unglaublich, ich habe gerade einen weiteren Roman über das Attentat entdeckt. Er heisst *Like a Man* und stammt von einem gewissen David Chacko. Der Titel soll eine ungefähre Überset-

zung des griechischen Wortes *Anthropoid* sein. Der Autor hat extrem gut recherchiert, er vermittelt den Eindruck, sich alles zunutze gemacht zu haben, was man zum heutigen Zeitpunkt über das Attentat und Heydrich weiss, um die Episoden seines Romans zusammenzustellen. Selbst äusserst unbekannte Theorien (von denen einige sicherlich mit Vorsicht zu geniessen sind) wie die Hypothese von der vergifteten Bombe finden sich in seinem Erzählstrang wieder. Seine Kenntnis des Falls hat mich stark beeindruckt, besonders was die Fülle an Details angeht, von denen ich annehme, dass sie der Wahrheit entsprechen, da ich mit meinem eigenen Wissensstand kein einziges davon widerlegen konnte. Sein Werk brachte mich dazu, meine Bewertung von Alan Burgess' Roman *Sieben Mann im Morgengrauen* zu überdenken, den ich als ziemlich aus der Luft gegriffen abgetan habe. Die grösste Skepsis habe ich ja in Bezug auf die Hakenkreuze geäussert, die man Kubis angeblich mit einem Brandeisen auf den Arsch tätowiert hatte. Ähnlich herablassend habe ich behauptet, dass er bezüglich der Farbe von Heydrichs Mercedes einen schwerwiegenden Fehler beging, weil er ihn als grün beschrieb. Nun, David Chackos Roman bestätigt sowohl die Geschichte der Hakenkreuze als auch die Farbe des Wagens. Da er sich ansonsten meines Wissens kein einziges Mal getäuscht hat, nicht einmal bezüglich der merkwürdigsten Details, von denen ich in einem Übermass an Stolz, der bei genauerer Betrachtung an Grössenwahn grenzt, glaubte, dass vielleicht nur ich sie kenne, schreibe ich seinen Erzählungen zwangsläufig eine hohe Glaubwürdigkeit zu. Mit einem Mal kommen mir Zweifel – dabei habe ich diesen Mercedes doch schwarz gesehen, da bin ich ganz sicher; sowohl im Armeemuseum in Prag, wo der Wagen ausgestellt war, als auch auf den

zahlreichen Fotos, die ich gefunden habe. Natürlich kann man auf einem Schwarzweissfoto Schwarz mit Dunkelgrün verwechseln. Auf der anderen Seite gab es in Bezug auf den ausgestellten Wagen eine kleine Auseinandersetzung: Das Museum verkaufte ihn als das Original, was einige bestritten und behaupteten, es handle sich in Wirklichkeit um einen identisch aufgemachten Mercedes (mit dem platten Reifen und der zerfetzten rechten Hintertür), um eine Reproduktion. Doch selbst, wenn es sich um eine Replik handelte, nehme ich an, dass man auf die richtige Farbe geachtet hat! Gut, sicherlich messe ich einem Element, das letztlich nur zum Bühnenbild gehört, eine übertriebene Bedeutung bei, das ist mir schon klar. Es scheint ein klassisches Syndrom unter Neurotikern zu sein. Wahrscheinlich habe ich eine Psychose. Aber lassen wir das.

Wenn Chacko schreibt: «Es gab verschiedene Zugänge zur Burg, doch Heydrich, der Showman, betrat sie immer durch den Haupteingang, wo die Wache stand», fasziniert mich seine ausgesprochene Sicherheit. Ich frage mich: «Woher weiss er das? Woher kann er sich dessen *sicher sein*?»

Ein weiteres Beispiel. Es handelt sich um einen Dialog zwischen Gabčik und Heydrichs tschechischem Koch. Der Koch berichtet Gabčik, welchen Schutz Heydrich in seinem Privatdomizil geniesst: «Heydrich verabscheut jede Art von Personenschutz, doch die SS-Männer nehmen ihre Arbeit ernst. Er ist eben ihr Chef, Sie verstehen. Sie behandeln ihn wie einen Gott. Er ist das Vorbild, dem sie alle nacheifern. Die blonde Bestie. So wurde er von seinen Bediensteten genannt. Sie werden die Deutschen erst verstehen, wenn Ihnen klar geworden ist, dass sie das als Kompliment verstanden.»

Chackos Kunst zeigt sich an dieser Stelle in seinem Geschick,

eine historische Information – Heydrich wurde durchaus als blonde Bestie bezeichnet – in eine Aussage einzubetten, die an sich bereits durch ihre psychologische Finesse besticht und sich vom literarischen Punkt gesehen vor allem durch den Schlusssatz auszeichnet. Chackos Dialoge sind übrigens insgesamt brillant: Über sie lässt er die historischen Gegebenheiten in den Roman einfließen. Ich muss zugeben, dass mich einige Passagen wirklich begeistert haben, obwohl es mir eigentlich widerstrebt, einen derartigen Prozess anzuwenden. Und als Gabčik dem Koch, der ihm eine furchterregende Beschreibung von Heydrich gegeben hat, antwortet: «Machen Sie sich keine Sorgen, er ist ein menschliches Wesen. Es gibt ein Mittel, das zu beweisen», freue ich mich so unbändig wie sonst nur bei einem italienischen Western.

Nun gut, die Szenen, in denen er beschreibt, wie Gabčik sich mitten im Wohnzimmer einen blasen lässt oder wie sich Kubis im Badezimmer einen runterholt, sind zweifellos erfunden. Ich weiss, dass Chacko *nicht weiss*, ob Gabčik sich einen blasen liess oder, wenn es tatsächlich der Fall war, unter welchen Umständen, und schon gar nicht, wann und wo sich Kubis einen runterholte: Derartigen Szenen wohnen schon per definitionem keine Zeugen bei – ausser in ganz seltenen Fällen –, und Kubis hatte keinen Grund, irgendjemandem von seinen Masturbationsspielchen zu berichten, und ein Tagebuch hinterliess er auch nicht. Doch der Autor erfasst perfekt die psychologische Dimension seines Romans, der reich an inneren Monologen ist, womit er sich zwar von der historischen Exaktheit entfernt, auf die er aber auch gar keinen Anspruch erhebt, denn das Buch beginnt mit dem Satz: «Jegliche Ähnlichkeit

mit realen Ereignissen, Personen etc. ist reiner Zufall.» Chacko wollte also in erster Linie einen Roman schreiben, der durchaus sehr gut recherchiert ist, ohne sich zum Sklaven seiner Recherchen zu machen. Er stützt sich auf wahre Ereignisse, lässt so viele wie möglich in seinen Roman einfließen, dichtet aber auch freien Herzens hinzu, wenn es der Erzählung dienlich ist, ohne sich gezwungen zu sehen, der Geschichte Rechenschaft zu schulden. Ein leichtfüßiger Schummler. Ein Zauberkünstler. Ein Romancier eben.

Es stimmt schon, wenn ich die Fotos näher betrachte, kommen mir Zweifel bezüglich der Farbe. Die Ausstellung liegt mehrere Jahre zurück, vielleicht lässt mich mein Gedächtnis im Stich. Ich habe ihn dermassen schwarz vor Augen, diesen Mercedes! Wahrscheinlich spielt mir meine Einbildung einen Streich. Der Moment ist gekommen, ich muss mich entscheiden. Oder es überprüfen. So oder so.

Ich habe Natacha wegen des Mercedes gefragt. Sie hatte ihn ebenfalls schwarz vor Augen.

157

Je mehr sich Heydrichs Macht ausweitet, desto mehr benimmt er sich wie Hitler. Mittlerweile drängt er seinen Kollaborateuren langatmige flammende Reden über das Schicksal der Welt auf.

258

Frank, Eichmann, Böhme, Müller und Schellenberg lauschen brav den wahnwitzigen Ausschweifungen ihres Vorgesetzten, der über eine Weltkarte gebeugt dröhnt:

Skandinavier, Flamen, Holländer gehörten zu den «Germanen»; Nahost und Afrika würden mit den Italienern geteilt; die Russen «werden hinter den Ural zurückgejagt», ihr Land von deutschen «Wehrbauern» besiedelt. «Der Ural wird unsere Ostgrenze. Dort werden unsere Rekruten künftig ihr Jahr abdienen und als Grenzwachen im Kleinkampf geschult.» Wer den Kampf nicht «rückhaltlos» mittrage, könne gehen: «Ich werde ihm nichts tun.»

Im Wahn seiner Gewaltherrschaft hält sich Heydrich wie sein Führer schon für den Weltbeherrscher. Doch noch gilt es, den Krieg zu gewinnen, die Russen zu besiegen und eine ellenlange Liste von Thronfolgern auszuschalten. Selbst aus dem optimistischsten Blickwinkel und angesichts der Tatsache, dass Heydrichs Stern in der tiefschwarzen Nacht des Reiches immer heller scheint, ist es dafür noch zu früh.

Es ist bekannt, dass unter Hitlers Kronprinzen von Anfang an ein erbitterter Konkurrenzkampf tobte. Wo sah sich Heydrich wohl selbst positioniert? Viele, die die bösertige Aura seiner Figur fasziniert, behaupten angesichts seines kometenhaften Aufstiegs, dass Heydrich Hitlers Nachfolger geworden wäre, wenn er ihn nicht schon vorher von seinem Posten verdrängt hätte.

Doch 1942 ist der Weg bis an die oberste Spitze noch weit. Mehr als je zuvor wird Heydrich von der ersten Riege der Thronanwärter, Göring, Bormann und Goebbels, hofiert, die ihn Himmler am liebsten entreissen würden, aber der wacht eifersüchtig

über seine rechte Hand. Doch selbst, wenn er mit seiner Ernennung in Prag und als Beauftragter der Endlösung in eine andere Dimension aufgestiegen ist, spielt Heydrich noch nicht ganz in ihrer Liga. Göring liegt im Rennen zwischen den Thronanwärtern zwar weit hinten, ist aber offiziell immer noch die Nummer zwei des Regimes und Hitlers designierter Nachfolger. Bormann hat Rudolf Hess an der Parteispitze abgelöst und ist seitdem stets an Hitlers Seite.

Goebbels' Propaganda bildet nach wie vor einen zentralen Stützpfiler des Regimes. Himmler leitet die Waffen-SS, deren Kampfeinheiten an allen Fronten Ruhm davontragen, und er besitzt die alleinige Kontrolle über das System der Konzentrationslager. Mit diesen beiden Machtpolen übertrifft er Heydrichs Einflussbereiche um Längen.

Auch wenn ihm sein Posten als Reichsprotector erlaubt, die Wege der Hierarchie abzukürzen, und er einen direkten Draht zum Führer besitzt, hat sich Heydrich immer noch nicht dazu entschlossen, Himmler auszustechen: Er weiss, dass man seinen Chef, so unbedeutend er auch erscheinen mag, nicht unterschätzen sollte. Ausserdem ermöglicht ihm seine Position als Nummer zwei in der SS, sich gegebenenfalls hinter ihm zu verstecken und auf den Tag zu warten, an dem er so mächtig ist, dass er sich vor niemandem mehr zu fürchten braucht.

Heydrichs direkte Rivalen sind also momentan von noch geringerer Kragenweite: Da wären Alfred Rosenberg, Reichsminister für die besetzten Ostgebiete und Vordenker der Kolonisierung in diesen Territorien; Oswald Pohl, Hauptverantwortlicher für die Konzentrationslager, wie Heydrich Leiter eines Hauptamtes (des Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes) innerhalb der SS; Hans

Frank, Generalgouverneur des besetzten Polen, sein Gegenstück in Warschau; oder Canaris, Chef der Abwehr, sein Gegenstück bei der Wehrmacht... sicher, durch die Konzentration mehrerer Funktionen und Zuständigkeitsbereiche in seinen Händen besitzt er deutlich mehr Macht als jeder einzelne von ihnen. Doch ein jedes ihrer Aufgabengebiete schränkt seinen eigenen Machtumfang ein. Betrachtet man die Dinge unter diesem Gesichtspunkt, muss man noch den Chef der Ordnungspolizei, Daluge, hinzufügen, ein weiterer Offizier in zentraler Stellung, der im Organigramm der SS direkt unter Himmler steht. Seine Tätigkeiten beschränken sich zwar nur auf den Bereich der Gendarmerie, allgemeine Polizeiaufgaben und die Aufrechterhaltung der Ordnung, trotzdem entziehen sich dadurch mehrere Polizeibereiche wie Orpo, Schupo und Kripo Heydrichs Einfluss, die allerdings weder die Macht noch das düstere Prestige der Gestapo besitzen.

Er hat also noch einen weiten Weg vor sich. Doch wie er bereits zur Genüge bewiesen hat, ist Heydrich niemand, der sich leicht entmutigen lässt.

Folgende Anekdote habe ich in vielen Büchern gefunden: Himmler wohnt einer Exekution in Minsk bei und wird ohnmächtig, als er mit dem Blut zweier junger Frauen bespritzt wird, die direkt vor seinen Augen ermordet werden. Im Anschluss an diese unangenehme Szene wurde ihm die Notwendigkeit bewusst, eine Lösung

zu finden, die weniger an den Nerven der Erschiessungskommandos zerrt, um die Ausrottung der Juden und anderer «Untermenschen» fortzuführen.

Wenn ich meinen Unterlagen glauben darf, trifft das Ende der Exekution mit einem ähnlichen Aha-Erlebnis bei Heydrich zusammen, als er eines Tages in Begleitung seines Untergebenen «Gestapo-Müller» auf Inspektionsbesuch ist.

Die Einsatzgruppen gehen immer mehr oder weniger nach der gleichen Weise vor: Sie lassen einen gigantischen Graben ausheben, treiben Hunderte, sogar Tausende Juden oder mutmassliche Regimegegner aus den umliegenden Städten und Dörfern zusammen, reihen sie am Rand der Grube auf und metzeln sie mit Maschinengewehren nieder. Manchmal müssen sich ihre Opfer auch hinknien und bekommen einen Genickschuss. In der Regel machen sie sich nicht einmal die Mühe nachzuprüfen, ob auch alle tatsächlich tot sind, und einige werden lebendig begraben. Wenige davon überlebten; im Schutz eines Kadavers warteten sie, selbst mehr tot als lebendig, bis die Nacht hereinbrach, und gruben sich durch die Erde, unter der sie verschüttet waren, an die Oberfläche (doch diese Fälle blieben wundersame Ausnahmen). Es gab viele Zeugen, die das Spektakel der übereinandergestapelten Leichname beschrieben haben: eine wogende Masse, aus der die Schreie und Klagelaute der Sterbenden hervordrangten. Insgesamt vernichteten die Einsatzgruppen mit dieser primitiven Methode ungefähr eineinhalb Millionen Menschen, Juden und andere, doch überwiegend Juden.

Heydrich nahm an mehreren dieser Exekutionen teil; mal in Begleitung von Himmler, mal von Eichmann, mal von Müller. Bei

einer davon drückte ihm eine junge Frau ihr Baby in die Arme, damit er es rette. Mutter und Kind wurden direkt vor seiner Nase niedergeschossen. Heydrich, noch gefühlskälter als Himmler, fiel nicht in Ohnmacht. Trotzdem wurde ihm die Grausamkeit der Szene bewusst, und er fragte sich, ob eine derartige Exekutionsmethode weiterzuverfolgen sei. Wie Himmler beunruhigten ihn die fatalen Auswirkungen auf die Moral und die Nerven seiner wertvollen SS-Männer. Während er darüber nachsann, griff er zur Feldflasche und genehmigte sich einen kräftigen Schluck *Slivovice*, einen extrem starken tschechischen Pflaumenschnaps. Unter den Tschechen ist der Schnaps nicht besonders beliebt. Doch der trinkfeste Heydrich muss, seit er in Prag wohnt, auf den Geschmack gekommen sein.

Trotzdem brauchte er eine ganze Weile, bis er zu dem Entschluss kam, dass seine Einsatzgruppen nicht unbedingt die ideale Lösung für die «Judenfrage» waren. Während seiner ersten Inspektion mit Himmler in Minsk im Juli 1941, zu der sich die beiden Männer im Spezialzug des Reichsführers begeben hatten, hatte Heydrich, so wie sein Vorgesetzter, nichts an der Metzelei, der er beiwohnte, auszusetzen. Sie würden beide noch mehrere Monate brauchen, um zu verstehen, dass ein solches Procedere dem Nationalsozialismus und Deutschland als pure Barbarei angelastet werden und den Zorn der nachkommenden Generationen auf das Dritte Reich heraufbeschwören könnte. Es musste etwas getan werden, damit es nicht so weit kam. Und um es mit der Effektivität der bisherigen Tötungsmaschinerie aufnehmen zu können, gab es für sie nur ein Heilmittel: Auschwitz.

Erstaunlicherweise stieg während dieser düsteren, dieser grauenhaften Periode die Zahl tschechischer Hochzeiten unaufhörlich an. Dafür gab es einen Grund. Zur Zwangsarbeit wurden Anfang 1942 nur ledige Männer eingezogen. Mit einem Mal gibt es einen deutlichen Anstieg tschechischer Bürger, die im Eilverfahren die Ehe schliessen. Doch natürlich entgeht das den Adleraugen von Heydrichs Sicherheitsdiensten nicht. Also wird beschlossen, dass alle männlichen tschechischen Bürger, ohne jegliche Einschränkung, zur Zwangsarbeit herangezogen werden. Zehntausende tschechische Arbeiter, verheiratet oder nicht, werden in die vier Ecken des Reiches geschickt und überall dort eingesetzt, wo Bedarf besteht, also überall denn die Wehrmacht verschlingt millionenfach deutsche Arbeiter. Die tschechischen Arbeiter treffen auf Polen, Belgier, Dänen, Holländer, Norweger, Franzosen und andere.

Diese Politik bleibt übrigens nicht ohne unerwünschte Folgen. In einem der zahlreichen Berichte des RSHA, die auf Heydrichs Schreibtisch landen, ist zu lesen, in den Gebieten des Reiches, in denen Millionen nichtdeutsche Arbeiter beschäftigt sind, werde von sexuellen Beziehungen solcher Arbeiter zu deutschen Frauen erzählt. Es bestehe zunehmend die Gefahr einer biologischen Schwächung. Es gebe immer mehr Beschwerden über junge Frauen deutschen Blutes, die sentimentale Beziehungen zu tschechischen Arbeitern unterhielten.

Ich nehme an, dass Heydrich bei der Lektüre dieses Berichts schmollte. Ihn hat es niemals gestört, wenn sich jemand mit einer Ausländerin im Bett vergnügte. Doch dass sich die rolligen Arie-

rinnen von diesen «Untermenschen» begatten lassen wollen, widert ihn mit Sicherheit an und ist ein weiterer Grund für seine generelle Abneigung Frauen gegenüber. Er ist sich sicher, dass Lina niemals etwas Derartiges täte, nicht einmal, um sich für seine Untreue zu rächen: Lina ist eine waschechte Deutsche, reinen Blutes, adligen Blutes, die sich eher umbrächte, als mit einem Juden, einem Neger, einem Slawen, einem Araber oder einem sonstigen Vertreter einer niederen Rasse zu schlafen. Nicht wie diese läufigen Hündinnen, die es nicht verdient haben, Deutsche zu sein. Er wird sie alle ins Bordell schicken oder, noch besser, in arische Erziehungslager; Zuchtgestüte, in denen die jungen blonden Frauen warten, bis ein Deckhengst der SS sie begattet. Und wehe, sie beschwerten sich darüber.

Ich frage mich, wie die Nazis ihre Doktrin mit der Schönheit der Slawen vereinbarten: Nicht nur, dass man in Osteuropa die schönsten Frauen des Kontinents findet, sie sind zudem häufig blond und haben blaue Augen. Übrigens schien sich Goebbels während seiner Liaison mit Lida Baarová, der wunderschönen tschechischen Schauspielerin, keine Gedanken über ihre Reinrassigkeit gemacht zu haben. Zweifellos dachte er, dass ihre umwerfende Schönheit sie zur Germanisierung befähigte. Wenn man das degenerierte Aussere der meisten nationalsozialistischen Spitzenfunktionäre betrachtet – Goebbels mit seinem Klumpfuss ist das beste Beispiel –, kann man beim Gedanken an die Furcht vor der Schwächung der Rasse, die sie so sehr beschäftigte, eigentlich nur lachen. Heydrich ist natürlich eine andere Geschichte. Er ist kein kleiner dunkelhaariger Knirps, und sein Äusseres ist das Aushängeschild für den wahren Germanen. Glaubte er tatsächlich daran?

Ich denke schon. Wir sind geneigt, zu glauben, was uns schmeichelt und uns passt. Ich denke an Paul Newmans Aussage: «Ohne meine blauen Augen hätte ich nie eine solche Karriere gemacht.» Ich frage mich, ob Heydrich dasselbe dachte.

160

Einmal mehr bin ich zufällig über eine fiktive Geschichte zum Thema Heydrich gestolpert. Diesmal handelt es sich um einen Fernsehfilm, *Vaterland*, nach dem gleichnamigen Roman von Robert Harris. Die Hauptrolle spielt der Holländer Rutger Hauer, unsterblich durch seine Rolle als Replikant in *Blade Runner* von Ridley Scott. In diesem Film spielt er einen SS-Kommandanten der Kripo.

Die Geschichte spielt in den sechziger Jahren. In Deutschland regiert immer noch der Führer. Berlin wurde nach den Plänen Albert Speers wiederaufgebaut; die Stadt vereint Barock, Jugendstil, faschistische Repräsentationsarchitektur und Futuristik. Der Krieg mit Russland dauert an, das restliche Europa befindet sich unter der Herrschaft des Dritten Reiches. Trotzdem herrscht in den Beziehungen zu den Vereinigten Staaten Tauwetter. In den kommenden Tagen soll Kennedy Hitler treffen, um ein historisches Abkommen zu unterzeichnen. Innerhalb der Fiktion dieses Films wurde aber der Vater, Joseph Patrick, zum Präsidenten erwählt und nicht der Sohn, John Fitzgerald. Nun, JFKs Vater verhüllte seine Sympathien gegenüber den Nationalsozialisten nie. Der Film basiert also auf dem Prinzip «Was wäre, wenn ...?». Auf der Grundlage einer Hypothese konstruiert er eine historische Al-

ternative, in diesem Fall den Fortbestand des Hitlerregimes. So etwas nennt man eine Uchronie.

Im vorliegenden Fall entsteht daraus eine Polizeintrige: Einige Nazi-Spitzenfunktionäre werden auf mysteriöse Weise ermordet. Mit Hilfe einer amerikanischen Journalistin, die über Kennedys Besuch berichten wird, entdeckt der SS-Inspektor, gespielt von Rutger Hauer, die Verbindung zwischen den Mordfällen: Bühler, Stuckart, Luther, Neumann, Lange ... nahmen alle an einer geheimnisvollen Versammlung teil, die zwanzig Jahre zuvor, im Januar 1942, stattfand. Sie wurde von Heydrich persönlich am Wannsee organisiert. In den sechziger Jahren wurde Heydrich zum Minister ernannt und ersetzt Göring als Reichsmarschall. Er ist somit mehr oder weniger die Nummer zwei in der Regierung. Um das Abkommen, das er mit Kennedy unterzeichnen soll, nicht zu gefährden, beabsichtigt Hitler, alle Teilnehmer der Versammlung endgültig verschwinden zu lassen. Er will sichergehen, dass seine damaligen Anweisungen niemals ans Licht kommen. An jenem 20. Januar 1942 wurde die Endlösung offiziell von allen in irgendeiner Weise zuständigen Ministern abgesegnet. Unter dem Vorsitz Heydrichs, unterstützt von seinem treuen Referenten für «Judenangelegenheiten» Eichmann, wurde die Ausrottung von elf Millionen Juden durch Vergasen geplant.

Einer der Teilnehmer, Franz Luther, Repräsentant des Ausenministeriums unter Ribbentrop, möchte nicht sterben. Er besitzt unwiderlegbare Beweise für den Genozid an den Juden und beabsichtigt, sie den Amerikanern im Austausch gegen politisches Asyl zu überlassen. Bis dato weiss niemand auf der Welt von dem Genozid: Offiziell wurden die europäischen Juden zwar depor-

tiert, aber in der Ukraine angesiedelt. Deren Nähe zur russischen Front hindert internationale Beobachter effektiv daran, sich vor Ort zu begeben und die Lage zu überprüfen. Kurz bevor Luther ermordet werden soll, kontaktiert er die amerikanische Reporterin. Ihr gelingt es in letzter Minute – als Hitler bereits darauf wartet, Kennedy in grossem Stil zu empfangen –, dem amerikanischen Präsidenten die brisanten Dokumente zuzuspielen. Sofort wird das Treffen zwischen Hitler und Kennedy abgesagt, die USA nehmen den Kampf gegen Deutschland wieder auf, und mit zwanzig Jahren Verspätung stürzt das Dritte Reich schliesslich in sich zusammen.

In dem Film wird die Wannseekonferenz als Geburtsstunde der Endlösung dargestellt. Sicher, die Entscheidung wurde nicht am Wannsee getroffen. Sicher, Heydrichs Einsatzgruppen töteten bereits Hunderttausende an der Ostfront. Doch während der Wannseekonferenz wird der Völkermord offiziell besiegelt. Nun geht es nicht mehr darum, die Aufgabe mehr oder weniger unauffällig (sofern man Tausende Menschen unauffällig umbringen kann) einzelnen Tötungseinheiten zu überlassen, sondern alle politischen und ökonomischen Infrastrukturen des Regimes in den Dienst des Genozids zu stellen.

Die Konferenz selbst dauerte nur knapp zwei Stunden. Zwei Stunden, in denen die juristischen Fragen geklärt werden mussten: Was sollte mit den Halbjuden geschehen? Mit den Vierteljuden? Mit den Juden, die für ihre Dienste im Ersten Weltkrieg ausgezeichnet worden waren? Mit den Juden, die mit einer Deutschen verheiratet sind? Musste man die arischen Witwen dieser Juden entschädigen, indem man ihnen eine Pension zusprach? Wie in allen Versammlungen waren die Entscheidungen, die tatsächlich

getroffen wurden, bereits im Vorfeld entschieden worden. Für Heydrich ging es nur darum, alle Minister des Reiches darüber zu informieren, fortan auf ein einziges Ziel hinzuarbeiten: die physische Vernichtung aller europäischen Juden.

Vor mir liegt Heydrichs Übersicht, die er an die Teilnehmer der Konferenz verteilte und in der die Anzahl der Juden aufgeführt wird, die aus den jeweiligen Ländern «evakuiert» werden sollten. Die Übersicht ist zweigeteilt. Der eine Teil umfasst die Länder des Reiches, darunter Estland, das bereits «judenfrei» sein soll, während das Generalgouvernement (sprich: Polen) noch über zwei Millionen Juden beherbergt. Der zweite Teil vermittelt einen Eindruck davon, welch starker Optimismus Anfang 1942 noch unter den Nazis vorherrschte. Er umfasst die Satellitenstaaten (Slowakei 88'000 Juden, Kroatien 40'000 Juden ...), alliierte (Italien inklusive Sardinien 58'000 Juden ...), aber auch neutrale Staaten (Schweiz 18'000, Schweden 8'000, der europäische Teil der Türkei 55'000, Spanien 6'000 ...) und feindliche Staaten (in Europa gibt es zu jenem Zeitpunkt nur noch zwei: die UdSSR, in die bereits grösstenteils einmarschiert wurde: fünf Millionen Juden, davon in der bereits vollständig okkupierten Ukraine rund drei Millionen. Und England: 330'000 Juden, hier kann von einer Okkupation noch lange nicht die Rede sein). Es war vorgesehen, die Länder entweder mit Überredungskraft oder Gewalt dazu zu bringen, ihre Juden zu deportieren. Die Gesamtsumme unten auf der Seite: mehr als elf Millionen. Die Mission wird mehr als zur Hälfte erfüllt werden.

Eichmann berichtete, was sich nach der Konferenz abgespielt hat. Nachdem die Repräsentanten der Ministerien bereits aufgebrochen waren, blieben nur noch Heydrich und seine zwei engsten

Mitarbeiter, Eichmann selbst und «Gestapo-Müller». Sie begaben sich in einen kleinen Salon mit eleganter Holzvertäfelung; Heydrich schenkte sich einen Cognac ein und nippte daran, während er der klassischen Musik lauschte (Schubert, glaube ich). Dazu schmauchten die drei Herren Zigarren. Eichmann erzählte, Heydrich sei in Hochstimmung gewesen.

161

Gestern ist Raoul Hilberg gestorben. Er galt als Vorreiter der «Funktionalisten», jener Historiker, die glauben, dass die Ausrottung der Juden nicht von vornherein geplant war, sondern vielmehr von den Umständen diktiert wurde, wohingegen die «Intentionalisten» davon ausgehen, dass das Projekt von Anfang an eindeutig feststand, das heisst, ungefähr seit *Mein Kampf im Jahr* 1924 verfasst wurde.

Anlässlich seines Todes veröffentlicht *Le Monde* Ausschnitte aus einem Interview, das er 1994 gab und in dem sich die groben Züge seiner Theorie wiederfinden:

«Ich denke, dass die Deutschen zu Beginn nicht wussten, was sie tun würden. Es war, als steuerten sie einen Zug, der allgemein der Richtung einer zunehmenden Brutalität gegenüber den Juden folgte, dessen endgültiges Ziel aber nicht feststand. Vergessen wir nicht, dass der Nationalsozialismus weniger eine Partei als vielmehr eine Bewegung war, die immer nach vorne steuern musste, ohne jemals anzuhalten. Die deutschen Bürokraten wurden mit einer noch nie da gewesenen Aufgabe konfrontiert und wussten

nicht, was sie tun sollten: An diesem Punkt kommt die Rolle Hitlers zum Tragen. Es bedurfte einer Person an der Spitze, die den von Natur aus konservativen Bürokraten grünes Licht erteilte.»

Eins der Hauptargumente der Intentionalisten bildet folgender Satz Hitlers, den er während einer Reichstagsrede im Januar 1939 äusserte: «Wenn es dem internationalen Finanzjudentum in- und ausserhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa.» Umgekehrt ist einer der aufschlussreichsten Hinweise, der den Funktionalisten recht zu geben scheint, dass die Nazis über einen längeren Zeitraum tatsächlich nach Gebieten suchten, in die sie die Juden deportieren könnten: Madagaskar, das Eismeer, Sibirien, Palästina – Eichmann traf sich sogar mehrmals mit militanten Zionisten. Doch die Kriegswirren sollen sie dazu gebracht haben, all diese Projekte fallenzulassen. Insbesondere der Transport der Juden nach Madagaskar konnte nicht angegangen werden, solange man keine Seehoheit hatte, das heisst, solange der Krieg mit Grossbritannien andauerte. Angeblich hat die Kriegswendung im Osten die Suche nach radikalen Lösungen beschleunigt. Auch wenn sie es nicht zugaben, wussten die Nazis, dass ihre Eroberungen im Osten alles andere als sicher waren und der heldenhafte sowjetische Widerstand Anlass zur Sorge gab. Selbst wenn man nicht das Schlimmste befürchtete, denn 1942 konnte sich noch niemand vorstellen, dass die Rote Armee in Deutschland einmarschieren und bis nach Berlin vordringen würde, bangte man zumindest um die bereits eroberten Gebiete. Es musste also schnell gehandelt werden.

Und somit nahm die Judenfrage nach und nach eine industrielle Dimension an.

162

Ein Güterzug kommt mit einem endlosen Quietschen zum Stehen. Am Gleisende befindet sich ein Gittertor, das von einem Turm überragt und von zwei Gebäudeflügeln aus braunem Stein flankiert wird. Am Himmel ist das Krächzen der Raben zu hören. Das Tor öffnet sich. Man betritt Auschwitz.

163

Heute Morgen erreicht Heydrich ein Brief von Himmler, in dem er darüber wettet, dass fünfhundert junge Deutsche von der Polizei in Hamburg festgenommen wurden, weil sie dem Swing gefrönt hatten, diesem affenartigen ausländischen Tanz, zu dem man Negermusik hört:

«Ich bin dagegen, dass wir hier nur halbe Massnahmen treffen. Alle Rädelsführer sind in ein Konzentrationslager einzuweisen. Dort muss die Jugend zunächst einmal Prügel bekommen. Der Aufenthalt im Konzentrationslager muss ein längerer, zwei bis drei Jahre, sein. Es muss klar sein, dass sie nie wieder studieren dürfen. Nur wenn wir brutal durchgreifen, werden wir ein gefährliches Umsichgreifen dieser anglophilen Tendenzen vermeiden können.»

Heydrich wird fünfzig von ihnen tatsächlich deportieren lassen. Nur weil der Führer ihm die historische Aufgabe zuteilwerden liess, alle Juden, bis auf den letzten, aus Europa zu vertreiben, wird er seine kleineren Aufträge nicht vernachlässigen.

164

Eintrag aus Goebbels' Tagebuch vom 21. Januar 1942:

«Heydrich hat nun seine neue Protektoratsregierung eingerichtet. Hácha hat die von ihm gewünschte Solidaritätserklärung mit dem Reich abgegeben. Die Politik, die Heydrich im Protektorat betrieben hat, ist als geradezu vorbildlich anzusprechen. Er ist der dortigen Krise mit Leichtigkeit Herr geworden, und die Folge davon ist, dass sich das Protektorat augenblicklich in der besten Stimmung befindet, sehr im Gegensatz zu anderen besetzten und angeschlossenen Gebieten.»

Wie jeden Tag gibt sich Hitler endlosen Monologen hin und donnert seiner fügsam schweigenden Zuhörerschaft seine politischen Analysen entgegen. Während seines unkontrollierten Redeflusses erwähnt er auch die Situation im Protektorat: Neurath habe sich von den Tschechen völlig an der Nase herumführen lassen. Wenn

diese Regierungsweise weitere sechs Monate andauere, werde die Produktion um fünfundzwanzig Prozent zurückgehen. Weiter führt er aus:

«Der Tscheche ist von allen Slawen der gefährlichste, weil er fleissig ist. Er hat Disziplin, hat Ordnung [...]. Hinter einer gewissen Loyalität weiss er seine Pläne zu verbergen. Sie werden jetzt arbeiten, weil sie wissen, dass wir unbarmherzig und brutal sind.»

Es ist seine Art, mitzuteilen, dass er mit Heydrichs Arbeit sehr zufrieden ist.

166

Kurze Zeit darauf empfängt Hitler Heydrich in Berlin. Heydrich findet sich also in Gegenwart von Hitler wieder oder umgekehrt. Hitler schwadroniert, man könne das Tschechenproblem nur mit einer geradlinigen Politik in den Griff bekommen. Ein Grossteil der Tschechen sei germanischen Ursprungs und somit möglicherweise rückdeutschungsfähig.

Auch damit will er wieder ausdrücken, dass er die Arbeit seines Mitarbeiters gutheisst. Er weiss Heydrich ganz besonders zu schätzen – in ähnlichem Masse wie Speer, allerdings auf eine ganz andere Weise.

Mit Speer kann er über andere Sachen sprechen als über Politik, Krieg und die Juden. Er diskutiert mit ihm über Musik, Malerei, Literatur und verleiht mit seiner Hilfe Germania, dem zukünftigen Berlin, Gestalt. Gemeinsam haben sie die Pläne dafür gezeichnet, und seinem genialen Architekten obliegt die Aufgabe,

sie aus der Erde spriessen zu lassen. Bei Speer kann Hitler frische Luft tanken. Er bietet ihm Zerstreung, ist sein Fenster zu einer Welt ausserhalb des nationalsozialistischen Labyrinths, das er geschaffen hat und in dem er abgeschottet lebt. Natürlich ist Speer hundertprozentig linientreu und widmet sich voll und ganz der Sache. Seit seiner zusätzlichen Ernennung zum Rüstungsminister bringt Hitlers offizieller Architekt seine Intelligenz und sein ganzes Talent in die Reorganisation der Industrie ein. Seine Loyalität und Effizienz sind über jeden Zweifel erhaben. Doch Hitler bevorzugt ihn nicht aus diesem Grund. Was die Loyalität angeht, ist Himmler, sein «treuer Heinrich», unschlagbar. Und was die Effizienz angeht, zweifellos ebenfalls ... Doch Speer hat einfach mehr Klasse, ist in allen Situationen weltgewandt. Andererseits ist er einer von jenen Intellektuellen, die Hitler, der verhinderte Künstler und ehemalige Münchner Stadtstreicher, eigentlich verabscheuen müsste. Doch Speer gibt ihm etwas, das er zuvor von niemandem bekommen hat: die Freundschaft und Bewunderung eines brillanten Mannes, dessen soziale Ungezwungenheit ihm ermöglicht, in seiner Gegenwart als ebenso brillant und weltgewandt wahrgenommen zu werden.

Die Gründe, aus denen Hitler Heydrich zugetan ist, sind ganz offensichtlich andere, sogar entgegengesetzte. So wie Speer die Elite der «normalen» Welt verkörpert, der Hitler niemals angehörte, ist Heydrich der Prototyp des perfekten Nationalsozialisten: gross, blond, grausam, absolut obrigkeitshörig und von mörderischer Effizienz. Die Ironie des Schicksals will es, dass laut Himmler jüdisches Blut in seinen Adern fliesst. Doch die offenkundige Härte, mit der er gegen diesen verderbten Teil seiner selbst erfolg-

reich ankämpft, beweist in Hitlers Augen, dass sein arisches Wesen über das jüdische triumphiert. Und sollte Hitler tatsächlich glauben, dass Heydrich jüdische Wurzeln besitzt, dürfte es für ihn umso genussvoller sein, ihn zum Todesengel des israelischen Volkes zu machen, indem er ihm die Verantwortung für die Endlösung anvertraut.

167

Ich kenne diese Bilder gut: Himmler und Heydrich in Zivilkleidung mit dem Führer auf der Terrasse seines Adlerhorsts, dem Berghof, einem gigantischen Luxusbunker in den bayerischen Alpen. Ich wusste jedoch nicht, dass Hitlers Mätresse diese Treffen auf Film festhielt. Das erfahre ich anlässlich eines «Eva-Braun-Abends» auf einem Privatsender. Ich bin in Feierlaune. Ich möchte so weit wie möglich ins Privatleben meiner Figuren eindringen. Freudig folge ich den Bildern – der grosse blonde habichtsnasige Heydrich wird von Hitler empfangen, überragt jeden seiner Gesprächspartner um einen Kopf, er lächelt und wirkt gelöst in seinem beigefarbenen Anzug mit zu kurzen Ärmeln. Doch es gibt keinen Ton dazu, was natürlich sehr frustrierend ist. Die Produzenten der Dokumentation über Eva Braun haben sich aber etwas Pfiffiges einfallen lassen: Sie beauftragten Spezialisten damit, von den Lippen abzulesen. Und somit wurde enthüllt, was Himmler Heydrich vor der Steinmauer, hinter der das sonnendurchflutete Tal zu sehen ist, anvertraute: «Nichts darf uns von unserer Aufgabe abbringen.» Nun gut. Zumindest weiss ich jetzt, dass sie kon-

sequent an ihren Ideen festhielten. Ich bin zugleich leicht enttäuscht und zufrieden. Immerhin, besser als nichts. Und was hatte ich eigentlich erwartet? Er wird kaum gesagt haben: «Wissen Sie, Heydrich, ich glaube, der kleine Lee Harvey Oswald würde einen grossartigen Rekruten abgeben.»

168

Trotz des zunehmenden Gewichts seiner enormen Verantwortlichkeiten in der Organisation der Endlösung vernachlässigt Heydrich die inneren Angelegenheiten im Protektorat nicht. In jenem Januar 1942 findet er die Zeit, eine Reorganisation innerhalb der tschechischen Regierung zu beschliessen, was er seit seiner aufsehenerregenden Ankunft in Prag im September vor sich hergeschoben hat. Am Vorabend der Wannseekonferenz, also am 19., ernennt er einen neuen Premierminister, doch das ist von keinerlei Bedeutung, da der Posten keine reale Funktion besitzt. Die beiden Schlüsselpositionen der Marionettenregierung haben das Wirtschaftsministerium, das einem Deutschen anvertraut wurde, dessen Name innerhalb meiner Geschichte keine Rolle spielt, und das Erziehungsministerium unter Emanuel Moravec inne. Indem er einen Deutschen zum Wirtschaftsminister ernennt, macht Heydrich Deutsch als Arbeitssprache in Regierungskreisen zur Pflicht. Mit Moravec an der Spitze des Erziehungsministeriums kann er sich der Dienste eines Mannes gewiss sein, dessen hervorragende Veranlagung zur Kollaboration er bereits schätzen gelernt hat. Die beiden Ministerien vereint ein gemeinsames Ziel: die industrielle

Produktion, die den Anforderungen des Reiches gerecht wird, zu erhalten und weiterzuentwickeln. Um das zu erreichen, ist die Aufgabe des Wirtschaftsministers, alle tschechischen Unternehmen in den Dienst des deutschen Krieges zu stellen. Moravcs Rolle besteht laut Eigenaussage darin, ein Erziehungssystem zu erschaffen, das ausschliesslich auf die Ausbildung von Arbeitskräften abzielt. Infolgedessen werden die tschechischen Kinder unter dem Deckmantel der Ausbildung nur das vermittelt bekommen, was für ihr zukünftiges Arbeitsleben essenziell ist, in erster Linie handwerkliche Kenntnisse, und dazu eine minimale Einweisung in die Technik.

Am 4. Februar 1942 hält Heydrich folgende Grundsatzrede, die mich insbesondere interessiert, weil sie den ehrenwerten Berufsstand betrifft, dem ich angehöre:

«Da ist es wesentlich, zunächst einmal hineinzuschlagen in die tschechische Lehrerschaft, die hier das Ausbildungskorps der Opposition ist für die tschechische Regierung. Hier müssen wir ganz klar hineinhauen und im Übrigen im Zusammenhang damit einen Abbau der tschechischen höheren Schulen vornehmen. Dann wird ohne Zweifel die tschechische Jugend irgendwo gesammelt werden müssen in einer Form, die eine Erziehung ausserhalb der Schule ermöglicht, die ermöglicht, besonders da man ja nicht alle tschechischen Lehrer einsperren kann, sie aus der Atmosphäre herauszuholen. Das geht ohne Zweifel bei der tschechischen Einstellung zu diesen Dingen wohl am besten auf dem Gebiet des Sportes. Wir werden also auf dem Gebiet der Leibeserziehung und des Sportes im völligen Einklang mit der deutschen Reichsjugendführung, der Partei, hier Wege gehen, die ganz klar durchge-

dacht werden und die dann einen klaren Weg gehen. Ich glaube, dass das Dinge sind, die nun versucht werden müssen, um eine Umformung, eine Umerziehung, eine Erziehung überhaupt zu ermöglichen ...»

Was für ein Programm, ich muss schon sagen!

Nachdem die tschechischen Universitäten im November 1939 aufgrund aufrührerischer politischer Tendenzen für drei Jahre geschlossen wurden, wird eine Wiedereröffnung ganz offensichtlich nicht einmal in Betracht gezogen. Es obliegt Moravec, einen Grund zu finden, die Schliessung über die drei Jahre hinaus zu verlängern.

Die Rede verleitet mich zu drei Anmerkungen:

1. In Tschechien wie auch andernorts wird die Lehre der nationalen Bildung nie so schlecht verteidigt wie durch ihren Minister. Der ursprünglich überzeugte Antinationalsozialist Emanuel Moravec wurde nach München zum aktivsten Kollaborateur der von Heydrich ernannten tschechischen Regierung und zum Gesprächspartner, den die Deutschen privilegiert behandeln, ganz im Gegensatz zu Emil Hacha, ihrem vertrottelten Expräsidenten. Die Bücher über die lokale Geschichte bezeichnen ihn gern als den «tschechischen Quisling», nach dem berühmtesten norwegischen Kollaborateur Vidkun Quisling, dessen Familienname durch Antonomasie seitdem in der überwiegenden Zahl europäischer Sprachen gleichbedeutend mit «Kollaborateur» ist.
2. Die Ehre der nationalen Erziehung wird in Wirklichkeit von den Lehrkräften verteidigt, die, wie immer man sonst zu ihnen stehen mag, als subversive Elemente gelten und dafür in Ehren gehalten werden sollten.
3. Der Sport ist trotzdem eine schöne faschistische Schweinerei.

Emeut stossen wir an die Grenzen dieser Gattung. Kein normaler Roman würde sich mit drei Personen gleichen Namens Überfrachten, es sei denn, es sollte ein ganz spezieller Effekt erzielt werden. Nun, ich muss sie alle einbinden, Oberst Moravec, das wertvolle Oberhaupt der tschechischen Geheimdienste in London; die Familie Moravec mit ihrem heldenhaften Engagement in der inneren Widerstandsbewegung, Emanuel Moravec, den schändlichen Minister und Kollaborateur. Kapitän Vaclav Morávek, den Chef des Widerstandsnetzes «Tri králové», gar nicht mitgerechnet. Diese unglückliche Namensgleichheit dürfte den Leser gehörig durcheinanderbringen. Eine fiktionale Geschichte hätte schnell Ordnung in all das gebracht, hätte Oberst Moravec beispielsweise in Oberst Novak verwandelt, aus Familie Moravec würde Familie Svigar, warum auch nicht, oder der Verräter bekäme einen Phantasienamen, Nutella, Kodak, Prada, was weiss ich? Natürlich habe ich das nicht vor. Mein einziges Zugeständnis an den Leser besteht darin, die Eigennamen nicht zu deklinieren: Wo die weibliche Form von Moravec eigentlich Moravcová lauten müsste, behalte ich die Grundform für die Bezeichnung der Tante Moravec bei, um der ersten Komplikation (Namensgleichheit der realen Personen) nicht noch eine zweite hinzuzufügen (die weibliche Deklination oder die Pluralformen der slawischen Sprachen). Ich schreibe schliesslich keinen russischen Roman. Ausserdem bleibt in den französischen Übersetzungen von *Krieg und Frieden* Natacha Rostova auch ganz einfach Natacha Rostov.

Eintrag aus Goebbels' Tagebuch vom 6. Februar 1942:

«Gregory hält mir Vortrag über das Protektorat. Die Stimmung dort ist sehr gut. Heydrich hat blendend gearbeitet, politisch klug und umsichtig, sodass hier von einer Krise nicht mehr gesprochen werden kann. Im Übrigen möchte Heydrich Gregory durch einen SS-Führer ersetzen. Ich lehne das ab. Gregory kennt das Protektorat und vor allem die tschechische Bevölkerung ausgezeichnet, und die Personalpolitik, die Heydrich betreibt, ist nicht immer sehr klug, vor allem nicht immer sehr bestimmt. Ich werde deshalb an Gregory festhalten.»

Wer um alles in der Welt ist dieser Gregory? Ich habe nicht die leiseste Ahnung. Und damit mir nicht jemand meine vorgebliche Lässigkeit ankreidet: Ich habe gesucht!

Eintrag aus Goebbels' Tagebuch vom 15. Februar 1942:

«Ich habe mit Heydrich eine ausgedehnte Aussprache über die Lage im Protektorat. Die Stimmung hat sich dort sehr gefestigt. Die Massnahmen Heydrichs wirken sich gut aus. Allerdings stehen die Intelligenzkreise uns noch immer feindlich gegenüber. Aber man muss sich ihnen gegenüber das Volk zum Bundesgenossen machen. Jedenfalls ist die Gefahr, die seitens des Tschechentums der deutschen Sicherheit im Protektorat drohte, gänzlich überwunden. Heydrich operiert erfolgreich. Er spielt mit den

Tschechen Katze und Maus, und sie schlucken alles, was er ihnen vorlegt. Er hat eine Reihe ausserordentlich populärer Massnahmen getroffen, darunter an erster Stelle die fast vollkommene Überwindung des Schwarzhandels. Es ist übrigens bezeichnend, wie viel durch seinen Kampf gegen den Schwarzhandel noch an Lebensmittelvorräten aus dem Volke herausgeholt worden ist. Er verfolgt die Politik der allmählichen Eindeutschung eines grossen Teils der Tschechen. Er geht hier mit äusserster Vorsicht zu Werke, wird aber zweifellos auf die Dauer beachtliche Erfolge erringen. Die Slawen, das betont er, können nicht erzogen werden, so wie man ein germanisches Volk erzieht, man muss sie brechen oder ständig beugen. Er verfolgt augenblicklich den zweiten Weg, und zwar mit Erfolg. Unsere Aufgabe im Protektorat liegt ganz klar. Neurath hat sie vollkommen verkannt, und daraus ist überhaupt erst die Krise in Prag entstanden.

Im Übrigen ist Heydrich an der Arbeit, den Sicherheitsdienst für die ganzen besetzten Gebiete auszubauen. Die Wehrmacht hat ihm hier eine Menge von Schwierigkeiten gemacht. Diese Schwierigkeiten aber lassen sich, je länger die Entwicklung fortschreitet und je unfähiger sich die Wehrmacht erweist, mit diesen Problemen fertig zu werden, überwinden.

Im Übrigen hat auch Heydrich seine Erfahrungen mit bestimmten Teilen der Wehrmacht gemacht. Sie sind für eine nationalsozialistische Politik und Kriegsführung nicht geeignet, von der Volksführung verstehen sie erst recht nichts.»

Am 16. Februar übermittelt Leutnant Bartos, Anführer der Operation «Silver A», der mit seiner Gruppe in derselben Nacht wie Gabčík und Kubis per Fallschirm abgesetzt wurde, über den Sender «Libuše» eine Nachricht mit Anweisungen nach London. Sie gibt uns einen deutlichen Einblick in die Schwierigkeiten, mit denen die Fallschirmspringer in ihrem Leben im Untergrund konfrontiert waren:

«Statten Sie die Gruppen, die Sie aussenden, grosszügig mit Geld aus und kleiden Sie sie angemessen ein. Eine kleinkalibrige Pistole und eine Aktentasche (hier schwer zu bekommen) sind äusserst angemessen. Das Gift soll in einem kleinen Röhrchen mitgeführt werden. Lassen Sie die Gruppen, wenn möglich, über einer anderen Region abspringen als dort, wo sich ihr Ziel befindet. Das erschwert die Recherchen der deutschen Sicherheitsdienste. Die grösste Schwierigkeit vor Ort besteht darin, eine Arbeit zu finden. Niemand wird jemanden ohne Arbeitserlaubnis einstellen. Wer eine besitzt, bekommt vom Arbeitsamt einen Posten zugewiesen. Die Gefahr der Zwangsarbeit ist im Frühling besonders hoch, daher kann man keine grosse Anzahl Untergrundkämpfer einsetzen, ohne sie dem Risiko auszusetzen, das ganze System zu enttarnen. Deshalb halte ich es für vorteilhafter, soweit möglich auf diejenigen zurückzugreifen, die bereits vor Ort sind, und die Ankunft neuer Männer auf ein unerlässliches Mindestmass zu reduzieren. Unterzeichnet: Ice.»

Eintrag aus Goebbels' Tagebuch vom 26. Februar 1942:

«Heydrich gibt mir einen ausführlichen Bericht über die Lage im Protektorat. Sie hat sich nicht wesentlich geändert. Aber aus diesem Bericht kann man unschwer entnehmen, dass die Taktik Heydrichs die richtige ist. Er exerziert mit den tschechischen Ministern, als wenn sie seine Untergebenen wären. Hácha stellt sich vollkommen für die neue Politik Heydrichs zur Verfügung. Man braucht bezüglich des Protektorats im Augenblick keine Sorge zu haben.»

Heydrich lässt die Kunst nicht zu kurz kommen. Im März organisiert er das grösste Kulturereignis seiner Regentschaft: eine Ausstellung mit dem Titel «Das Sowjet-Paradies», die er in grossem Stil gemeinsam mit dem schändlichen Frank einweihet, in Gegenwart des alten Präsidenten Hácha und seines niederträchtigen Minister-Kollaborateurs Emanuel Moravec.

Ich weiss nicht genau, wie die Ausstellung aussah, aber die Idee dahinter war, die Sowjetunion als ein Land von Barbaren darzustellen, unterentwickelt, mit vollkommen jämmerlichen Lebensbedingungen, und zugleich den durch und durch perversen Charakter des Bolschewismus aufzuzeigen. Bei dieser Gelegenheit werden auch die Siege der Deutschen an der Ostfront gefeiert und die Panzer und Militärausrüstung, die dort erbeutet wurden, wie Trophäen vorgeführt.

Die Ausstellung läuft über vier Wochen, sie zieht eine halbe Million Besucher an, darunter Gabčík und Kubis. Es ist zweifellos das erste und einzige Mal, dass die beiden einen sowjetischen Panzer zu Gesicht bekommen.

175

Zu Anfang schien es mir, als sei die Geschichte leicht erzählt. Zwei Männer sollen einen dritten töten. Es gelingt ihnen oder auch nicht, und das war's, oder zumindest beinahe. Alle anderen, so dachte ich, seien nur Phantome, die sich elegant in das Bühnenbild der Geschichte einfügen. Man muss sich auch um diese Phantome kümmern, was grosse Sorgfalt erfordert, das wusste ich. Was ich nicht wusste, obwohl ich es hätte ahnen müssen: Ein Phantom wird immer von dem Ziel getrieben, wieder lebendig zu werden. Von mir aus herzlich gerne, doch ich muss mich an die Erfordernisse meiner Geschichte halten, ich kann dieser unaufhörlich wachsenden Schattenarmee nicht den Platz einräumen, den ich ihr gerne gäbe. Diese Schattenmenschen verfolgen mich – vermutlich aus Rache für die mangelnde Aufmerksamkeit, die ich ihnen zuteilwerden lasse.

Doch das ist noch nicht alles.

Pardubice ist eine Stadt in Ostböhmen, die von der Elbe durchzogen wird. Die Einwohnerzahl beträgt etwa 90'000, es gibt einen hübschen Hauptplatz und prächtige Renaissancegebäude. Von dort stammt Dominik Hasek, der mythische Torhüter, einer der grossartigsten Eishockeyspieler aller Zeiten.

Es gibt ein recht schickes Hotel-Restaurant namens Vaselka. Wie jeden Abend ist es gerammelt voll mit Deutschen. An den Tischen der Gestapo-Männer geht es geräuschvoll zu; sie haben gut gegessen und getrunken und rufen nach dem Kellner. Dienst-eifrig eilt der tadellos gekleidete Mann herbei. Vor meinem inneren Auge sehe ich, wie sie Brandy bestellen. Der Kellner nimmt die Bestellung auf. Einer der Deutschen führt eine Zigarette zum Mund. Sofort holt der Kellner ein Feuerzeug hervor und gibt dem Deutschen mit einer leichten Verbeugung Feuer.

Der Kellner ist ausgesprochen hübsch. Er wurde erst vor kurzem eingestellt. Er ist jung, fröhlich, hat strahlende Augen, einen offenen Blick und markante, aber schön geschnittene Gesichtszüge. Hier in Pardubice hört er auf den Namen Mirek Sole. Es gibt keinen offensichtlichen Grund, aus dem einem der Kellner verdächtig erscheinen sollte. Doch die Gestapo hält ihn trotzdem für verdächtig.

Eines schönen Morgens wird der Hotelbetreiber von der Gestapo vorgeladen. Man verlangt Informationen über Mirek Sole: woher er kommt, mit wem er sich trifft, ob er sich ab und zu entfernt und wohin er dann geht. Der Hotelbetreiber antwortet, Sole komme aus Ostrava, wo sein Vater ein Hotel leite. Die Polizeibeamten heben den Telefonhörer ab und rufen in Ostrava an. Dort hat noch nie jemand von einem Hotel namens Sole gehört. Daraufhin bestellt die Gestapo von Pardubice den Betreiber des Vaselka erneut zu sich, diesmal soll Sole mitkommen. Doch der Hotelbetreiber kommt allein. Er erklärt, er habe seinen Kellner entlassen, weil dieser Geschirr zerbrochen habe. Die Gestapo lässt ihn laufen, will ihn aber überwachen. Doch Mirek Sole bleibt für immer verschwunden.

Alle Fallschirmspringer, die im Protektorat eingesetzt werden, verwenden eine unüberschaubare Anzahl falscher Identitäten. Miroslav Sole war eine davon. Demjenigen, der diese Identität benutzte, muss nun die Aufmerksamkeit gewidmet werden, die seiner Rolle in der Geschichte angemessen ist. Sein wahrer Name lautet Josef Valčík, und diesen Namen sollte man sich im Gegensatz zu Mirek Sole merken. Valčík ist also der hübsche 27-jährige Mann, der in Pardubice als Kellner arbeitete. Jetzt ist er auf der Flucht und versucht, nach Mähren zu gelangen, um bei seinen Eltern Unterschlupf zu finden. Valčík ist wie Kubis Mähre, doch das ist nicht ihr grösster gemeinsamer Nenner. Unteroffizier Valčík war in der gleichen Halifax, aus der Gabčík und Kubis in der Nacht vom 28. Dezember absprangen, gehörte aber einer anderen Gruppe an. Ihr Codename lautete «Silver A». Ihre Aufgabe bestand darin, mit einem Sender, Codename «Libuše», abgesetzt zu werden und den Kontakt zwischen London und A54, dem deutschen Superspion mit den unschätzbar wertvollen Informationen, wieder herzustellen – mit Morávek (mit *k*) als Mittelsmann, dem letzten der Drei Könige und Chef des Widerstandsnetzwerks mit abgetrenntem Finger.

Offenbar funktionierte nichts wie vorgesehen. Valčík wurde während des Absprungs von den anderen getrennt und sah sich mit grössten Schwierigkeiten konfrontiert, den Sender zu bergen: Nach dem Versuch, ihn auf einem Schlitten zu transportieren, gelangte er schliesslich mit dem Taxi nach Pardubice, wo ihm vor Ort stationierte Agenten die Stelle als Kellner besorgten: eine ex-

zellente Tarnung. Die Tatsache, dass der Ort von Deutschen frequentiert wurde, entsprach seinem Sinn für Ironie.

Jetzt ist seine schöne Deckung aufgefliegen, was schade ist. Andererseits zwingt es ihn dazu, sich nach Prag zu begeben, wo die anderen Fallschirmspringer und sein Schicksal auf ihn warten.

Wäre meine Geschichte ein Roman, gäbe es keinerlei Notwendigkeit für diese Person. Im Gegenteil: Sie fiel mir eher zur Last, stünde sie doch in Konkurrenz zu den beiden Helden, besonders weil sich Valčík als ebenso fröhlich, optimistisch, mutig und sympathisch erweisen wird wie Gabčík und Kubis. Doch es obliegt nicht mir zu entscheiden, was für die Operation «Anthropoid» notwendig ist. Und die Operation «Anthropoid» wird einen Späher brauchen.

177

Die beiden Männer kennen sich, sind Freunde seit der Zeit in England, wo sie an derselben Ausbildung der Spezialeinheiten des SOE teilnahmen, vielleicht sogar noch aus Frankreich, wo sie sich in der Fremdenlegion getroffen haben könnten oder in einer der Divisionen der tschechoslowakischen Befreiungsarmee, wo sie auf der Seite der Franzosen kämpften. Beide haben den gleichen Vornamen. Doch als sie sich mit unverkennbarer Freude energisch die Hand schütteln, stellen sie sich einander vor:

«Hallo, ich bin Zdenek.»

«Hallo, ich bin auch Zdenek!»

Sie lächeln über den Zufall. Jozef Gabčik und Josef Valčík stellen fest, dass ihnen per London derselbe falsche Vorname zugeteilt wurde. Wäre ich paranoid oder egozentrisch, nähme ich an, dass London das absichtlich gemacht hat, um die Verwirrung innerhalb meiner Erzählung noch zu vergrössern. Wie dem auch sei, es ist überhaupt nicht wichtig, da beide bei jedem Gesprächspartner einen anderen Namen verwenden. Ich habe einmal leicht spöttisch angemerkt, wie leichtfertig offenherzig Gabčik und Kubis manchmal über ihre Mission sprachen, doch im entscheidenden Moment konnten sie peinlich genau sein – und sie mussten ausgesprochen professionell sein, um sich zurechtzufinden und um im Gedächtnis zu behalten, welche Identität sie bei welchem Gesprächspartner anzunehmen hatten.

Unter den Fallschirmspringern ist es natürlich anders, und wenn sich Valčík und Gabčik einander vorstellen, als träfen sie sich zum ersten Mal, dient das nur dem Zweck, dass jeder von ihnen weiss, wie der andere genannt wird oder, da dies ja variabel ist, welcher Vorname auf dem Satz falscher Papiere angegeben ist, den er momentan benutzt.

«Wohnst du bei der Tante?»

«Ja, aber ich werde bald umziehen. Wo kann ich dich erreichen?»

«Hinterlasse eine Nachricht beim Hausmeister, er ist vertrauenswürdig. Bitte ihn, seine Schlüsselsammlung ansehen zu dürfen, dann vertraut er dir. Das Passwort lautet: ‚Jan‘.»

«Das hat die Tante mir gesagt, aber ... ‚Jan‘, so wie Jan?»

«Nein, er nennt sich hier Ota, das ist nur Zufall.»

«Ach so, gut.»

Diese Szene ist nicht besonders nützlich, ausserdem habe ich sie praktisch erfunden. Ich glaube nicht, dass ich sie behalten werde.

Mit Valčiks Ankunft in Prag sind es zehn Fallschirmspringer, die momentan durch die Stadt streifen. Theoretisch verfolgt jeder die Mission, für die seine Gruppe ausgesandt wurde. Aus Sicherheitsgründen ist es wünschenswert, dass die Gruppen so wenig wie möglich untereinander kommunizieren. Sollte einer gefasst werden, reisst er die anderen nicht mit sich ins Verderben. In der Praxis ist das jedoch so gut wie unmöglich. Es gibt nur eine begrenzte Anzahl von Unterkünften, in denen die Fallschirmspringer Unterschlupf finden können, und vorsichtshalber müssen sie so oft wie möglich umziehen. Sobald eine Gruppe Fallschirmspringer ihren Unterschlupf verlässt, sucht eine andere diese Adresse auf, sodass sich die Mitglieder aller Gruppen mehr oder weniger regelmässig über den Weg laufen.

Besonders in der Wohnung der Familie Moravec geht so ziemlich jeder Fallschirmspringer, der sich in Prag befindet, ein und aus. Der Vater stellt keine Fragen; die Mutter, die sie liebevoll «die Tante» nennen, backt für sie Kuchen; Ata, der Sohn, erstarrt beinahe vor Ehrfurcht vor den mysteriösen Männern, die Pistolen im Ärmel versteckt halten.

Als Folge dieses Balletts nähert sich Valčik, der ursprünglich zu «Silver A» gehörte, schnell der Gruppe «Anthropoid» an. Kurz

darauf hilft er Gabčik und Kubis bei der Standortbestimmung.

Als weitere Folge lernt Karel Curda der Gruppe «Out Distance» so ziemlich jeden kennen: die Fallschirmspringer und diejenigen, bei denen sie unterkommen – jede Menge Namen, die man verraten kann. Jede Menge Adressen, die man preisgeben kann.

179

«Ich liebe Kundera, trotzdem gefällt mir sein Roman, der in Paris spielt, weniger. Weil er dort nicht so recht in seinem Element ist. Als trüge er eine sehr schöne Jacke, die ihm entweder eine halbe Grösse zu gross oder zu klein ist (lacht). Mir erscheint es glaubwürdiger, wenn Milos und Pavel durch Prag spazieren.»

Das waren Marjane Satrapis Worte in einem Interview, das sie *Inrocks* anlässlich des Erscheinens des wunderschönen Films *Persopolis* gab. Beim Lesen wird mir leicht mulmig zumute. Ich erzähle der jungen Frau, bei der ich die Zeitschrift durchblättere, von meinen Bedenken, und sie beruhigt mich: «Ja, aber du warst doch in Prag, du hast dort gelebt, du liebst diese Stadt.» Schon, aber das Gleiche gilt für Kundera und Paris. Ausserdem fugt Marjane Satrapi hinzu: «Selbst wenn ich noch zwanzig Jahre in Frankreich leben würde, bin ich hier nicht geboren. In meinen Werken wird immer ein bisschen Iran mitschwingen. Natürlich liebe ich Rimbaud, aber Omar Khayam (Anmerkung der Redaktion: ein persischer Poet und Gelehrter aus dem 12. Jahrhundert) wird mich

doch immer mehr ansprechen.» Seltsam, ich habe mich nie auf diese Weise mit dem Problem beschäftigt. Spricht Desnos mich mehr an als Nezval? Ich weiss es nicht. Ich glaube nicht, dass mich Flaubert, Camus oder Aragon mehr ansprechen als Kafka, Hasek oder Holan. Das Gleiche gilt übrigens für Garcia Marquez, Hemingway oder Anatoli Rybakov. Wird Marjane Satrapi spüren, dass ich nicht in Prag aufgewachsen bin? Wird sie mir keinen Glauben schenken, wenn der Mercedes in der Kurve auftaucht? Sie sagt weiterhin: «Lubitsch mag sich zwar in Hollywood als Filmmacher etabliert haben, trotzdem ging es ihm immer darum, Europa neu zu erfinden, neu zu gestalten, ein Europa der osteuropäischen Juden. Auch wenn seine Filme in den USA spielen, findet die Handlung für mich in Wien oder Budapest statt. Und das ist auch besser so.» Wird sie also den Eindruck haben, meine Erzählung spiele in Paris, wo ich geboren wurde, und nicht in Prag, nach dem sich doch mein ganzes Wesen sehnt? Werden vor ihrem inneren Auge Bilder der Pariser Vororte vorbeiziehen, während ich den Mercedes bis zu jener Kurve in der Prager Vorstadt Holešovice dirigiere, in die Nähe der Brücke, die zum Stadtteil Troja führt?

Nein, meine Geschichte beginnt in einer Stadt im Norden Deutschlands, spielt in Kiel, München und Berlin, verlagert sich dann in die östliche Slowakei, macht einen kurzen Abstecher nach Frankreich, geht weiter nach London, Kiew und kehrt zurück nach Berlin, um schliesslich in Prag zu enden, in Prag, Prag, Prag! Prag, die Stadt der einhundert Türme, das Herz der Welt, das Auge des Wirbelsturms meiner Vorstellungskraft, *Prag mit den Fingern des Regens*, kaiserlicher Barocktraum, steinernes Zentrum des Mittel-

alters, Musik der Seele, die unter den Brücken dahinfließt, Kaiser Karl IV., Jan Neruda, Mozart und Wenzel, Jan Hus, Jan Ziska, Joseph K., *Praha sprsty deste*, die in die Front der Golemstatue eingelassene *Chem*, der kopflose Reiter in der Liliova-Strasse, der Eisenmann, der darauf wartet, einmal im Jahrhundert von einem jungen Mädchen befreit zu werden, der in einem Brückenpfeiler versteckte Degen und aktuell das Geräusch der Stiefel, das für bislang unbestimmte Zeit weiterhallen wird. Ein Jahr. Vielleicht zwei. Tatsächlich sind es drei. Ich bin in Prag, nicht in Paris, in Prag. Es ist 1942. Es ist Frühlingsanfang, und ich trage keine Jacke. «Wenn es etwas gibt, das ich verabscheue, dann exotischen Charme», holt Marjane zum nächsten Schlag aus. Prag besitzt nicht die geringste Exotik, schliesslich bildet es das Herz der Welt, das Hyperzentrum Europas, und in jenem Frühling 1942 wird sich dort eine der bedeutendsten Szenen der ganz grossen Tragödien des Universums abspielen.

Natürlich, im Gegensatz zu Marjane Satrapi, Milan Kundera, Jan Kubis und Jozef Gabčík lebe ich nicht im politischen Exil. Aber vielleicht kann ich genau deshalb meine Stimme dort erheben, wo ich es möchte: weil ich meinem Geburtsland keinerlei Rechenschaft schulde und auch nicht mit ihm abrechnen will. Ich verspüre für Paris weder die herzerreissende Nostalgie noch die verzweifelte Melancholie der bedeutenden Persönlichkeiten im Exil. Aus diesem Grund kann ich meine Gedanken in Prag völlig frei schweifen lassen.

Valčik hilft seinen beiden Kameraden bei der Suche nach dem idealen Ort. Als er eines Tages die Stadt durchstreift, erregt er die Aufmerksamkeit eines streunenden Hundes. Der junge Mann scheint irgendetwas Ungewöhnliches oder Vertrautes auszustrahlen, von dem sich das Tier angezogen fühlt. Der Hund folgt ihm. Schnell bemerkt Valčik, dass ihm jemand auf den Fersen ist. Er dreht sich um. Der Hund bleibt stehen. Valčik geht weiter. Der Hund auch. Gemeinsam durchqueren sie die Stadt. Als Valčik beim Hausmeister der Familie Moravec eintrifft, bei dem er zurzeit unterkommt, hat er den Hund adoptiert und getauft: Bei der Rückkehr des Hausmeisters stellt er ihm «Moula» vor. Fortan unternehmen sie ihre Streifzüge gemeinsam, und wenn Valčik Moula nicht mitnehmen kann, bittet er den tapferen Hausmeister, seinen «Drachen zu bewachen» (es muss also ein grosser Hund gewesen sein – oder ein ganz kleiner, falls Valčik einen Hang zur Ironie besass). Während der Abwesenheit seines Herrchens schläft Moula brav unter dem Wohnzimmer Tisch und rührt sich stundenlang gar nicht. Das Tier wird bei der Operation «Anthropoid» sicher keine entscheidende Rolle spielen, aber ich erzähle lieber ein unwichtiges Detail zu viel, als Gefahr zu laufen, ein wichtiges zu übersehen.

Speer kehrte nach Prag zurück. Diesmal fällt sein Besuch allerdings weniger pompös aus als beim letzten Mal. Ich nehme an, dass zwischen dem Rüstungsminister und dem Reichsprotector immer noch Diskussionsbedarf über Arbeitskräfte für einen der grössten Industriezweige des Reiches besteht. Im Frühling 1942 ist diese Frage von noch grösserer Bedeutung als im Dezember 1941: Jetzt kämpfen Millionen Männer an der Ostfront, sowjetische Panzer verdrängen die der Deutschen, die sowjetische Luftwaffe ist wiedererstartet, und englische Bomber überfliegen und bombardieren immer häufiger deutsche Städte. Es bedarf einer zunehmenden Anzahl von Arbeitern, um immer mehr Panzer, Kampfflugzeuge, Geschütze, Gewehre, Granaten, U-Boote und neu entwickelte Waffen zu produzieren, die dem Reich zum Sieg verhelfen werden.

Diesmal kommt Speer um eine Stadtrundfahrt mit Eskorte herum. Er ist zu einem Arbeitstreffen mit Heydrich angereist, ohne seine Frau. Keiner der beiden Männer hat Zeit für mondäne Programmpunkte. Speer, dessen effiziente Arbeitsweise der Heydrichs in nichts nachsteht, freut sich sicherlich. Dafür muss er feststellen, dass Heydrich sich diesmal nicht nur ohne Eskorte fortbewegt, sondern zudem in aller Seelenruhe in einem ungepanzerten Wagen mit offenem Verdeck durch Prags Strassen gondelt und keine andere Leibwache dabei hat als seinen Chauffeur. Beunruhigt spricht er Heydrich darauf an und bekommt eine Gegenfrage zur Antwort: «Warum sollten denn meine Tschechen auf mich schiessen?» Heydrich hat wohl nicht gelesen, was der von Wien nach Paris geflüchtete jüdische Schriftsteller Joseph Roth in

einem Zeitungsartikel schrieb. Er machte sich seit 1937 über das Riesenaufgebot an Sicherheitsmassnahmen und -personal lustig, das zum Schutz der Nazi-Oberen aufgefahren wird. In diesem Artikel legte er ihnen folgende Worte in den Mund: «Ja, sehen Sie, ich bin so bedeutend geworden, dass ich sogar verpflichtet bin, Angst zu haben; ich bin so wertvoll, dass ich nicht das Recht habe, zu sterben; ich bin so von meinem Glück überzeugt, dass ich nicht zu glauben bereit bin, mir könnte ein schreckliches Schicksal zum Verhängnis werden. Wer wagt, gewinnt! – Und wer dreimal gewonnen hat, braucht nichts mehr zu wagen!» Joseph Roth verstarb 1939 und macht sich über niemanden mehr lustig; und vielleicht hat Heydrich den Artikel ja doch gelesen. Er erschien in einer Zeitung, die von regimekritischen Flüchtlingen herausgegeben wird, was den Argusaugen des SD sicher nicht entgangen ist. Jedenfalls muss Heydrich, der Mann der Tat, der Athlet, Pilot und Kämpfer, dem manikürten Zivilisten Speer nun einen Teil seiner Weltanschauung erläutern: Einen Haufen Leibwächter um sich zu scharen, hält er für kleinbürgerlich und unsportlich. Diese Art von Benehmen überlässt er Partei-Opas wie Bormann. Und er würde Joseph Roth widersprechen: Lieber stirbt er, als zu zeigen, dass er Angst hat.

Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass Heydrichs spontane Reaktion Speer sicherlich verunsichert hat: Warum jemand auf Heydrich schiessen sollte? Als mangelte es an Gründen, jeden Nazispitzenfunktionär zu ermorden, allen voran Heydrich! Speer gibt sich keinen Illusionen hin, was den Beliebtheitsgrad der Deutschen angeht, und nimmt sicherlich an, dass Heydrich ähnlich klarsichtig ist. Doch der legt eine solche Selbstsicherheit an den

Tag; Speer weiss nicht, ob Heydrichs paternalistischer Ton, mit der er von «seinen» Tschechen spricht, aufgesetzt ist oder ob Heydrich tatsächlich eine derartige Nervenstärke besitzt. Es mag eine kleinbürgerliche Anwendung sein, doch während sie mit offenem Verdeck im Mercedes durch Prags Strassen fahren, fühlt sich Speer alles andere als sicher.

182

Kapitän Morávek, letzter Überlebender der Drei Könige und einziger verbliebener Kopf des Dreigestirns der tschechischen Widerstandsbewegung, weiss eigentlich, dass er nicht zu dem Treffen gehen sollte, das sein alter Freund René, alias Oberst Paul Thümmel, Offizier der Abwehr, alias A54, der grösste Spion, der jemals für die Tschechoslowakei gearbeitet hat, für ihn vereinbart hat. A54 konnte ihn vorwarnen: Er ist aufgefliegen und dieses Treffen eine Falle. Doch Morávek scheint zu glauben, dass sein Wagemut ihn beschützen wird. Schliesslich hat er ihm bisher schon so oft das Leben gerettet. Er, der dem Chef der Gestapo in Prag regelmässig Postkarten schickte, um von seinen Glanzleistungen zu berichten, lässt sich nicht so schnell einschüchtern. Warum auch immer, er möchte Gewissheit haben. Als er im Park eintrifft, wo das Treffen vereinbart wurde, macht er zwar seinen Kontaktmann ausfindig, aber auch Männer, die ihn überwachen. Er will sich gerade aus dem Staub machen, da erscheinen zwei Männer im Regenschirm hinter ihm und sprechen ihn an. Ich habe noch nie persönlich an einer Erschiessung teilgenommen und

kann mir nur schwer vorstellen, wie so etwas vonstattengeht in einer so friedlichen Stadt, wie Prag es heute ist. Während der daraufhin einsetzenden Verfolgung fallen mehr als fünfzig Schüsse. Morávek hechtet über eine der Brücken, die die Vltava überqueren (leider weiss ich nicht, welche), und springt in eine fahrende Bahn. Doch die Männer der Gestapo haben Verstärkung bekommen und strömen von allen Seiten auf ihn zu, als würden sie teleportiert, selbst im Strassenbahnwagen befinden sich bereits welche. Morávek springt aus der Tram. Wird am Bein getroffen. Er bricht auf den Schienen zusammen, und während er von allen Seiten umstellt wird, richtet er seine eigene Waffe auf sich. Logischerweise ist dies die sicherste Methode, dem Feind nichts zu verraten. Doch seine Taschen werden sprechen: An seinem Leichnam finden die Deutschen das Foto eines Mannes – noch wissen sie nicht, dass es sich dabei um Josef Valčík handelt.

Diese Geschichte markiert das Ende des letzten Vorsitzenden der «Drei Könige», des legendären tschechischen Netzwerks. Ebenso ist sie eine ernstzunehmende Bedrohung für «Anthropoid», denn zu jenem Zeitpunkt, am 20. März 1942, ist Valčík bereits sehr involviert. Und Heydrich kann damit einen weiteren Erfolg verbuchen, zum einen als Protektor von Böhmen und Mähren, der eine der gefährlichsten noch aktiven Widerstandsorganisationen enthauptet und somit die Mission erfüllt, für die er ausgesandt wurde, zum anderen als Chef des SD, indem er einen Superspion demaskiert hat, der noch dazu ein Offizier der Abwehr ist – der Konkurrenzeinrichtung seines Rivalen und ehemaligen Mentors Canaris.

In London herrscht Ungeduld. Es ist bereits fünf Monate her, dass «Anthropoid» per Fallschirm abgesetzt wurde, und seitdem gibt es quasi keine Neuigkeiten. Immerhin weiss London, dass Gabčik und Kubis noch leben und einsatzbereit sind. Über den einzigen noch aktiven geheimen Sender mit Codenamen «Libuše» werden diese Art Informationen übermittelt, sofern es welche gibt. Auf diesem Weg teilt London den beiden Agenten eine neue Mission zu. Arbeitgeber sind zu allen Zeiten darauf bedacht, die grösstmögliche Effizienz aus ihren Arbeitnehmern herauszuquetschen. Diese Mission hebt die vorherige nicht auf, sondern ist eine zusätzliche. Sie verzögert ihre eigentliche Mission. Gabčik und Kubis sind wütend. Sie müssen sich nach Pilsen begeben, um an einer Sabotageaktion teilzunehmen.

Pilsen ist eine grosse Industriestadt im Westen des Landes, nahe der deutschen Grenze, und bekannt für ihr Bier, das berühmte Pilsner Urquell. London interessiert sich allerdings weniger des Bieres wegen für Pilsen, sondern mehr wegen der Fabriken von Skoda. Bei Skoda werden 1942 nämlich keine Autos produziert, sondern Geschütze. Für die Nacht vom 25. auf den 26. April ist ein Luftangriff vorgesehen. Dabei sollen die Fallschirmspringer an den vier Eckpunkten des Industriekomplexes Signalfener entzünden, um den englischen Bombern zu ermöglichen, ihr Ziel zu orten.

Also begeben sich mehrere Fallschirmspringer, mindestens vier, einzeln für diese Operation nach Pilsen. Sie treffen sich an einem zuvor vereinbarten Treffpunkt in der Stadt (im Restaurant Tivoli, ich frage mich, ob es noch existiert), und bei Einbruch der

Nacht legen sie in der Nähe der Fabrik in einem Stall und in einem Strohschober Feuer.

Als die Bomber eintreffen, müssen sie ihre Bomben nur noch zwischen den beiden Lichtpunkten abwerfen. Doch sie werfen daneben. Die Mission ist ein totaler Reinfall, obwohl die Fallschirmspringer ihren Teil der Aufgabe perfekt ausgeführt haben.

Dafür lernt Kubis während seines kurzen Aufenthalts in Pilsen eine junge Verkäuferin kennen; sie ist Mitglied der Widerstandsbewegung, die der Gruppe beim Ausführen der Mission behilflich ist. Wo auch immer er auftauchte, hatte Kubis viel Erfolg bei Frauen – dank seiner schönen Gesichtszüge, mit denen er wie ein amerikanischer Schauspieler wirkte. Er hätte der Sohn von Cary Grant und Tony Curtis sein können, hätten die beiden gemeinsam ein Kind bekommen. Auch wenn die Sabotageaktion eine schämliche Niederlage war, hat er also zumindest nicht umsonst Zeit investiert. Zwei Wochen später, also zwei Wochen vor dem Attentat, schreibt er der jungen Frau, Marie Zilanová, einen Brief. Eine weitere Unvorsichtigkeit ohne Konsequenzen. Ich hätte zu gern gewusst, was in dem Brief stand, ich hätte ihn auf Tschechisch abschreiben sollen, als ich ihn vor Augen hatte.

Bei ihrer Rückkehr nach Prag sind die Fallschirmspringer völlig entnervt. Sie mussten viele Risiken auf sich nehmen, die ihre Hauptmission hätten gefährden können, ihre geschichtsträchtige Mission, alles nur für ein paar Geschütze. Sie schicken eine bisige Mitteilung nach London, in der sie verlangen, dass man beim nächsten Mal Piloten schickt, die die Region kennen.

Ehrlich gesagt bin ich nicht einmal sicher, ob Gabčik bei der

Zwischenmission in Pilsen auch dabei war. Ich weiss nur, dass Kubis, Valčík und Curda daran teilnahmen.

Wie mir gerade auffällt, habe ich abgesehen von einer elliptischen Anspielung in Kapitel 178 noch gar nicht von Karel Curda gesprochen, obwohl er historisch und dramaturgisch gesehen eine bedeutende Rolle spielt.

184

In jeder guten Geschichte muss es einen Verräter geben. Und in meiner gibt es einen. Er heisst Karel Curda. Er ist dreissig Jahre alt, und ich weiss nicht, ob man auf den Fotos, die ich von ihm habe, schon Merkmale eines Verräters in seinem Gesicht erkennen kann. Der Werdegang des tschechischen Fallschirmspringers ist dem Gabčíks, Kubis' oder Valčíks zum Verwechseln ähnlich. Zunächst verdingt er sich in der Armee, wird nach der Besetzung durch die Deutschen demobilisiert, verlässt sein Land über Polen und gelangt schliesslich nach Frankreich. Dort tritt er der Fremdenlegion bei, wird später Teil der tschechoslowakischen Exilstreitkräfte und begibt sich nach der Niederlage Frankreichs nach England. Im Unterschied zu Gabčík, Kubis und Valčík wird er während des Rückzugs der Franzosen aber nicht an die Front geschickt. Doch das ist nicht der entscheidende Unterschied zwischen ihm und den anderen Fallschirmspringern. In England meldet er sich freiwillig für Spezialeinsätze und nimmt an der gleichen intensiven Ausbildung teil wie die anderen. Gemeinsam mit zwei weiteren Mitgliedern seiner Einheit springt er in der Nacht

vom 27. auf den 28. März 1942 über dem Protektorat ab. Was dann folgt, soll an dieser Stelle noch nicht erzählt werden.

Jedenfalls nimmt das Drama seit England ungehindert seinen Lauf – damals hätte es noch verhindert werden können: Denn in England offenbart sich bereits Stück für Stück der zweifelhafte Charakter des Karel Curda. Er trinkt viel, was natürlich kein Verbrechen ist. Doch wenn er zu viel getrunken hat, schwingt er Reden, die seine Regimentskameraden bestürzen. Er sagt, er bewundere Hitler. Er sagt, er bedauere, das Protektorat verlassen zu haben, wo es ihm jetzt viel besser ginge, wäre er dortgeblieben. Seine Kameraden vertrauen ihm so wenig, halten ihn für so unzuverlässig, dass sie in einem Brief an General Ingr, den Verteidigungsminister der tschechischen Exilregierung, auf Curdas Verhalten hinweisen. Sie fügen hinzu, dass er sich bereits bei zwei englischen Familien als Heiratsschwindler versucht habe. Heydrich wurde damals wegen weit weniger aus der Armee geworfen. Der Minister übermittelt die Informationen an Oberst Moravec, Geheimdienstchef und verantwortlich für alle Spezialeinsätze. Genau an diesem Punkt wird das Schicksal vieler Menschen besiegelt. Was tut Moravec? Nichts. In Curdas Akte vermerkt er lediglich, der Mann sei ein guter Sportler und verfüge über verlässliche körperliche Kapazitäten. Er nimmt Curda nicht aus dem kleinen Kreis von Fallschirmspringern heraus, die für besondere Missionen eingesetzt werden. Und in der Nacht vom 27. auf den 28. März 1942 wird Curda gemeinsam mit zwei weiteren Mitgliedern seiner Einheit über Mähren abgesetzt. Mit Hilfe des lokalen Widerstands gelangt er nach Prag.

Nach dem Krieg macht jemand folgende Beobachtung: Von den wenigen Dutzend Fallschirmspringern, die ausgewählt wur-

den, um im Protektorat eine Mission zu erfüllen, gaben beinahe alle an, aus patriotischen Motiven zu handeln. Nur zwei, darunter Curda, erklärten, sie hätten sich aus Abenteuerlust freiwillig gemeldet – und diese beiden wurden zu Verrätern.

Doch der Verrat des anderen reicht in seiner Tragweite nicht annähernd an den Karel Curdas heran.

185

Der Bahnhof von Prag ist ein beeindruckendes, aber düsteres Steingebäude, das von zwei bedrohlich wirkenden Türmen gekrönt wird und an eine Zeichnung von Enki Bilal erinnert. Heute ist der 20. April 1942, der Geburtstag des Führers, und Präsident Hácha macht Hitler im Namen des tschechischen Volkes ein Geschenk: einen Lazarettzug. Die offizielle Zeremonie kann entsprechend nur im Bahnhof stattfinden. Den krönenden Abschluss wird Heydrichs Besuch dieses Zuges bilden. Während Heydrich den Zug besichtigt, versammelt sich draussen eine Menge Schaulustiger, genau dort, wo ein in den Boden gerammtes weisses Schild verkündet: «Hier stand die Statue von Wilson, die auf Anweisung des Reichsprotektors, SS-Obergruppenführer Heydrich, entfernt wurde.» Gerne würde ich schreiben, dass sich in der Menschenmenge auch Gabčík und Kubis befanden, doch leider weiss ich das nicht, und ich bezweifle es. Heydrich bei einem solchen Anlass ausfindig zu machen, ist für sie von keinerlei praktischem Nutzen, schliesslich handelt es sich um ein punktuelles Ereignis, das sich

nicht wiederholen wird. Ausserdem ist das Gelände natürlich dem Anlass entsprechend streng bewacht, und ihre Anwesenheit würde sie unnötigen Risiken aussetzen.

Dafür bin ich so gut wie sicher, dass der Witz, der unmittelbar danach in der Stadt die Runde machte, hier entstand. Ich stelle mir vor, wie jemand aus der Menge, zweifellos ein alter Tscheche mit dem typisch tschechischen Sinn für Humor, laut zu den Umstehenden sagte: «Armer Hitler! Er muss ganz schön krank sein, wenn er einen ganzen Zug braucht, um sich behandeln zu lassen ...» Ganz der schelmische Soldat Schwejk.

186

Jozef Gabčik liegt auf seinem kleinen Eisenbett und lauscht dem Bimmeln der Tram, die draussen zum Karlovo náměstí, dem Karlsplatz, hinauffährt. Ganz in der Nähe liegt die Strasse Resslova, die zum Fluss hin abfällt und noch nicht ahnt, dass sie bald Schauplatz einer Tragödie sein wird. Einige Lichtstrahlen schieben sich durch die geschlossenen Fensterläden der Wohnung, die den Fallschirmspringer zu dieser Zeit heimlich beherbergt. Von Zeit zu Zeit hört man im Flur, auf dem Treppenabsatz oder bei einem Nachbarn das Parkett quietschen. Gabčik ist wie gewöhnlich wachsam, aber gelassen. Sein Blick ist zur Zimmerdecke gerichtet, und im Geiste erscheinen ihm dort verschiedene Europakarten. Auf einer davon hat die Tschechoslowakei ihre vollständige Fläche und die alten Grenzen wiedererlangt. Auf einer anderen hat die braune Pest den Ärmelkanal überquert, und Grossbri-

tannien baumelt hilflos an einer der Krallen des Hakenkreuzes. Gabčik und Kubis erzählen jedem, der es hören will, dass der Krieg in weniger als einem Jahr beendet sein wird, und mit Sicherheit glauben sie auch selbst daran. Und natürlich wird der Krieg nicht so ausgehen, wie es sich die Deutschen erhoffen. Die Kriegserklärung an die Sowjetunion – ein fataler Fehler des grössenwahnsinnigen Deutschen Reiches. Die Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten, um den Verpflichtungen gegenüber Japan nachzukommen – zweiter Fehler. Es ist eine Ironie des Schicksals, dass Frankreich 1940 besiegt wurde, weil es seine Versprechungen gegenüber der Tschechoslowakei 1938 nicht eingehalten hatte, während Deutschland darauf zusteuert, den Krieg zu verlieren, weil es seinen Verpflichtungen gegenüber Japan nachkommt. Aber ein Jahr! Rückblickend gesehen zeugt das von rührendem Optimismus.

Ich bin sicher, dass derartige geopolitische Überlegungen Gabčik und seine Freunde im Geist beschäftigen und für endlose nächtliche Diskussionen sorgen, wenn sie keinen Schlaf finden. Beim Reden können sie sich zumindest ein wenig entspannen und die Angst vor einer nächtlichen Visite der Gestapo verdrängen. So müssen sie nicht ununterbrochen auf das kleinste Geräusch auf der Strasse, am Hauseingang oder im Haus selbst lauschen, nicht ständig eingebilddete Klingelgeräusche vernehmen und können dabei trotzdem auf tatsächliches Klingeln achten.

Es ist eine andere Epoche, in der die Menschen jeden Tag ungeduldig warten – nicht auf die Sportergebnisse, sondern auf die Neuigkeiten von der russischen Front.

Trotzdem ist die russische Front nicht Gabčiks grösste Sorge. Mitten im Krieg ist seine Mission momentan das Wichtigste für

ihn. Wie viele glauben daran? Gabčik und Kubis sind davon überzeugt. Ebenso Valčík, der hübsche jugendhafte Fallschirmspringer, der ihnen helfen wird. Und Oberst Moravec, Chef des tschechischen Geheimdienstes in London. Auch Präsident Beneš glaubt momentan daran. Und ich. Das sind alle, glaube ich. Nur eine Handvoll Männer weiss überhaupt von der Operation «Anthropoid». Doch selbst unter ihnen sind einige dagegen.

Das gilt für die Offiziere unter den Fallschirmspringern, die in Prag operieren, sowie für die Vorsitzenden des inneren Widerstands (oder das, was davon übrig geblieben ist), weil sie Repressalien befürchten, sollte die Aktion gelingen. Gabčik hatte vor kurzem eine unangenehme Auseinandersetzung mit ihnen. Sie wollten ihn dazu bringen, von der Mission zurückzutreten oder zumindest eine andere Zielperson auszuwählen, einen bekannten tschechischen Kollaborateur anstelle von Heydrich, zum Beispiel Emanuel Moravec. Diese Furcht vor den Deutschen! Wie ein Herr, der seinen Hund schlägt: Der Hund mag ihm zwar manchmal nicht gehorchen, aber er würde sich niemals gegen ihn wenden.

Leutnant Bartos, ebenfalls von London ausgesandt und per Fallschirm abgesetzt, um anderen Widerstandsakten nachzugehen, wollte sogar den Befehl erteilen, die Operation abzublasen. Unter den Fallschirmspringern in Prag besitzt er den höchsten Dienstgrad. Doch Dienstgrade sind hier nicht von Bedeutung. Die Gruppe «Anthropoid», bestehend lediglich aus Gabčik und Kubis, erhielt ihre Anweisungen in London, von Präsident Beneš persönlich. Sie brauchen von niemandem mehr Befehle entgegenzunehmen. Sie müssen ihre Mission einfach nur zu Ende bringen, das ist alles, was zählt. Jeder, der Gabčik und Kubis kennenlernte, be-

zeugte ihre menschlichen Qualitäten, ihre Grosszügigkeit, ihren Optimismus und ihre Hingabe. «Anthropoid» ist eine Maschine, die nicht mehr angehalten werden kann.

Bartos wandte sich mit der Bitte, «Anthropoid» zu stoppen, an London. Als Antwort erhielt er eine für ihn vollkommen unverständliche codierte Nachricht, die nur Gabčik und Kubis entschlüsseln konnten. Mit dem Text in der Hand liegt Gabčik ausgestreckt auf seinem Bett. Niemand konnte dieses geschichtsträchtige Schriftstück jemals ausfindig machen. Doch aufgrund der wenigen rätselhaften Zeilen nimmt das Schicksal seinen Lauf: Der Plan bleibt bestehen. Somit ist die Mission «Anthropoid» bestätigt. Heydrich wird sterben. Draussen ertönt das metallische Quietschen einer anfahrenden Tram.

Standartenführer Paul Blobel, Führer des Sonderkommandos 4a der Einsatzgruppe C, die ihre Aufgabe im ukrainischen Babi Yar mit so grossem Eifer ausführte, ist kurz davor, den Verstand zu verlieren. Als er durch das nächtliche Kiew am Schauplatz seiner Verbrechen vorbeifährt und im Scheinwerferlicht das grauenerregende Spektakel der verdammten Schlucht betrachtet, gleicht er Macbeth, dem die Phantome seiner Opfer erscheinen. Dazu muss man sagen, dass die Toten von Babi Yar nicht so einfach in Vergessenheit geraten, weil die Erde, in der sie begraben wurden, lebendig ist. Dampf steigt aus ihr auf, Erdklumpen zischen wie Sektkorken durch die Gegend, während die Erde Blasen wirft, die

durch die Gase der verwesenden Leichname entstehen. Der Gestank ist abscheulich. Blobel verkündet seinen Besuchern unter irrem Gelächter: «Hier liegen meine 30'000 Juden begraben.» Mit ausladender Geste umfasst er die gesamte Schlucht, diesen gigantischen brodelnden Bauch.

Wenn das so weitergeht, bringen ihn die Toten von Babi Yar gänzlich zum Durchdrehen. Er pfeift bereits aus dem letzten Loch, als er eine Reise nach Berlin antritt, um Heydrich persönlich um seine Versetzung zu bitten. Der Chef des RSHA empfängt ihn entsprechend: «Na, einen Bauch haben Sie sich noch nicht angefressen. Sie sind ein Weichling und gegebenenfalls noch in der Porzellanhandlung zu verwenden ... wenn ich überhaupt noch Rücksicht nehme. Ich werde Sie aber mit der Nase noch tiefer hineinstecken.» Ich weiss nicht, ob das wörtlich gemeint war. Jedenfalls gewinnt Heydrich schnell die Fassung zurück. Der Mann ihm gegenüber ist nur noch ein Wrack, ein stockbesoffenes noch dazu, und somit nicht mehr in der Lage, die ihm anvertraute Aufgabe zu erfüllen. Es wäre sinnlos und gefährlich, ihn gegen seinen Willen weiterhin auf seinem Posten zu belassen. «Sie melden sich sofort bei dem Gruppenführer Müller und sagen ihm, dass Sie Urlaub haben wollen. Er wird Sie Ihres Kommandos in Kiew entheben.»

188

Das Arbeiterviertel Zizkov im Osten von Prag besitzt die grösste Ansammlung von Bars in der ganzen Stadt. Ausserdem gibt es dort eine Vielzahl von Kirchen, wie es sich für eine Hauptstadt ge-

hört, die den Beinamen «Stadt der hundert Türme» trägt. Der Priester eines dieser Gotteshäuser erinnert sich an ein junges Paar, das ihn aufsuchte, «als die Tulpen in Blüte standen». Der kleine Mann hatte einen durchdringenden Blick und schmale Lippen. Das junge Mädchen war charmant, sprühte nur so vor Lebenslust. Sie wirkten verliebt. Sie wollten heiraten, allerdings nicht sofort. Sie wollten einen ganz bestimmten Termin reservieren: «zwei Wochen nach Kriegsende».

189

Ich frage mich, woher Jonathan Littell wissen konnte, dass Blobel, der versoffene Verantwortliche des Sonderkommandos 4a der Einsatzgruppe C in der Ukraine, einen Opel besass. Sollte Blobel tatsächlich Opel gefahren sein, verneige ich mich hiermit. Ich gebe zu, dass Littells Recherchen meine übertreffen. Doch sollte er nur bluffen, gerät dadurch sein gesamtes Werk ernsthaft ins Wanken. Es stimmt, dass sich die Nazis massiv bei Opel ausstatteten, daher ist es *wahrscheinlich*, dass Blobel ein Auto dieser Marke besass oder darüber verfügte. Doch *wahrscheinlich* ist nicht erwiesen. Ich schwafle gerade ziemlich kindisches Zeug, nicht wahr? Die Leute, denen ich davon erzähle, halten mich für besessen. Sie verstehen das Problem nicht.

Valčík und Ata, der junge Sohn der Familie Moravec, sind soeben wie durch ein Wunder einer Polizeikontrolle entgangen, die mit dem Tod zweier Fallschirmspringer endete. Sie fanden beim Hausmeister der Familie Unterschlupf, dem sie von ihrem Missgeschick berichteten. Ich könnte mehr darüber erzählen, doch ich frage mich, wozu eine weitere Szene wie aus einem Spionageroman nötig sein sollte. Zeitgenössische Romane basieren auf Ökonomie, so ist es nun einmal, und dieser knauserigen Logik wird auch mein Roman sich nicht vollständig entziehen können. Es reicht zu wissen, dass die beiden Männer dank Valčíks Fähigkeit, einen kühlen Kopf zu bewahren und die Situation exakt einzuschätzen, nicht festgenommen und getötet wurden.

Valčík macht sich den starken Eindruck zunutze, den ihr Abenteuer und er selbst bei dem Jugendlichen hinterlassen haben, und bläut ihm für alle Fälle Folgendes ein:

«Siehst du diese Holztruhe, Ata? Die deutschen Schweinehunde können sie schlagen, bis sie anfängt zu plaudern. Aber du darfst bei einer solchen Behandlung nichts verraten, gar nichts, verstehst du?»

Das wiederum sind zwei Sätze, die trotz der gebotenen erzählerischen Sparsamkeit dieser Geschichte nicht überflüssig sind.

Wie man sich denken kann, haben mich das Erscheinen und der Erfolg von Jonathan Littells Buch ein wenig verunsichert. Auch wenn ich mich zu beruhigen versuche, indem ich mir sage, dass wir nicht dasselbe Projekt verfolgen, muss ich zugeben, dass unsere Thematik eng beieinanderliegt. Ich bin gerade dabei, das Buch zu lesen, und habe bei jeder Seite den Impuls, Kommentare dazu abzugeben. Ich muss diesen Reflex unbedingt unterdrücken. Ich werde nur erwähnen, dass am Anfang des Buches ein Porträt von Heydrich abgebildet ist. Und ich werde nur einen einzigen Satz daraus zitieren: «Seine Finger wirkten viel zu lang, als endeten seine Arme in sehnigen Algen.» Ich weiss nicht, wieso, aber mir gefällt dieses Bild.

192

Ich meine, eine Figur zu erfinden, um historische Fakten verständlich zu machen, ist, wie Beweise zu fälschen. Oder, wie mein Halbbruder es ausdrückt, mit dem ich über all das diskutiere, *als ob man belastende Beweise am Ort des Verbrechens hinterlegt, obwohl bereits jede Menge Beweismaterial den Boden bedeckt.*

Eine schicksalhafte Stimmung wie auf einem Schwarzweissfoto schwebt 1942 über Prag. Die vorbeiziehenden Männer tragen Schlapphüte und dunkle Anzüge, die Frauen sehen mit ihren knielangen Bleistiftröcken alle wie Sekretärinnen aus. Ich weiss das, ich habe Fotos vor mir liegen. Wobei – ich muss zugeben, ein wenig zu übertreiben –, sie sehen nicht alle aus wie Sekretärinnen. Einige wirken wie Krankenschwestern.

Die tschechischen Polizisten, die mitten auf der Kreuzung stehen und den Verkehr regeln, haben mit ihren ulkigen Helmen eine eigenartige Ähnlichkeit mit den englischen Bobbys in London – und das, obwohl gerade erst der Rechtsverkehr eingeführt wurde...

Immer wieder fahren Strassenbahnen vorbei und lassen ihr Glockenbimmeln ertönen. Sie ähneln den alten rot-weissen Bahnwaggonen (woher ich das weiss, wo die Fotos doch schwarzweiss sind? Ich weiss es einfach, Punktum). Die runden Scheinwerfer sehen aus wie Laternen.

Die Fassaden der Gebäude in der Nové Město tragen leuchtende Neonschilder zur Schau, die für alles Mögliche Reklame machen: für Bier, Kleidermarken und natürlich für Bata, den bekannten Schuhfabrikanten am Wenzelsplatz, der einer riesigen Allee gleicht und beinahe ebenso lang und breit ist wie die Champs-Élysées.

Um genau zu sein, scheint die ganze Stadt mit Zeichen übersät zu sein, nicht nur mit Reklame. Überall sieht man ein V, das zunächst ein Symbol des tschechischen Widerstands war, dann aber von den Nazis vereinnahmt wurde und wie eine Ermahnung zum Endsieg des Reiches wirkt.

V auf den Trams, den Autos, einige sogar in den Boden eingeritzt, überall V, die vom Kampf zwischen den ideologischen Strömungen künden.

Auf einer kahlen Mauer Graffiti: *Zidi rew, Juden raus!* In den Schaufenstern die beruhigende Nachricht: *Ciste arijsky obcob,* rein arisches Geschäft. Und im Lokal: *Zddä se zdvorile, by se nehovofilo o politice.* Unsere verehrte Kundschaft wird gebeten, nicht über Politik zu reden.

Und dann diese unheilverkündenden roten Plakate, die wie alle Hinweisschilder der Stadt zweisprachig sind.

Ganz zu schweigen von den Fahnen und Bannern. Keine Fahne besitzt so viel Aussagekraft wie das schwarze Kreuz im weissen Kreis auf rotem Hintergrund. Übrigens wies mich einmal jemand daraufhin, dass diese Farben exakt denen der Handelskette Darty entsprechen. Darüber war ich zugegebenermassen ganz schön perplex ...

Wie dem auch sei, Prag in den vierziger Jahren ist zweifellos geprägt von einer ganz eigenen Stimmung, die mit heiterer Gelassenheit wenig zu tun hat. Man kann sich lebhaft vorstellen, wie sich auf den Fotos Humphrey Bogart unter die Passanten mischt oder Lida Baarová, die ausgesprochen schöne und berühmte tschechische Schauspielerin (auch ihr Foto habe ich vor Augen; auf dem Titelblatt einer Kinozeitschrift). Vor Kriegsausbruch war sie Goebbels' Geliebte. Eine seltsame Epoche.

Ich kenne ein Restaurant mit dem Namen «Zu den zwei Katzen» in den Altstadt-Arkaden, mit einem Fresko von zwei riesigen Katzen auf beiden Seiten der Bögen. Allerdings weiss ich nicht, ob es den Gasthof «Zu den drei Katzen» auch noch gibt und, wenn ja, wo er sich genau befindet.

Jedenfalls sitzen dort drei Männer bei einem Bier zusammen, ohne über Politik zu sprechen. Sie sprechen über Uhrzeiten. Gabčík und Kubis sitzen einem Tischler gegenüber. Er ist aber kein gewöhnlicher Tischler, sondern der Tischler der Burg und sieht dank seiner Position jeden Tag Heydrichs Mercedes heranzufahren. Und abends sieht er ihn wieder fortzufahren.

Kubis führt das Gespräch mit ihm, denn der Tischler ist Mähre, so wie er selbst. Sein Akzent wirkt beruhigend auf ihn. «Mach dir keine Sorgen, du hilfst uns im Vorfeld, aber nicht währenddessen. Wenn wir zuschlagen, bist du in sicherer Entfernung.»

Ach was! Wohl doch kein so grosses Geheimnis, die Operation «Anthropoid»? Selbst der Tischler, von dem man nur Informationen über die Uhrzeiten bekommen möchte, wird mir nichts, dir nichts darüber in Kenntnis gesetzt. Ich hatte bereits irgendwo gelesen, dass die Fallschirmspringer nicht immer grösste Diskretion walten liessen. Andererseits, warum sollten sie auch alles gross verschleiern? Dem Tischler wird schon klar sein, dass Heydrichs An- und Abfahrtszeiten nicht dazu dienen, eine Statistik über das Mercedes-Verkehrsaufkommen in Prag zu erstellen. Ich lese den Zeugenbericht des Tischlers erneut. Zumindest bläute ihm Kubis mit seinem schönsten mährischen Akzent vorsichtshalber ein: «Kein Wort darüber zu Hause!» Na immerhin ...

Fortan soll der Tischler also jeden Tag die Uhrzeit notieren, zu der Heydrich auf der Burg ankommt oder sie verlässt, und vermerken, ob er in Begleitung einer Eskorte ist oder nicht.

Heydrich ist überall zugleich: in Prag, in Berlin und in diesem Mai auch in Paris.

In den holzgetäfelten Salons des Pariser Hotels Majestic empfängt der Polizeigeneral und Chef des SD auf Görings Anweisung hohe SS-Besatzungsoffiziere, um sie über den aktuellen Stand der Aufgabe zu unterrichten, mit der er betraut wurde und die bisher weder der Welt noch seinen Männern als die «Endlösung» bekannt ist.

In jenem Mai 1942 werden die Exekutionsmethoden der Einsatzgruppen endgültig als zu nervenzerfetzend für die beteiligten Soldaten angesehen. Die anfänglichen Massenerschiessungen sind bereits da und dort durch Gaswagen ersetzt worden. Dieses neuere System ist einfach und effizient zugleich: Die Juden müssen in einen Lkw steigen, dessen Auspuffgase mittels eines Schlauchs ins Wageninnere geleitet werden, um die Opfer mit Kohlenmonoxid zu vergasen. Die Methode bietet gleich zwei Vorteile: Die Juden werden alle auf einmal getötet, ohne die Nerven der Todeskommandos zu sehr auf die Zerreißprobe zu stellen. Ausserdem beobachteten die Verantwortlichen eine in ihren Augen amüsante Kuriosität: Die Leichen hatten sich rosarot verfärbt. Das einzige Haar in der Suppe ist, dass die Wagen nach jeder Vergasung von Exkrementen gereinigt werden müssen, die die Sterbenden absondern.

Doch auch die Technik der Vergasungs-Lkws erklärt Heydrich für unzureichend, es müssten nun «grössere, perfektere, zahlenmässig ergiebigere Lösungen» gefunden werden. Die Zuhörerschaft hängt an seinen Lippen, und Heydrich fugt abrupt hinzu: «Über die Gesamtheit der europäischen Juden ist das Todesurteil

gesprochen.» In Anbetracht der Tatsache, dass die Einsatzgruppen bereits mehr als eine Million Juden getötet haben, frage ich mich, bei welchem Zuhörer diesbezüglich tatsächlich noch Klärungsbedarf besteht.

Das ist das zweite Mal, dass ich Heydrich dabei erwische, beim Verkünden seiner Absichten bewusst auf Wirkung zu setzen. Schon als er Eichmann kurz vor der Wannseekonferenz darüber informierte, dass der Führer die Vernichtung aller Juden beschlossen hatte, liess er seiner Verkündung ein gewichtiges Schweigen folgen, das seinen Mitarbeiter verduzte. Nun, in beiden Fällen kann man nicht behaupten, dass es sich um eine Überraschung handelte, auch wenn nichts wirklich offiziell war. Ich glaube, dass es Heydrich weniger darum ging, genussvoll einen Sensationsbericht zu vermelden, sondern dass er sich vielmehr am Vorgesmack ergötzte, das schier Unglaubliche, Udenkbare in Worte zu fassen, als verleihe er der noch unvorstellbaren Wahrheit damit bereits Gestalt. Nach dem Motto: Das muss einmal deutlich gesagt werden, auch wenn Sie es bereits wissen. Aber es ist meine Aufgabe, es Ihnen zu sagen, und unser aller Aufgabe, es durchzuführen. Ein Redner im Rausch der Gefühle, während er das Unbenennbare beschreibt. Ein trunkenes Monster als Verkünder der bevorstehenden Monstrositäten.

195

Der Tischler zeigt ihnen die Stelle, an der Heydrich jeden Tag aus seinem Wagen steigt. Gabčik und Kubis blicken sich um. Hinter

einem Haus entdecken sie eine Nische, in der sie auf Heydrich warten und zuschlagen könnten. Doch natürlich ist dieser Bereich stark bewacht. Wie der Tischler beteuert, würde ihnen keine Zeit zur Flucht bleiben, und sie würden die Burg nicht lebend verlassen. Nun, Gabčík und Kubis sind bereit zu sterben, waren es von Anfang an, so viel ist klar. Doch jetzt möchten sie trotzdem versuchen, lebendig zu entkommen. Sie suchen einen Plan, der ihnen tatsächliche Überlebenschancen bietet, und seien sie auch nur minimal, denn beide haben Pläne für die Zeit nach dem Krieg. Unter den Tschechen, die in der inneren Widerstandsbewegung ihr Leben riskieren, um ihnen zu helfen, gibt es auch mutige und hübsche junge Frauen. Ich kenne so gut wie keine Details über das Liebesleben meiner Helden, doch nach wenigen Monaten des Lebens im Untergrund von Prag möchten beide heiraten: Gabčík Libena, die Tochter der Familie Fafek, und Kubis die schöne Anna Malinová mit den himbeerroten Lippen. Nach dem Krieg ... Sie geben sich keinen Illusionen hin. Sie wissen, dass ihre Chance, den Krieg zu überleben, nicht einmal eins zu eintausend ist. Doch diese Chance möchten sie wahrnehmen. Natürlich steht an erster Stelle, ihre Mission zu erfüllen. Aber sie müssen dabei nicht unbedingt sterben. Fürchterlicher Gedanke.

Die beiden Männer gehen die langgezogene Strasse Nerudova mit den vielen Wappen und verzierten Schildern hinab, die die Burg mit der Mala Strana, der Kleinseite, verbindet. Dort unten muss der Mercedes durch eine schöne Kurve fahren. Die werden sie sich genauer ansehen.

Anders als Heydrich denkt, regt sich der tschechische Widerstand noch. Und sogar mehr als das. Um die täglichen Informationen des Tischlers über Heydrichs Fahrzeiten entgegenzunehmen, macht das Team «Anthropoid» unterhalb der Burg eine Erdgeschosswohnung ausfindig. Wann immer die Notwendigkeit besteht (also wahrscheinlich jeden Tag), begibt sich der Tischler dorthin und klopft an die Fensterscheibe. Eine junge Frau öffnet das Fenster (es sind zwei junge Frauen, die ihm abwechselnd öffnen und die er für die Schwestern oder Freundinnen der beiden Fallschirmspringer hält; womit er richtigliegen könnte). Sie wechseln niemals ein Wort miteinander. Der Tischler übergibt seinen kleinen Zettel und macht sich wieder auf den Weg. Heute hat er vermerkt: «9-5 (ohne)». Das bedeutet: neun Uhr. Siebzehn Uhr. Ohne Eskorte.

Gabčík und Kubis sehen sich mit einem unlösbaren Problem konfrontiert. Sie haben keine Möglichkeit, im Voraus zu erfahren, ob Heydrich von einer Eskorte begleitet wird oder nicht. Die Statistiken, die sie auf der Basis der Berichte des Tischlers erstellt haben, lassen keine regelmässige Abfolge erkennen. Manchmal ohne. Manchmal mit. Ohne: eine klitzekleine Chance, zu überleben. Mit: nicht die geringste.

Um ihre Mission erfolgreich durchzuführen, müssen die beiden Fallschirmspringer also russisches Roulette spielen und ein Datum festlegen, ohne zu wissen, ob ohne. Oder mit. Ob ihre Mission extrem riskant ist oder gleich ein Selbstmordkommando.

Kurve um Kurve fahren die beiden Männer auf ihren Rädern ein ums andere Mal die Strecke ab, die Heydrich von seinem Wohnsitz bis zur Burg zurücklegen muss. Heydrich wohnt in dem kleinen Vorort Panenské Březany, eine Viertelstunde Autofahrt vom Stadtzentrum Prags entfernt. Ein Teil der Strecke liegt besonders isoliert, eine lange, gerade verlaufende Strasse ohne angrenzende Wohnhäuser: Sollte es ihnen gelingen, den Wagen dort zum Stehen zu bringen, könnten sie Heydrich angreifen, ohne irgendwelche Blicke auf sich zu ziehen. Sie überlegen, den Mercedes mit Hilfe eines über die Strasse gespannten Stahlseils zu stoppen. Doch wie sollten sie danach fliehen? Sie bräuchten selbst ein Auto oder ein Motorrad. Leider besitzt der tschechische Widerstand keins von beiden. Nein, es muss mitten in der Stadt geschehen, am helllichten Tage, mitten in der Menschenmenge. Und sie brauchen eine Kurve. Gabčíks und Kubis' Gedanken kreisen nur noch um Biegungen und Windungen. Sie träumen von der idealen Kurve.

Und werden fündig.

Auch wenn «ideal» nicht ganz das richtige Wort ist.

Die Kurve der Klein-Holeschowitz-Strasse (*ulice v Holesovickách* auf Tschechisch) im Vorort Liben besitzt gleich mehrere Vorteile. Zunächst zwingt die Haarnadelkurve den Mercedes, deutlich langsamer zu fahren. Ausserdem liegt sie am Fusse einer Erhebung,

auf der sich ein Späher postieren kann, um die Ankunft des Mercedes zu signalisieren. Und schliesslich liegt sie auf halber Strecke zwischen Panenské Březany und dem Hradšchin, im Aussenbezirk von Prag, weder im Stadtzentrum noch auf weiter Flur. Sie bietet ihnen somit Fluchtmöglichkeiten.

Doch die Kurve der Klein-Holeschowitz-Strasse hat auch Nachteile. Sie befindet sich an einer Kreuzung, an der auch Strassenbahnlinien verkehren. Sollte eine Tram im selben Moment vorbeikommen wie der Mercedes, könnte sie die Operation durcheinanderbringen, indem sie das Auto verdeckt oder Zivilisten in Gefahr bringt.

Ich war noch nie an einem Mordanschlag beteiligt, nehme aber an, dass ideale Bedingungen schlicht nicht existieren und man irgendwann eine Entscheidung treffen muss. Wie dem auch sei, es bleibt keine Zeit mehr, etwas Geeigneteres zu finden. Die Wahl fällt also auf die Kurve der Klein-Holeschowitz-Strasse, die heute nicht mehr existiert, verschlungen von einem Autobahnzubringer und der Modernität, der meine Erinnerungen gleichgültig sind.

Denn gerade kommen mir Erinnerungen. Jeden Tag, jede Stunde wird die Erinnerung deutlicher. Mir ist, als hätte ich schon ewig in dieser Kurve der Klein-Holeschowitz-Strasse gewartet.

Ich verbringe einige Ferientage in einem schönen Haus in Toulon und schreibe ein wenig. Es ist kein gewöhnliches Haus. Es ist der ehemalige Wohnsitz eines elsässischen Buchdruckers, der im Rahmen seiner beruflichen Aktivitäten mit Eluard und Elsa Triolet (und auch Claudel) zusammentraf. Während des Kriegs war er in Lyon, wo er für Juden gefälschte Papiere druckte und den Bestand des Verlagshauses *Editions de Minuit* hortete. Sein Grundstück in Toulon wurde währenddessen von Lagern der deutschen Armee besetzt, doch anscheinend bewohnte niemand sein Haus, das in stand geblieben ist. Die Möbel und Bücher haben sich nicht vom Fleck bewegt und sind heute noch dort.

Seine Grossnichte weiss, welches Interesse ich der Epoche entgegenbringe, und zeigt mir ein winziges Werk aus der Familienbibliothek. Es handelt sich um die Originalausgabe von Vercors' *Silence de la mer* vom 25. Juli 1943, dem «Tag des Falls des römischen Tyrannen», wie am Ende des Buches vermerkt ist. Der Autor widmete das Buch seinem Grossonkel:

*Dieses Exemplar widme ich Pierre Braun und seiner Frau
mit dem Verbundenheitsgefühl derjenigen,
deren düstere Tage
Le Silence de la Mer
hinfortzuspülen vermochte.
In aufrichtiger Anerkennung
Vercors.*

Ich bin im Urlaub und halte ein Stück Geschichte in den Händen – ein sehr warmes und angenehmes Gefühl.

Es kursieren alarmierende Gerüchte über Heydrich. Angeblich wird er Prag verlassen. Für immer. Morgen soll er nach Berlin fliegen. Man weiss nicht, ob er zurückkehren wird. Für die tschechische Bevölkerung wäre das mit Sicherheit eine Riesenerleichterung. Doch für das Projekt «Anthropoid» wäre es ein Fiasko. Es sind alarmierende Neuigkeiten für die Fallschirmspringer und, obwohl sie nichts davon wissen, auch für ... die Franzosen. Unter den Historikern munkelt man, dass Heydrich nun, da er seine Mission, im Protektorat für Ordnung zu sorgen, erfüllt hat, danach strebt, sich, wie wir heute sagen würden, «einer neuen Herausforderung zu stellen». Nachdem er in Böhmen-Mähren mit einer unglaublichen Brutalität durchgegriffen hat, werde er sich als Nächstes um Frankreich kümmern.

Heydrich soll nach Berlin reisen, um mit Hitler die Modalitäten zu besprechen. Frankreich befindet sich in Aufruhr, Pétain und Laval sind Jammergestalten, und wenn Heydrich mit der französischen Résistance genauso verführe wie mit dem tschechischen Widerstand, wäre alles perfekt.

Es ist nur eine Hypothese, die immerhin dadurch untermauert wird, dass Heydrich bereits zwei Wochen zuvor in Paris war.

In jenem Mai 1942 verbrachte Heydrich also eine Woche in Paris. Bei www.ina.fr habe ich einen Filmbericht über seinen Besuch

gefunden: einen Ausschnitt aus den damaligen Nachrichten, einen 59-sekündigen Filmbeitrag, der sich mit Heydrichs Besuch befasst. Mit der für die vierziger Jahre so typischen näselnden Stimme verkündet der Kommentator:

«Paris. Ankunft von Herrn Heydrich, Chef der Gestapo und des Sicherheitsdienstes der SS, stellvertretender Reichsprotektor von Prag, beauftragt von Herrn Himmler, Reichsführer SS und Chef der Schutzstaffel, Herrn Oberg in seine neue Funktion als höherer SS- und Polizeiführer in den Besatzungsgebieten einzuweisen. Wie man weiss, ist Heydrich Präsident der internationalen kriminalpolizeilichen Kommission, und Frankreich wurde in dieser Kommission immer repräsentiert. Der General nutzte seinen Aufenthalt in Paris, um Herrn Bousquet zu empfangen, den Generalsekretär der Polizei, und Herrn Hilaire, Generalsekretär der Verwaltung. Herr Heydrich nahm zudem Kontakt zu Herrn Darquier de Pellepoix auf, der kürzlich zum Generalkommissar für Judenfragen ernannt worden war, sowie mit Herrn Brinon.»

Dieses Treffen zwischen Heydrich und Bousquet hat mich schon immer stutzig gemacht, zu gern besässe ich die Gesprächsprotokolle. Bousquet konnte nach dem Krieg lange Zeit glaubhaft machen, er hätte Heydrich die Stirn geboten. Es stimmt, dass er sich in einem Punkt kategorisch weigerte nachzugeben: Die Vorrechte der französischen Polizei sollten nicht beschnitten werden – diese Vorrechte bestanden in erster Linie darin, Menschen festnehmen zu können. Vor allem Juden. Heydrich hat nichts dagegen einzuwenden, dass die lokale Polizeiinstanz auf diese Weise vorgeht, schliesslich spart es den Deutschen Arbeit. Er vertraut Oberg an, seine Erfahrung im Protektorat habe ihn gelehrt, dass mit einer weitreichenden Autonomie der Polizei und

Verwaltung die besten Ergebnisse erzielt würden. Selbstverständlich unter der Bedingung, dass Bousquet seine Polizei mit der gleichen Gesinnung leite wie er die deutsche Polizei. Doch Heydrich hegt nicht den leisesten Zweifel, dass Bousquet der Situation gewachsen ist. Am Ende seines Frankreichaufenthaltes verkündet er, die einzige politische Persönlichkeit, die Jugend, Intelligenz und Autorität in sich vereine, sei Bousquet. Mit Männern wie ihm könne man das Europa von morgen aufbauen, ein Europa, das sich von dem heutigen grundlegend unterscheide.

Als Heydrich René Bousquet über die bevorstehende Deportation der «staatenlosen» (soll heissen: nicht französischen) Juden, die in Drancy interniert sind, informiert, schlägt Bousquet spontan vor, seine staatenlosen Juden, die in der Freizone interniert sind, hinzuzufügen. Noch geflissentlicher geht's nicht!

202

René Bousquet blieb ein Leben lang mit François Mitterrand befreundet, doch das ist nicht der grösste Vorwurf, der ihm gemacht wird.

Bousquet ist weder Polizist wie Barbie noch Milizionär wie Touvier und nicht einmal Generalsekretär einer Präfektur wie Papon in Bordeaux. Er ist ein erstklassiger Politiker, dem eine brillante Karriere bevorsteht, der sich jedoch auf das Gleis der Kollaboration begibt und bei der Deportation der Juden die Hand im Spiel hat. Er stellt sicher, dass die Razzia des Wintervelodroms

Vél' d'Hiv' (Deckname: «Vent printanier») im Juli 1942 von der französischen Polizei durchgeführt wird und nicht von den Deutschen. Er ist also für die vermutlich grösste Schandtät verantwortlich, die der Geschichte der französischen Nation anhaftet. Die Tatsache, dass sie sich heute «französischer Staat» nennt, ändert natürlich nichts daran. Wie viele Fussballweltmeisterschaften müssen gewonnen werden, um einen solchen Schandfleck reinzuwaschen?

Nach dem Krieg entkommt Bousquet den Fängen der Sainte Eputation, doch seine Teilnahme am Vichy-Regime zerstört trotzdem die politische Karriere, die ihm bevorzustehen schien. Er steht dennoch nicht auf der Strasse, sondern besetzt in Folge gleich mehrere Verwaltungsposten, so auch bei *La Dépêche du Midi*, wo er eine harte antigaullistische Linie vorgibt, und das immerhin von ... 1959 bis 1971. Kurz und gut, er profitiert von der immer noch grossen Toleranz der führenden Klassen gegenüber selbst den kompromittiertesten unter ihnen. Später trifft er sich gern – und vermutlich nicht ohne eine gewisse Häme – mit Simone Veil, einer Auschwitz-Überlebenden, die nichts von seinen Vichy-Aktivitäten weiss.

Seine Vergangenheit holt ihn in den achtziger Jahren schliesslich doch noch ein, und 1991 wird er wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt.

Die strafrechtliche Untersuchung findet zwei Jahre später ein jähes Ende, als er bei sich zu Hause von einem geltungssüchtigen Spinner ermordet wird. Ich erinnere mich noch sehr gut an diesen Kerl, wie er eine Pressekonferenz gibt, kurz nachdem er Bousquet getötet hat und kurz bevor die Polizei ihn festnimmt. Ich erinnere mich an seinen selbstzufriedenen Gesichtsausdruck, während er in

aller Seelenruhe berichtet, er habe das nur getan, um von sich reden zu machen. Schon damals fand ich das sagenhaft dämlich.

Dieser spektakuläre Vollidiot scheint geradewegs einem Albtraum entsprungen zu sein, wie selbst Debord ihn niemals zu inszenieren gewagt hätte, und beraubte uns eines Prozesses, der zehnmal interessanter gewesen wäre als die Prozesse von Papon und Barbie zusammen, interessanter als die von Pétain und Laval, interessanter als Landru und Petiot, der Jahrhundertprozess. Für sein skandalöses Attentat auf die Geschichte bekam der unermessliche Hohlkopf zehn Jahre, sieben davon hat er abgessen, und heute ist er frei. Jemandem wie Bousquet gegenüber empfinde ich abgrundtiefe Abscheu und grenzenlose Verachtung, doch wenn ich an die Dummheit seines Mörders denke, den gewaltigen Verlust, den seine Tat für die Historiker bedeutet, an die Enthüllungen, die während des Prozesses massenhaft zutage getreten wären und deren er uns unwiderruflich beraubt hat, werde ich von Hass überwältigt. Er hat zwar keine unschuldigen Menschen getötet – dafür ist er ein Totengräber der Wahrheit. Und alles nur, um drei Minuten lang im Fernsehen zu sein! Welch stumpfsinnige Warhol'sche Monstrosität! Den Einzigen, denen ein Recht auf moralische Überlegungen über Leben und Tod Bousquets zugestanden hätte, sind seine Opfer, die Überlebenden und Toten, die wegen Menschen wie ihm in die Fänge der Nazis gerieten; doch ich bin sicher, dass sie ihn gern *lebend* gehabt hätten. Welche Enttäuschung muss es für sie gewesen sein, als sie von diesem absurden Mord erfuhren! Die Gesellschaft, die ein derartiges Gebaren, derartige Geistesgestörte hervorbringt, widert mich an. «Menschen,

denen die Wahrheit gleichgültig ist, kann ich nicht leiden», schrieb Pasternak. Noch schlimmer ist das Geschmeiss, dem die Wahrheit nicht nur gleichgültig ist, sondern das auch noch aktiv dagegen vorgeht. All die Geheimnisse, die Bousquet mit ins Grab nahm ... Ich darf gar nicht weiter daran denken, es macht mich krank.

Der Prozess gegen Bousquet hätte das französische Äquivalent zu Eichmanns Prozess in Jerusalem werden können.

203

Nun gut, Themenwechsel! Ich bin über die Zeugenaussage von Helmut Knochen gestolpert, den Heydrich während seines Frankreichbesuchs zum Beauftragten des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD ernannte. Darin gibt er vor, erstmals eine vertrauliche Aussage zu enthüllen, die Heydrich ihm gegenüber bei der Gelegenheit geäußert haben soll. Die Zeugenaussage machte er ... im Juni 2000, achtundfünfzig Jahre später!

Heydrich soll ihm anvertraut haben, der Krieg könne nicht mehr gewonnen werden. Es gelte, einen Kompromissfrieden zu erzielen, und er befürchte, Hitler wolle sich dies nicht eingestehen. Darüber müsse man nachdenken. Diese Überlegungen hätte er also im Mai 1942 angestellt, vor Stalingrad, zu einem Zeitpunkt, als das Reich stärker schien als je zuvor!

Knochen sieht darin die ausserordentliche Klarsicht Heydrichs, den er für wesentlich intelligenter hält als alle anderen Nazifunktionäre. Und er versteht es als Beweis, dass Heydrich die Möglich-

keit in Betracht zog, Hitler zu stürzen. Von dieser Überlegung ausgehend eröffnet er uns seine brandneue Theorie: Churchill wollte sich einen vollständigen Sieg über Hitler auf keinen Fall entgehen lassen, daher habe die Ermordung Heydrichs für ihn absolute Priorität besessen. Kurz gesagt, die Engländer sollen die Tschechen unterstützt haben, um zu verhindern, dass ein scharfsinniger Nationalsozialist wie Heydrich Hitler beiseitedrängt und das Naziregime mit einem Kompromissfrieden rettet.

Ich habe den Verdacht, dass es Knochens Interessen dient, die Hypothese eines Komplotts gegen Hitler zu untermauern, um seine äusserst reale Rolle im Polizeiapparat des Dritten Reiches zu bagatellisieren. Es ist sogar möglich, dass er nach über sechzig Jahren selbst an das glaubt, was er erzählt. Ich für meinen Teil denke, er erfindet einfach das Blaue vom Himmel. Doch ich halte es trotzdem für erwähnenswert.

204

In einem Forum habe ich gelesen, was ein Leser im Brustton der Überzeugung über Jonathan Littells Hauptfigur geschrieben hat: «Max Aue wirkt authentisch, weil er seine Epoche widerspiegelt.» Aber nein! Er wirkt authentisch (zumindest für die Leser, die sich leicht reinlegen lassen), weil er *unsere* Epoche widerspiegelt: nihilistisch-postmodern, um mich kurz zu fassen. An keiner Stelle wird angedeutet, dass die Figur Anhänger des Nationalsozialismus ist. Ganz im Gegenteil – häufig genug legt Aue eine be-

unruhigende Gleichgültigkeit gegenüber der nationalsozialistischen Doktrin an den Tag; somit kann man nicht sagen, dass er den unbändigen Fanatismus widerspiegelt, der in seiner Epoche vorherrschte. Dagegen sprechen weiterhin seine generelle Gleichgültigkeit, sein blasiertes Gehabe, seine Abgestumpftheit, sein permanentes Unbehagen, sein Gefallen an philosophischen Überlegungen, seine aufgesetzte Amoralität, sein verdrossener Sadismus und diese entsetzliche sexuelle Frustration, die ihn ohne Unterlass bis ins Innerste aufwühlen ... aber natürlich! Warum bin ich nicht früher draufgekommen? Auf einen Schlag sehe ich klar: *Die Wohlgesinnten* sind nichts anderes als «Houellebecq bei den Nazis».

205

Ich glaube, ich beginne zu verstehen: Ich bin dabei, einen Infra-Roman zu schreiben.

206

Der Augenblick naht, ich kann es spüren. Der Mercedes ist auf der Strasse. Er kommt näher. In Prag liegt etwas in der Luft, das mich bis ins Mark durchdringt. Die Windungen der Strasse bestimmen das Schicksal eines Mannes und das eines anderen und eines anderen und noch eines anderen. Ich sehe, wie Tauben von Jan Hus' Bronzeschädel abheben und im Hintergrund das schönste Büh-

nenbild der Welt, die Tyn-Kathedrale mit ihren spitzen Türmen. Beim Anblick ihrer prächtigen, düsteren, unheilvollen Fassade könnte ich jedes Mal vor Ehrfurcht in die Knie sinken. Prags Herz schlägt in meiner Brust. Ich höre das Klingeln der Strassenbahnen. Ich sehe Männer in grau-grüner Uniform und vernehme das martialische Knallen ihrer Stiefel auf dem Pflaster. Ich bin fast da. Ich muss dorthin. Ich muss mich nach Prag begeben. Ich muss da sein, wenn es passiert.

Ich muss es dort schreiben.

Ich höre das Motorengeräusch des schwarzen Mercedes, der sich die Strasse entlangschlängelt. Ich höre Gabčíks Atem, der im Regenmantel auf dem Gehsteig wartet. Gegenüber sehe ich Kubis und oben auf dem Hügel Valčík. Ich spüre die kalte Vorderseite des Spiegels in seiner Jackentasche. Noch nicht, noch nicht, *uz nie*, noch nicht.

Noch nicht.

Ich spüre den Wind, der die Gesichter der zwei Deutschen im Wagen peitscht. Der Fahrer fährt ausgesprochen schnell, das weiss ich sicher, ich verfüge über Tausende Zeugenberichte, die das bestätigen: Was diesen Punkt angeht, bin ich *nicht* unsicher. In voller Fahrt rast der Mercedes dahin, während der Teil meines Vorstellungsvermögens, den ich am meisten schätze, still und heimlich in seinem Windschatten folgt. Der Wind pfeift, der Motor brummt, der Passagier ruft seinem Chauffeur, einem sehr grossen Mann, immer wieder zu: «Schneller! Schneller!» Er bemerkt nicht, dass sich die Zeit bereits verlangsamt. Schon bald wird das Weltgeschehen in einer Kurve erstarren. Im selben Moment, wie der Mercedes, wird die Welt stehenbleiben.

Doch noch ist es nicht so weit. Ich weiss, dass es noch zu früh

ist. Es ist noch nicht alles am richtigen Ort. Es wurde noch nicht alles gesagt. Zweifellos würde ich diesen Augenblick am liebsten bis in alle Ewigkeit hinauszögern, obwohl jede Faser meines Seins darauf hinfiebert.

Der Slowake, der Mähre und der Tscheche aus Böhmen befinden sich ebenfalls in Wartestellung, und ich gäbe einiges dafür, fühlen zu können, was sie damals fühlten. Doch die Literatur hat mich zu sehr verdorben. «Ich spüre Bedrohliches in mir aufsteigen», sagt Hamlet. Selbst in einem solchen Moment kommt mir ein Satz von Shakespeare in den Sinn. Man möge mir verzeihen. Meine Helden mögen mir verzeihen. Ich tue das alles nur für sie. Es galt, den Mercedes in Bewegung zu bringen, was nicht einfach war. Alles bereitzustellen, sich um die Vorbereitungen zu kümmern, zumindest den Hintergrund zu malen, vor dem sich dieses Abenteuer abspielen wird, den Galgen des Widerstands zu errichten, der hässlichen Dampfwalze des Todes ein prächtiges Gewand des Heldenmutes überzuwerfen. Das alles ist natürlich noch gar nichts. Es galt, allem Schamgefühl zum Trotz, eine Verbindung zwischen mir und diesen grossen Männern herzustellen, ohne dass sie meine insektenartige Existenz beim Blick zu Boden bemerken.

Es galt zuweilen auch, zu mogeln und mich von dem loszusagen, woran ich glaube, da meine Literaturgläubigkeit angesichts dessen, was sich jetzt abspielen wird, keinerlei Bedeutung besitzt. Angesichts der Ereignisse, die sich in wenigen Minuten abspielen werden. Hier. Jetzt. In dieser Kurve in Prag, in der Klein-Holeschowitz-Strasse, wo später, viel später, eine Art Umgehungsstrasse erbaut werden wird, weil sich die Konturen einer Stadt leider schneller verändern als das kollektive Gedächtnis der Menschen.

Doch im Grunde ist das kaum von Bedeutung. Das Einzige, was von jetzt an noch wichtig ist, ist der schwarze Mercedes, der sich schlangenartig die Strasse entlangwindet. Noch nie habe ich mich meiner Geschichte so nah gefühlt.

Prag.

Ich spüre, wie Metall gegen Leder reibt. Ich spüre die Aufregung, von der die drei Männer ergriffen werden, und ihre gespielte Gelassenheit. Dabei handelt es sich nicht um die männliche Sicherheit derer, die wissen, dass sie sterben werden, denn auch, wenn sie dazu bereit sind, haben sie die Möglichkeit, mit dem Leben davonzukommen, niemals ausgeschlossen, wodurch ihre psychische Anspannung meiner Meinung nach noch unerträglicher wird. Ich weiss nicht, welche unglaubliche nervliche Widerstandsfähigkeit sie brauchten, um sich zu kontrollieren. Geschwind lasse ich die Situationen meines Lebens Revue passieren, in denen ich ruhig Blut bewahren musste. Einfach lachhaft! Lächerlich, worum es dabei ging: ein gebrochenes Bein, nächtlicher Wacheinsatz, eine Abfuhr, und das ist auch schon alles, was ich in meiner armseligen Existenz riskierte. Wie sollte ich mehr als ein brüchiges Bild von dem vermitteln können, was die drei Männer durchlebten?

Doch für derlei Bedenken ist es jetzt eindeutig zu spät. Schliesslich habe auch ich gewisse Verantwortungen, denen ich mich stellen muss. Ich folge also weiterhin der Fahrspur des Mercedes. Lausche den Geräuschen des Lebens an diesem Maimorgen. Spüre den Wind der Geschichte, der leise zu pfeifen beginnt. Lasse alle Akteure nacheinander aufmarschieren, vom 12. Jahrhundert bis hin zur heutigen Zeit und zu Natacha. Um schliesslich

nur fünf Namen im Gedächtnis zu behalten: Heydrich, Klein, Valčík, Kubis und Gabčík.

Allmählich erblicken diese fünf Personen Licht am Ende des Tunnels meiner Geschichte.

207

Am Nachmittag des 26. Mai 1942, wenige Stunden vor dem Eröffnungskonzert der Prager Musikwoche, für das er ein Werk seines Vaters ausgewählt hat, gibt Heydrich vor den versammelten Protektorsjournalisten eine Pressekonferenz: «Ich muss erleben, dass die Unhöflichkeiten, ja die Taktlosigkeiten, um nicht zu sagen: Frechheiten, besonders gegenüber dem Deutschen, wieder in der Zunahme begriffen sind. Auch die kleinen Sabotageakte, die weniger Schaden tun als einen oppositionellen Geist zeigen sollen, haben zugenommen ... Sie wissen, meine Herren, dass ich grosszügig und allen Aufbauplänen fördernd gegenüberstehe. Sie wissen aber auch, dass ich bei aller Geduld nicht zögern werde, unerhört hart zuzuschlagen, wenn ich das Gefühl und den Eindruck haben sollte, dass man das Reich immer noch für schwach hält und loyales Entgegenkommen meinerseits für Schwäche ansieht.»

Ich bin ein Kind. Dieser Diskurs ist in mehrfacher Hinsicht interessant; er zeigt, dass Heydrich auf dem Höhepunkt seiner Macht und sich seiner Stärke wohl bewusst, formuliert wie der aufgeklärte Monarch, für den er sich hält, der Vizekönig, der so stolz auf seine Regentschaft ist, der harte, aber gerechte Herr – als

habe sich die fürsorgliche Bedeutung des Titels «Protektor» in das Gewissen seines Trägers eingebrannt, als halte Heydrich sich tatsächlich für einen «Schutzherrn». Heydrich, der stolz auf sein scharfsinniges Politikverständnis ist und in jeder seiner Reden Zuckerbrot und Peitsche mitschwingen lässt; das Sinnbild schlechthin für den rhetorischen Radau seiner totalitären Thesen, Heydrich, der Henker, Heydrich, der Schlächter, der ungeniert seine Grosszügigkeit und Fortschrittlichkeit beschwört und mit der Arroganz und dem Wissen der verschlagensten Tyrannen gekonnt in die Antiphrase umschwenkt. Doch das ist es gar nicht, woran ich hängenbleibe bei dieser Rede. Ich kann einfach nicht fassen, mit welcher Unverfrorenheit sich ein Tyrann wie Heydrich über «Unhöflichkeiten» seitens seiner Opfer ereifert.

208

Am Abend des 26. Mai will Libena ihren Verlobten Gabčik besuchen. Doch er ist ausgegangen, um seine Nerven zu beruhigen. Er kann die Befürchtungen der Mitglieder der Widerstandsbewegung nicht mehr hören; sie fürchten die Folgen des Attentats. Kubis öffnet die Tür und bittet Libena herein. Sie hat Zigaretten mitgebracht. Nach einem kurzen Moment des Zögerns übergibt Libena Kubis die Zigaretten. «Aber, Jenicek (sie verwendet die Koseform für Jan, muss also seinen wirklichen Namen kennen), rauche sie bitte nicht alle allein! ...» Dann macht sich die junge Frau wieder auf den Weg, und sie weiss nicht, ob sie ihren Verlobten jemals wiedersieht.

Ich glaube, dass jeder Mensch, dessen Leben nicht aus einer endlosen Aneinanderreihung unglücklicher Umstände besteht, zumindest einen Moment erlebt hat, den er – zu Recht oder auch nicht – als Apotheose betrachtet. Und ich glaube, dass dieser Moment für Heydrich, dem das Leben sehr wohlwollend mitgespielt hat, nun gekommen ist. Durch einen der pikanten Zufälle, die wir leichtgläubig zum Schicksal erheben, ereignet sich dieser Moment einen Tag vor dem Attentat.

Als Heydrich die Kapelle des Prager Waldstein-Palais betritt, erheben sich alle geladenen Gäste. Herrschaftlich und mit heiterem Gesichtsausdruck schreitet er hoherhobenen Hauptes über einen roten Teppich, dessen Rand er teilweise übertritt, auf seinen Platz in der ersten Reihe zu. An seiner Seite Ehefrau Lina, schwanger und strahlend, in ein dunkles Kleid gehüllt. Alle Blicke richten sich auf das Paar, und die uniformierten Männer in der Zuhörerschaft erheben den Arm zum Hitlergruss, als die beiden an ihnen vorbeigehen. Heydrich ist von der Erhabenheit des Schauplatzes ergriffen, das kann ich an seinen Augen ablesen, stolz betrachtet er den Altar, der von prachtvollen Flachreliefs überragt wird und vor dem die Musiker in Kürze ihre Plätze einnehmen werden.

Die Musik, so wird ihm heute Abend wieder klar, sofern er es überhaupt vergessen hatte, ist fester Bestandteil seines Lebens: Sie hat ihn seit seiner Geburt begleitet und niemals verlassen. Stets führte er einen inneren Kampf zwischen dem Künstler und dem Kämpfer in ihm. Der Lauf der Welt war es, der über seine Karriere entschied. Doch die Musik wird ihm immer innewohnen, ihn bis zu seinem Tod begleiten.

Jeder Gast hält das Abendprogramm in der Hand, in dem die schlechte Prosa des stellvertretenden Reichsprotektors zu lesen ist; getarnt als Einleitung, die zu verfassen er sich nicht verkniefen konnte. Sinngemäss schreibt er:

Die Musik ist die kreative Sprache der Künstler und Musikfreunde, das Ausdrucksmittel ihres Innenlebens. In schwierigen Zeiten spendet sie dem Zuhörer Trost, und in Zeiten von Kampf und Heldentum verleiht sie ihm Mut. Doch die Musik ist zuvorderst das stärkste Ausdrucksmittel der kulturellen Produktion des deutschen Volkes. In diesem Sinne ist die Prager Musikwoche ein Beitrag zur Erhabenheit unserer Gegenwart und bildet damit für die kommenden Jahre das Fundament eines reichen musikalischen Lebens in dieser Region im Herzen des Reiches.

Heydrich schreibt nicht so gut, wie er Geige spielt, doch das schert ihn nicht, schliesslich ist die Musik die wahre Sprache der Künstlerseelen.

Das Programm ist ausserordentlich. Er hat die grössten Musiker anreisen lassen, um deutsche Musik zu spielen. Beethoven, Händel, sicherlich auch Mozart; um Wagner kommt man an diesem Abend ausnahmsweise einmal herum (wobei ich nicht sicher bin, weil ich mir nicht das vollständige Programm besorgen konnte). Doch erst, als die ersten Töne des Klavierkonzerts in d-Moll seines Vaters Bruno Heydrich erklingen – aufgeführt von alten Musiklehrern aus dessen Konservatorium in Halle, unter Begleitung eines gefeierten virtuosen Pianisten, der extra zu diesem Anlass angereist ist –, wird Heydrich wohl diesen krönenden Moment erleben und die Musik wie eine wohlige Welle durch sich hindurchströmen lassen. Zu gern hätte ich dieses Konzert gehört. Als Heydrich zum Schluss applaudiert, erkenne ich auf seinem

Gesicht den schwelgerisch stolzen Blick grössenwahnsinniger Egozentriker. Heydrich kostet seinen persönlichen Triumph über den posthumen Erfolg seines Vaters aus. Doch Triumph und Apotheose sind nicht unbedingt dasselbe.

210

Gabčik ist wieder zu Hause. Weder er noch Kubis rauchen in der Wohnung, um die mutige Familie Ogoun, bei der sie wohnen, nicht zu belästigen, und auch, damit die Nachbarn keinen Verdacht schöpfen.

Durch das Fenster sieht man die Burg, die sich gegen den nächtlichen Himmel abzeichnet. Versonnen betrachtet Kubis das imposante Bauwerk und denkt laut: «Ich frage mich, was dort morgen um diese Zeit los sein wird ...» Frau Ogounová fragt: «Was sollte denn los sein?» Schnell wirft Gabčik ein: «Nichts, gar nichts.»

211

Am Morgen des 27. Mai machen sich Gabčik und Kubis früher als gewöhnlich zum Aufbruch bereit. Der jüngere Sohn ihrer Herbergsfamilie Ogoun geht zum letzten Mal seine Unterlagen durch, denn heute ist Abiturprüfung. Er ist sehr nervös. Kubis redet ihm gut zu: «Ruhig Blut, Lubos, du schaffst das, du musst das schaffen. Und heute Abend feiern wir alle zusammen deinen Erfolg ...»

Wie es seiner Gewohnheit entspricht, hat Heydrich beim Frühstück die aktuellen Zeitungen gelesen, die ihm jeden Tag frühmorgens aus Prag zugestellt werden. Um neun Uhr ist sein schwarzer oder dunkelgrüner Mercedes eingetroffen, am Steuer sein Chauffeur, ein SS-Hüne namens Klein, der beinahe zwei Meter misst. Doch an diesem Morgen lässt Heydrich ihn warten. Er hat mit seinen Kindern gespielt (ich versuche, mir diese Szene vorzustellen: Heydrich, der mit seinen Kindern spielt) und ist mit seiner Frau durch die ausufernden Gärten ihres Anwesens geschlendert. Lina musste ihm den Stand der Bauarbeiten erläutern. Anscheinend sollen ein paar Eschen gefällt werden, um Obstbäume an ihre Stelle zu setzen. Doch ich frage mich, ob Ivanov das nicht erfunden hat. Ihm zufolge soll Heydrichs jüngste Tochter Silke ihrem Papa erzählt haben, ein gewisser Herbert, der sonst nirgendwo Erwähnung findet, habe ihr beigebracht, einen Revolver zu laden. Sie ist drei Jahre alt. Nun gut, während dieser unruhigen Zeiten sollte mich eigentlich nichts mehr überraschen.

Heute Morgen, am 27. Mai 1942, jährt sich der Todestag von Joseph Roth, der an den Folgen seiner Alkoholabhängigkeit und vor Kummer drei Jahre zuvor in Paris verstarb. Er war ein unerbittlicher Beobachter und Visionär des Naziregimes während dessen

Aufstiegs und schrieb schon 1934: «Welch Wimmeln in der Welt, eine Stunde vor ihrem Ende!»

Zwei Männer besteigen eine Tram, und während sie zum Fenster hinausschauen und den Anblick der Prager Strassen in sich aufsaugen, sagen sie im Stillen zu sich, dass sie vielleicht soeben ihre letzte Fahrt angetreten haben. Genauso gut ist aber möglich, dass sie beschlossen haben, nichts zu sehen, ganz abzuschalten, ihre Konzentration zu sammeln, indem sie die Aussenwelt ausblenden. Doch das bezweifle ich stark. Es ist ihnen mittlerweile längst in Fleisch und Blut übergegangen, auf der Hut zu sein.

Von dem Moment an, in dem sie die Tram besteigen, lassen sie die männlichen Passagiere automatisch nicht mehr aus den Augen: wer einsteigt und aussteigt, wer vor den jeweiligen Türen steht; sie wissen sofort, wer Deutsch spricht, selbst wenn er sich am anderen Ende des Wagens befindet. Sie wissen, welches Fahrzeug vor der Tram herfährt, welches ihr folgt, in welchem Abstand, haben das Motorrad der Wehrmacht im Blick, das von rechts überholt, werfen einen Blick auf die Patrouille, die den Gehweg hinaufsteigt, entdecken die beiden Gestalten in ledernen Regenmänteln, die das Gebäude gegenüber bewachen (okay, ich höre schon auf). Gabčík trägt ebenfalls einen Regenmantel, und obwohl die Sonne scheint, ist es zu dieser Uhrzeit noch kühl genug, um damit nicht aufzufallen. Vielleicht trägt er ihn aber auch über dem Arm. Kubis und er haben sich in gewisser Weise für den grossen Tag herausgeputzt. Und beide halten eine schwere Aktentasche an den Körper gedrückt.

Irgendwo in Zizkov (sprich: Dschidschko) steigen sie aus. Das Viertel trägt den Namen des legendären Jan Zizka, des grössten und grausamsten Hussitenführers – der Einäugige, der Blinde, der

der Armee des Heiligen Römischen Reiches vierzehn Jahre lang die Stirn bot, Hauptmann der Taboriten, der den Zorn des Himmels auf alle Feinde Böhmens lenkte. Dort begeben sie sich zu einer Kontaktperson, um ihre Fahrzeuge abzuholen: zwei Fahrräder, die sie schwungvoll besteigen. Eins davon gehört der Tante Moravcová. Im Stadtteil Holesovice machen sie halt, um sich bei einer anderen Widerstandskämpferin zu bedanken – eine weitere Ersatzmutter, die sie versteckt hielt und für sie Kuchen backte, eine Frau Khodlová. «Ihr seid doch nicht gekommen, um euch zu verabschieden, oder?»

«Aber nicht doch, liebe Mama Khodlová, wir kommen bald wieder auf einen Besuch vorbei, vielleicht sogar heute noch. Werden Sie zu Hause sein?»

«Aber sicher, kommt einfach vorbei ...»

Als sie endlich eintreffen, ist Valčík bereits da. Vielleicht ist auch ein vierter Fallschirmspringer vor Ort, Leutnant Opálka von «Out Distance», um ihnen zur Hand zu gehen, doch seine Rolle konnte nie geklärt werden, nicht einmal, ob er tatsächlich anwesend war, also halte ich mich an das, was ich weiss. Es ist noch nicht neun Uhr, und nach einer kurzen Diskussion beziehen die drei Männer ihre Posten.

214

Gleich schlägt es zehn Uhr, und Heydrich ist noch immer nicht zur Arbeit aufgebrochen. Noch heute Abend soll er nach Berlin fliegen, um sich mit Hitler zu treffen. Vielleicht bereitet er sich besonders sorgfältig auf dieses Treffen vor.

Als peinlich genauer Bürokrat überprüft er die Dokumente in seiner Aktentasche sicherlich ein letztes Mal. Fest steht, dass es bereits zehn Uhr ist, als Heydrich endlich auf dem Beifahrersitz des Mercedes Platz nimmt. Klein startet den Wagen, die Schlosstore öffnen sich, bei der Durchfahrt des Reichsprotektors recken die Wachposten den Arm zum Gruss, und das Mercedes-Cabriolet gleitet auf die Strasse.

215

Während sich Heydrichs Mercedes den gewundenen Weg des Schicksals entlangschlängelt und die drei Fallschirmspringer angespannt in der Todeskurve auf der Lauer liegen, alle Sinne in Alarmbereitschaft, lese ich erneut die Geschichte von Jan Zizka, wie sie George Sand in ihrem wenig bekannten Werk *Jean Zizka* beschreibt. Und schon wieder lasse ich mich ablenken. Vor mir sehe ich den grausamen General oben auf seinem Berg stehen, blind, mit kahlgeschorenem Schädel, den Schnurrbart nach gallischer Manier geflochten, sodass die Spitzen lianenartig Richtung Oberkörper fallen. Am Fusse seiner improvisierten Festung steht die kaiserliche Armee von Sigismund zum Angriff bereit. Vor meinem geistigen Auge spielen sich Kämpfe, Massaker, Kriegseroberungen und Besatzungen ab. Zizka war der Kammerherr des Königs in Prag. Es heisst, er habe sich aus Hass auf die Priester in den Krieg gegen die katholische Kirche gestürzt, weil ein Priester seine Schwester vergewaltigt haben soll. Es ist das Zeitalter der ersten berüchtigten Prager Fensterstürze. Noch weiss

man nicht, dass von dem Unruheherd Böhmen schreckliche Religionskriege ausgehen und über hundert Jahre andauern werden. Ich erfahre, dass das Wort «Pistole» vom tschechischen *pisTala* abstammt. Ich erfahre, dass Zizka quasi der Erfinder der Panzergefechte ist, weil er in seinen Schlachten Bataillone schwerbewaffneter Wagen einsetzte. Es heisst, Zizka habe den Vergewaltiger seiner Schwester gefunden und hart bestraft. Es heisst weiterhin, Zizka sei einer der grössten Kriegsherren aller Zeiten gewesen, weil er keine einzige Niederlage einstecken musste. Ich verzettele mich. Ich lese lauter Dinge, die mich von der Kurve ablenken. Und dann entdecke ich noch diesen Satz von George Sand: «Ihr bedauernswerten arbeitsamen und kranken Leute führt einen ständigen Kampf mit denen, die euch ein ums andere Mal sagen: ‚Arbeitet viel, um sehr schlecht zu leben.‘» Das war mehr als die Einladung zu einem kleinen Exkurs, eine echte Provokation! Doch nun richte ich meine ganze Konzentration auf mein eigentliches Ziel und werde mich nicht mehr ablenken lassen. Ein schwarzer Mercedes gleitet wie eine Schlange über die Strasse, ich kann ihn schon sehen.

216

Heydrich ist zu spät. Es ist bereits nach zehn Uhr. Die Hauptverkehrszeit ist vorbei, und Gabčiks und Kubis' Anwesenheit auf dem Gehweg der Klein-Holeschowitz-Strasse wird zunehmend auffällig. 1942 machen sich – egal, wo in Europa – zwei Männer, die zu lange an derselben Stelle herumstehen, schnell verdächtig.

Ich bin sicher, sie wissen, dass ihre Mission zum Scheitern verurteilt ist. Jede weitere Minute, die vorbeizieht, erhöht das Risiko, von einer Patrouille entdeckt und verhaftet zu werden. Trotzdem warten sie weiterhin ab. Der Mercedes hätte schon vor über einer Stunde vorbeikommen müssen. Nach den Uhrzeiten, die der Tischler festgehalten hat, ist Heydrich noch nie nach zehn Uhr an der Burg angekommen. Alles lässt also darauf schliessen, dass er nicht mehr kommen wird. Er könnte eine andere Route genommen haben oder direkt zum Flughafen gefahren und fortgeflogen sein – für immer.

Kubis hat sich im Innern der Kurve postiert und lehnt an einem Laternenpfahl. Auf der anderen Seite der Kreuzung tut Gabčik so, als warte er auf eine Bahn. Ein gutes Dutzend Bahnen muss bereits an ihm vorbeigefahren sein, bestimmt hat er aufgehört, sie zu zählen. Nach und nach ebbt der Strom tschechischer Arbeiter ab. Die beiden Männer werden fatalerweise bald ganz allein dastehen. Nach und nach verklingen die Geräusche der Stadt, und die Ruhe, die sich über die Kurve legt, kündigt wie ein höhnisches Echo vom bevorstehenden Misserfolg ihrer Mission. Heydrich ist niemals zu spät. Er wird nicht mehr kommen.

Doch natürlich hätte ich nicht dieses ganze Buch geschrieben, nur damit Heydrich dann nicht auftaucht.

Um zehn Uhr dreissig werden die beiden Männer auf einmal vom Blitz getroffen oder, korrekt gesagt: vom Sonnenlicht, das Valčík oben auf dem Hügel mit Hilfe seines kleinen Taschenspiegels reflektieren lässt. Das ist das Signal. Also doch. Er wird kommen. In wenigen Sekunden wird er da sein. Gabčik rennt über die Strasse und bezieht am Ausgang der Kurve Posten, von der er an dieser Stelle bis zum letzten Moment verdeckt wird. Im Gegensatz

zu Kubis, der weiter vorne steht (es sei denn, er hat sich hinter Gabčik positioniert, wie in einigen Berichten behauptet wird, doch das erscheint mir wenig wahrscheinlich), kann er nicht sehen, dass der soeben am Horizont auftauchende Mercedes nicht von einer Eskorte begleitet wird. Ich wette, er hat nicht einmal einen Gedanken daran verschwendet. In diesem Moment hat er zwangsläufig nur noch einen einzigen Gedanken im Kopf, der den gesamten Platz in seinem lodernden Gehirn beansprucht: das Ziel angreifen. Doch mit Sicherheit vernimmt er das charakteristische Geräusch der Tram, die hinter ihm herannaht.

Plötzlich taucht der Mercedes auf. Wie erwartet, bremst er ab. Doch wie befürchtet, fährt er im denkbar ungünstigsten Moment an einer vollbesetzten Strassenbahn vorbei: exakt in dem Moment, als er auf Gabčiks Höhe ankommt. Da ist nichts zu machen. Das Risiko, Zivilisten zu gefährden, wurde besprochen, und man beschloss, das Risiko einzugehen. Gabčik und Kubis besitzen weniger Skrupel als *Die Gerechten* von Camus, doch das kommt daher, dass ihre Existenz über einfache schwarze Buchstaben hinausgeht, die sich in Zeilen auf Papier aneinanderreihen.

Sie sind stark, Sie sind mächtig, Sie sind mit sich selbst zufrieden. Sie haben Menschen getötet und werden noch viele, viele weitere töten. Ihnen gelingt einfach alles. Nichts kann Sie aufhalten. In nicht einmal zehn Jahren sind Sie zum «gefährlichsten Mann des Dritten Reiches» geworden.

Niemand macht sich mehr über Sie lustig. Man nennt Sie nicht mehr «die Ziege», sondern «die blonde Bestie»: In der Rangordnung der Tiere sind Sie unbestreitbar in eine andere Kategorie aufgestiegen. Heutzutage werden Sie von allen gefürchtet, selbst von Ihrem Chef, dem bebrillten Hamster, obwohl er selbst ausgesprochen gefährlich ist.

Sie haben es sich auf dem Beifahrersitz Ihres Mercedes-Cabriolets bequem gemacht, und der Wind streicht Ihnen durchs Gesicht. Sie sind auf dem Weg in Ihr Büro, das sich in einer Burg befindet. Sie leben in einem Land, dessen Bürger Ihre Untertanen sind, und Sie können über Leben und Tod dieser Menschen bestimmen. Wenn Sie wollten, könnten Sie sie alle töten, bis auf den letzten. Vermutlich ist es genau das, was diese Menschen erwartet.

Doch Sie werden nicht mehr da sein, um zuzusehen, weil Sie zu anderen Abenteuern gerufen werden. Sie wollen sich anderen Herausforderungen stellen. Nachher werden Sie ins Flugzeug steigen und Ihr Königreich aufgeben. Sie kamen, um im Land für Ordnung zu sorgen, und haben Ihre Aufgabe mit Bravour erfüllt. Sie haben ein ganzes Volk unter Ihre Knute gebracht, Sie haben im Protektorat mit eiserner Hand durchgegriffen, Sie haben Politik gemacht, Sie haben regiert, Sie haben geherrscht. Ihrem Nachfolger werden Sie die schwierige Aufgabe hinterlassen, den Fortbestand Ihres Erbes dauerhaft zu sichern, namentlich: jegliches Wiederaufkeimen der Widerstandsbewegung, die Sie zerschlagen haben, im Keim zu ersticken; den gesamten tschechischen Produktionsapparat am Laufen zu halten und zugunsten des deutschen Kriegsgeschehens einzusetzen; den Prozess der Germanisierung voranzutreiben, den Sie eingeleitet und dessen Modalitäten Sie festgelegt haben.

Beim Gedanken an Ihre Vergangenheit und an Ihre Zukunft überkommt Sie ein gigantisches Gefühl der Selbstzufriedenheit. Sie halten die Ledertasche auf Ihren Knien fest umschlossen. Sie denken an Halle, an die Marine, an Frankreich, das auf Sie wartet, an die Juden, die sterben werden, an das unsterbliche Reich, das Sie auf ein grundsolides Fundament gestellt und dessen Wurzeln Sie tief im Boden verankert haben. Doch Sie vergessen die Gegenwart. Haben die Träumereien, die Ihr Gehirn durchströmen, während der Mercedes dahingleitet, Ihre Polizeinstinkte vernebelt? Sie sehen den Mann nicht, der trotz des warmen Frühlingswetters einen Regenmantel über dem Arm trägt und vor Ihnen das Bühnenbild Ihrer Gegenwart durchquert, die Sie soeben einholt.

Was macht dieser Idiot da?

Er bleibt mitten auf der Strasse stehen.

Vollführt eine Vierteldrehung, um dem Wagen gegenüberzustehen.

Blickt Ihnen direkt in die Augen.

Wirft den Regenmantel weg.

Enthüllt eine Maschinenpistole.

Richtet sie auf Sie.

Zielt.

Und drückt ab.

218

Er drückt ab, und nichts passiert. Leider kann ich einen derart billigen Effekt an dieser Stelle nicht vermeiden. Nichts passiert. Der Abzug klemmt, oder er versagt nach Strich und Faden und trifft

ins Leere. All die monatelangen Vorbereitungen, nur damit die Sten, diese englische Mistwaffe, eine Ladehemmung hat. Heydrich, auf den er aus allernächster Nähe schießen kann, ihm ausgeliefert, und Gabčiks Waffe versagt den Dienst. Er drückt den Abzug der Sten, doch anstatt Kugeln auszuspeien, bleibt sie stumm. Gabčiks Finger umkrampfen den Pistolengriff des unnützen Stück Metalls.

Das Auto hat angehalten, und diesmal bleibt die Zeit wirklich stehen. Die ganze Welt hat aufgehört, sich zu drehen, zu atmen. Die zwei Männer im Wagen sind wie versteinert. Nur die Tram folgt weiter ihrem Kurs, als sei nichts gewesen, abgesehen davon, dass einige Passagiere denselben versteinerten Gesichtsausdruck tragen, weil sie gesehen haben, was passiert ist, sprich: nichts. Das kreischende Geräusch der Strassenbahn auf den Eisenschienen zerreisst den Stillstand der Zeit. Nichts passiert, ausser in Gabčiks Gehirn. Ihm schwirrt der Kopf, in schwindelerregender Geschwindigkeit. Hätte ich die Möglichkeit gehabt, in genau jenem Moment in seinem Kopf zu sein, wäre mir, davon bin ich felsenfest überzeugt, der Erzählstoff für Hunderte Seiten nur so zugeflogen. Doch ich war nicht in seinem Kopf und habe nicht die leiseste Ahnung, was er empfand. In meinem mickrigen Leben kann ich keinen einzigen Umstand ausmachen, der bei mir ein Gefühl hätte auslösen können, das an seine Gefühle in diesem Moment auch nur annähernd herankommt. Erstaunen, Angst, alles umspült von einem Sturzbach Adrenalin, der ungebremst durch seine Venen strömt, als hätten sich alle Schleusen seines Körpers gleichzeitig geöffnet.

«Auch wenn wir Menschen die Ahnung unseres Todes in uns tragen, kann uns ein Augenblick unsterblich machen.»

Bei Saint-John Perse wird mir speiübel, aber nicht unbedingt bei seiner Poesie. Mit diesem Vers möchte ich den Kämpfern an dieser Stelle huldigen, obwohl sie über jede Lobeshymne erhaben sind.

Einige haben folgende Hypothese aufgestellt: Die Sten sei in einem Beutel verstaut gewesen, den Gabčik mit Grünzeug gefüllt haben soll, um seine Waffe darin zu verstecken. Welch merkwürdige Idee! Wie sollte er bei einer Kontrolle begründen, dass er mit einem Beutel voller Heu durch die Stadt spaziert? Nun, ganz einfach, er braucht nur zu sagen, es sei für sein Kaninchen. Es gab nämlich in der Tat viele Tschechen, die ihre einfache Kost durch die private Aufzucht von Kaninchen anreicherten und im Park Grünzeug ernteten, um sie zu füttern. Wie dem auch sei, diese Kräuter sollen angeblich in den Mechanismus eingedrungen sein.

Also löst sich aus der Sten kein Schuss. Und alle Beteiligten erstarren mehrere endlos erscheinende Zehntelsekunden lang vor Erstaunen. Gabčik, Heydrich, Klein und Kubis. Das ist dermassen kitschig! Dermassen westermässig! Wie die vier Männer zu steinernen Statuen erstarren, den Blick auf die Sten geheftet. Allen schwirrt der Kopf in Wahnsinns geschwindigkeit, einer für einen normalen Menschen unfassbaren Geschwindigkeit. Am Ende dieser Geschichte befinden sich also diese vier Männer in der Kurve. Noch dazu kommt eine zweite Strassenbahn hinter dem Mercedes herangefahren.

Man hat gewissermassen nicht den ganzen Tag lang Zeit. Nun tritt Kubis in Aktion; seit Gabčiks Auftritt sind die beiden Deutschen wie versteinert und haben Kubis hinter sich nicht bemerkt, den ruhigen und freundlichen Kubis, der nun eine Bombe aus seiner Tasche hervorholt.

Ich bin ebenfalls wie versteinert – nachdem ich William T. Vollmanns *Europe Central* gelesen habe, das gerade auf Französisch erschienen ist. Fieberhaft lese ich endlich das Buch, das ich selbst gern geschrieben hätte, und frage mich während der Lektüre des ersten Kapitels, das dauert, dauert, wie lange er diesen unglaublichen Stil, diesen Ton, diese Gedämpftheit beibehalten kann. Tatsächlich ist das Kapitel nur acht Seiten lang, aber es sind acht magische Seiten, auf denen die Sätze wie in einem Traum vorüberziehen, man versteht nichts und versteht zugleich alles. Die Stimme der Geschichte erklingt vielleicht zum ersten Mal mit einer solchen Exaktheit, und diese Enthüllung erstaunt mich: Die Geschichte ist ein Orakel, das in der ersten Person Plural spricht. Das erste Kapitel heisst «Stählerner Aufmarsch», und ich lese: «In Kürze wird sich der Stahl in Bewegung setzen, zunächst langsam, wie die Truppenzüge beim Verlassen der Bahnhöfe, dann schneller und überallhin, Männer mit Stahlhelmen werden in rechteckigen Formationen voranmarschieren, flankiert von glänzenden

Flugzeugen; und schliesslich setzen sich die Panzer, Flugzeuge und anderen Projektile in Bewegung und beschleunigen unaufhaltsam.» Und weiter unten: «Immer bereit, den Schlafwandler zu entzücken, verspricht Göring, blitzartig fünfhundert weitere Flugzeuge mit Raketenantrieb hinterherzuschicken. Dann eilt er zu einem romantischen Rendezvous mit Leinwandsternen Lida Baarová.» Die Tschechin. Ich muss aufpassen, meine Zitate alle sieben Zeilen zu unterbrechen, wenn ich einen Autor zitiere. Nicht mehr als sieben Zeilen, so wie Verbrecher nicht länger als dreissig Sekunden telefonieren, damit die Telefonspitzel sie nicht lokalisieren können. «In Moskau verkündet Marschall Tschatschewski, im nächsten Krieg werden die Operationen breit angelegten Grossmanövern gleichen. Er wird sogleich erschossen werden. Dann erscheinen die Minister Zentraleuropas (sie werden ebenfalls ermordet) auf den Baikonen, die von marmornen nackten Damen gestützt werden, und schwingen schwelgerische Reden. Dabei achten sie ununterbrochen angespannt auf das Klingeln des Telefons.» In der Zeitung erklärt mir irgendjemand: Es handle sich um eine Erzählung «von geringer Intensität», der Roman sei «wunderbar, aber kaum ein Geschichtszeugnis», dessen Lektüre man «nicht mit zu grosser Aufmerksamkeit betreiben» dürfe. Ich verstehe. Ich werde mich daran erinnern.

Wo war ich noch gleich?

Ich bin genau dort, wo ich hinwollte. Ein Vulkan bedeckt die Kurve der Klein-Holeschowitz-Strasse mit glühendem Adrenalin. Das ist der Moment, in dem die Summe aller persönlichen Entscheidungen, Entscheidungen auf Mikroebene, die ausschliesslich instinktiv und aus Angst heraus getroffen wurden, dazu führt, dass die Geschichte eines ihrer bombastischsten Beben, einen schallenden Schluckauf, erlebt.

Der Körper eines jeden Anwesenden verrichtet seinen Dienst. Klein, der Chauffeur, fährt nicht weiter, was ein Fehler ist.

Heydrich erhebt sich und zieht seine Waffe. Zweiter Fehler. Hätte Klein dieselbe Wachsamkeit an den Tag gelegt wie Heydrich, oder wäre Heydrich wie Klein auf seinem Sitz zu einer Salzsäule erstarrt, wäre zweifellos alles anders gelaufen und ich vermutlich nicht einmal da, um davon zu berichten.

Kubis' Arm beschreibt einen Kreisbogen, und die Bombe fliegt. Doch niemand, so viel ist klar, tut jemals genau das, was er soll. Kubis zielt auf den Vordersitz, doch die Bombe landet neben dem rechten Hinterreifen. Trotzdem explodiert sie.

ZWEITER TEIL

«Eine alarmierende Nachricht kommt aus Prag.»

Eintrag aus Goebbels' Tagebuch vom 28. Mai 1942

Die Bombe explodiert, und die Druckwelle zerschmettert die Scheiben der Tram gegenüber. Der Mercedes wird einen Meter in die Luft gehoben. Kubis wird von Splintern im Gesicht getroffen und stürzt hintüber. Eine Rauchwolke hüllt das Geschehen ein. Aus der Strassenbahn ertönen Schreie. Eine SS-Uniformjacke, die auf der Rückbank lag, segelt durch die Luft. Mehrere Sekunden lang richten sich die Blicke der entgeisterten Zeugen auf nichts anderes als auf die Uniformjacke, die über der Rauchwolke durch die Luft schwebt. Ich jedenfalls sehe nichts anderes. Wie ein totes Blatt beschreibt die Jacke weitläufige Spiralen, während das Echo der Explosion sich gemächlich bis nach Berlin und London ausbreitet. Ausser den Schallwellen und der fliegenden Jacke bewegt sich nichts. Es gibt kein weiteres Lebenszeichen in der Kurve der Klein-Holeschowitz-Strasse. Von nun an erzähle ich jede Sekunde. In der nächsten wird schon wieder alles anders sein. Doch hier, an diesem klaren Mittwochmorgen des 27. Mai 1942, verlangsamt sich der Lauf der Zeit zum zweiten Mal innerhalb von zwei Minuten, wenn auch nicht auf die gleiche Weise.

Der Mercedes schlägt auf dem Asphalt auf. In Berlin zieht Hitler nicht für eine einzige Sekunde in Betracht, dass Heydrich sein Treffen mit ihm am Abend nicht einhalten könnte. In London

möchte Beneš an den Erfolg der Operation «Anthropoid» glauben. Reichlich Stolz in beiden Fällen. Als der platte rechte Hinterreifen, der als letzter der vier noch in der Luft schwebt, schliesslich auf dem Boden aufsetzt, kommt die Zeit wieder in Gang. Instinktiv greift Heydrich mit der rechten Hand hinter sich und zieht seine Pistole. Kubis rappelt sich auf. Die Passagiere einer weiteren Tram kleben an den Fenstern, um das Geschehen zu verfolgen, während die in der ersten husten, schreien und panisch zum Ausgang drängen. Hitler schläft noch. Beneš blättert angespannt durch Moravecs Berichte. Churchill genehmigt sich bereits den zweiten Whiskey. Valčík beobachtet vom Hügel aus das Durcheinander auf der Kreuzung, die von folgenden Fahrzeugen blockiert wird: ein Mercedes, zwei Strassenbahnen, zwei Fahrräder. Opálka wird da auch schon irgendwo sein, doch ich kann ihn nicht genau lokalisieren. Roosevelt sendet amerikanische Flieger nach England, um die Piloten der Royal Air Force zu unterstützen. Lindbergh möchte den Orden, der ihm 1938 von Göring verliehen wurde, nicht zurückgeben. De Gaulle kämpft bei den Alliierten für die Legitimation des Freien Frankreichs. Von Mansteins Armee besetzt Sewastopol. Das Afrikakorps hat am Tag zuvor den Angriff auf Bir Hakeim gestartet. Bousquet plant die Razzia vom Wintervelodrom. In Belgien sind die Juden von heute an verpflichtet, einen gelben Stern zu tragen. In Griechenland treffen die ersten französischen Widerstandskämpfer ein. Zweihundertsechzig Flugzeuge der Luftwaffe sind unterwegs, um einen Seekonvoi der Alliierten abzufangen, der versucht, um Norwegen herum über das Nordmeer Richtung Sowjetunion zu gelangen. Nach

sechs Monaten täglicher Bombardements verkünden die Deutschen, die Invasion Maltas auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Die SS-Uniformjacke landet sanft auf der elektrischen Oberleitung der Tram, als hätte man sie dort zum Trocknen aufgehängt. So sieht's aus. Doch Gabčik hat sich immer noch nicht aus seiner Erstarrung gelöst. Mehr noch als die Explosion ist das tragische Klacken seiner Sten für ihn eine mentale Ohrfeige. Wie im Traum sieht er die beiden Deutschen aus dem Auto steigen und sich in einem augenscheinlich perfekt einstudierten Bewegungsablauf gegenseitig Deckung geben. In Überkreuzstellung dreht sich Klein zu Kubis, während Heydrich allein mit der Waffe in der Hand auf Gabčik zutaumelt. Heydrich, der gefährlichste Mann des Dritten Reiches, der Henker von Prag, der Schlächter, die blonde Bestie, die Ziege, der Jude Süß, der Mann mit dem eisernen Herzen, die grauenerregendste Kreatur, die dem Fegefeuer der Hölle jemals entstiegen ist, der grausamste Mann, der jemals aus dem Uterus einer Frau hervorgegangen ist, seine Zielperson, steht ihm gegenüber, schwankend und bewaffnet. Mit einem Schlag löst sich Gabčik aus der Erstarrung und findet die notwendige Geistesgegenwart, um die Situation blitzschnell und frei von jeglicher mythologischen Verklärung einzuschätzen. Er findet zu seinem schnellen und treffsicheren Entscheidungsvermögen zurück, das ihm ermöglicht, genau das Richtige zu tun: Er wirft seine Sten weg und nimmt die Beine in die Hand. Die ersten Schüsse fallen. Heydrich zielt auf ihn. Heydrich, der Henker, der Schlächter, die blonde Bestie etc. Doch der Reichsprotektor, der sonst immer Höchstleistungen in allen Disziplinen vollbringt, ist definitiv nicht in Hochform. Er macht einfach alles falsch, jedenfalls in diesem Augen-

blick. Gabčik kann hinter einem Telegraphenmasten in Deckung gehen, der ziemlich breit gewesen sein muss, weil er beschliesst, dort zu bleiben. Er weiss schliesslich nicht, wann Heydrich wieder zu Kräften kommt und vernünftig zielen kann. In der Zwischenzeit hört er den Kugelhagel donnern. Auf der anderen Seite wischt sich Kubis das Blut aus dem Gesicht, das ihm die Sicht verdeckt, und erblickt die gigantische Statur Kleins, der sich ihm nähert. War es ein wahnwitziger Einfall oder eine klarsichtige Eingebung? Jedenfalls fällt ihm sein Fahrrad wieder ein. Er greift in den Lenker und schwingt sich auf den Sattel. Jeder, der schon einmal Fahrrad gefahren ist, weiss, dass ein Radfahrer während der ersten zehn, fünfzehn, meinetwegen auch zwanzig Meter von einem Mann zu Fuss schnell einzuholen ist, und es dauert, bis er ihm unaufhaltsam davonfahren kann. Darüber scheint sich Kubis angesichts der Entscheidung, die sein Gehirn für ihn trifft, im Klaren zu sein. Neunundneunzig Prozent aller Menschen wären in einer solchen Situation (in der es gilt, so schnell wie möglich die Flucht vor einem bewaffneten Nazi zu ergreifen, dem es nicht an Gründen mangelt, einen umzubringen) reflexartig in die entgegengesetzte Richtung ihres Verfolgers gefahren. Kubis hingegen beschliesst, in Richtung der Tram zu radeln, aus der die ersten nach Luft ringenden Fahrgäste herausdrängen. Dabei beschreibt er, in Bezug auf Klein, einen Winkel von knapp neunzig Grad. Ich mag es eigentlich nicht, mich in den Kopf eines anderen Menschen zu versetzen, doch ich glaube, Kubis' dahinterstehendes Kalkül erkennen zu können, ein doppeltes Kalkül. Zum einen richtet er sein Fahrrad *bergab*, um das relativ langsame Anfahren auszugleichen und so schnell wie möglich an Geschwindigkeit zu gewinnen. Höchst-

wahrscheinlich ging er davon aus, dass es sich nicht wirklich gut anfühlen würde, mit einem aufgestachelten SS-Mann im Rücken eine Steigung hinaufzu trampeln. Zum anderen muss er, um auch nur eine winzige Überlebenschance zu haben, zwei widersprüchlichen Anforderungen gerecht werden: sich nicht zur Zielscheibe zu machen und sich gleichzeitig ausserhalb der Reichweite der feindlichen Schüsse zu begeben. Doch um sich ausser Reichweite zu begeben, muss er zunächst eine gewisse Strecke zurücklegen, während der er vollkommen ohne Deckung ist. Kubis fährt die gegenteilige Strategie von Gabčík, er versucht sein Glück. Doch er überlässt es auch nicht nur dem Zufall: Kubis beschliesst, sich die Tram, deren unglückseliges Auftauchen die Fallschirmspringer befürchteten, seitdem ihre Wahl auf die Kurve der Klein-Holeschowitz-Strasse gefallen war, zunutze zu machen. Die Passagiere, die der Strassenbahn bisher entstiegen sind, bilden noch keine Menschenmenge, trotzdem wird er versuchen, sie als Schutzschild zu gebrauchen. Ich schätze, er setzt keine allzu grosse Hoffnung darauf, der SS-Mann könnte Skrupel haben, auf eine Ansammlung unschuldiger Zivilisten zu schiessen, doch zumindest würde es die Sicht des Angreifers vermindern. Dieses Ablenkungsmanöver erscheint mir grossartig ausgeklügelt, vor allem, wenn man bedenkt, dass der Mann, von dem der Plan stammt, soeben von der Wucht einer Explosion zu Boden geworfen wurde, ihm Blut in die Augen läuft und er nur drei Sekunden hatte, um ihn auszuhecken. Trotzdem bleibt ein Moment, in dem Kubis sich auf sein blosses Glück verlassen muss, der Moment, bis er den Schutzschild der nach Luft ringenden Passagiere erreicht. Nun, der Zufall entscheidet wie so oft, gerecht auszuteilen: Klein umkrampft, noch schockiert von der Explosion, seine Waffe, deren Schlagbolzen, Verschluss

oder was weiss ich ebenfalls den Dienst versagt. Wird Kubis' Plan also aufgehen? Nein, denn der Schutzwall aus Passagieren baut sich ein wenig zu undurchdringlich vor ihm auf. Einige unter ihnen haben ihre Geistesgegenwart bereits zurückerlangt und scheinen nicht bereit, ein Stück für ihn zur Seite zu treten und ihn durchzulassen – sei es, weil sie Deutsche sind, Sympathisanten, begierig nach einer Heldentat oder Belohnung oder angstzerfressen beim Gedanken daran, man könne sie der Mittäterschaft beschuldigen, oder eben doch noch nicht aus ihrer Erstarrung gelöst und somit nicht imstande, sich auch nur einen Zentimeter vom Fleck zu bewegen. Ich bezweifle, dass einer von ihnen vorhatte, ihn zu stellen, doch womöglich blickten einige bedrohlich drein. Somit befinden wir uns inmitten einer burlesken Szene (anscheinend braucht es in jeder Episode eine davon), in der Kubis auf dem Fahrrad in die Luft schiesst, um sich einen Weg durch die verdutzten Strassenbahnpassagiere zu bahnen. Und es gelingt ihm. Klein ist wie vor den Kopf gestossen, als er begreift, dass ihm seine Beute soeben entwischt. Da fällt ihm ein, dass er einen Vorgesetzten hat, den er beschützen muss, und er wendet sich wieder Heydrich zu, der weiterhin Schüsse abfeuert. Doch mit einem Mal bricht der Reichsprotektor zusammen. Klein läuft zu ihm hin. Die Stille, die auf die plötzlich verklingenden Schüsse folgt, trifft nicht auf taube Ohren. Gabčik begreift, dass der Zeitpunkt gekommen ist, ebenfalls sein Glück zu versuchen – jetzt oder nie. Er verlässt seinen unsicheren Unterschlupf hinter dem Telegraphenmasten und rennt los. Er ist wieder ganz bei Sinnen und in der Lage nachzudenken: Um Kubis' Chancen zu erhöhen, muss er in eine andere Richtung laufen. Mit einem Mal spurtet er den Hü-

gel hinauf. Seine Analyse ist trotzdem nicht ganz fehlerfrei, denn er läuft auf Valčiks Beobachtungsposten zu. Doch Valčik wird momentan noch nicht mit der Operation in Verbindung gebracht. Heydrich gelingt es, sich auf einen Ellbogen aufzustützen. Er brüllt Klein, der ihm zu Hilfe eilt, zu: «Fassen Sie den Schweinehund!» Klein schafft es endlich, seine vermaledeite Pistole durchzuladen, und er nimmt die Verfolgung auf. Er gibt mehrere Schüsse ab, und Gabčik, der mit einem 38er Colt bewaffnet ist, den er glücklicherweise zusätzlich zur Sten in Reserve hatte, feuert zurück. Ich weiss nicht, wie viele Meter Vorsprung er hat. Ich glaube nicht, dass Gabčik in diesem Moment rückwärts über die Schulter schießt, um seinen Feind tatsächlich zu treffen, sondern er will ihm vielmehr signalisieren, dass es riskant ist, ihm zu nahe zu kommen. Im Laufschrift lassen die beiden Männer das Chaos auf der Kreuzung zurück. Doch vor ihnen zeichnet sich eine immer deutlicher werdende Silhouette ab: Valčik nähert sich ihnen. Gabčik sieht, wie er mit der Waffe in der Hand herbeigelaufen kommt, stehen bleibt, um zu zielen, und dann zusammenbricht, bevor er einen Schuss abgegeben hat.

«*Do piii!*» In dem Moment, in dem er hinfällt, wobei er einen durchdringenden Schmerz im Oberschenkel verspürt, kann Valčik sich nichts anderes sagen als: «Scheisse, was für ein Idiot!» Von einer Kugel des Deutschen getroffen, hat er keine Chance mehr. Jetzt ist der SS-Hüne nur noch wenige Meter von ihm entfernt. Valčik ist sich sicher, dass sein letztes Stündlein geschlagen hat. Ihm wird nicht die Zeit bleiben, seine Waffe, die er hat fallen lassen, wieder aufzuheben. Doch als Klein auf seiner Höhe ankommt, geschieht das Wunder: Er bleibt nicht stehen. Entweder

misst der Deutsche Gabčík eine grössere Bedeutung bei, oder er hat vor lauter Konzentration auf sein Ziel nicht gesehen, dass Valčík bewaffnet war und bereit, auf ihn zu schiessen. Oder er hat ihn ganz einfach gar nicht gesehen. Er läuft an ihm vorbei, ohne innezuhalten, wirft ihm nicht einmal einen Blick zu. Valčík kann sich glücklich schätzen, trotzdem ist er wütend: Anscheinend wurde er von einem Querschläger getroffen! Wie sinnlos. Als er sich umdreht, sind die beiden Männer verschwunden.

Weiter unten ist die Situation nicht weniger konfus. Eine junge blonde Frau hat die Lage jedoch voll und ganz begriffen. Sie ist Deutsche und hat Heydrich erkannt, der auf der Strasse liegt und sich den Rücken hält. Mit der Autorität, die ihr der Glaube an die Zugehörigkeit zur Herrenrasse verleiht, hält sie ein Auto an und befiehlt den beiden Insassen, den Reichsprotector ins nächstgelegene Krankenhaus zu fahren. Der Fahrer protestiert: Sein Wagen sei mit Pralinenschachteln beladen, die die gesamte Rückbank einnehmen. Die Blonde brüllt ihm entgegen, er solle sofort ausladen. Eine weitere surreale Szene, die der Fahrer selbst erzählt hat: Die beiden Tschechen beginnen wenig begeistert, die Schachteln wie in Zeitlupe auszuladen, während die junge blonde Frau, hübsch und elegant in ihrem Kostüm, um Heydrich herumscharwenzelt und auf Deutsch auf ihn einplappert, was er aber nicht zu hören scheint. Doch die deutsche Frau hat definitiv einen guten Tag. An der Kreuzung taucht ein anderes Fahrzeug auf, das sie mit einem Blick als geeigneter einschätzt. Es ist ein kleiner Tatra-Lieferwagen, der Schuhcreme und Parkettwachs geladen hat. Die Blonde läuft auf ihn zu und ruft dem Fahrer zu, er solle anhalten.

«Was gibt's denn?»

«Ein Attentat!»

«Na und?»

«Sie müssen den Herrn Obergruppenführer ins Krankenhaus bringen.»

«Warum gerade ich?»

«Ihr Wagen ist leer.»

«Aber er wird es da nicht bequem haben, hinten liegen Kartons mit Parkettwachs, das ist doch des Herrn Reichsprotectors nicht würdig, zwischen stinkendem Zeug zu sitzen.»

«Schnell!»

Der Mann im Tatra hat keine Wahl, er fügt sich. Ein inzwischen eingetroffener Polizist stützt Heydrich und bringt ihn zum Wagen. Man sieht, dass der Reichsprotector sich bemüht, aufrecht zu gehen, es ihm aber nicht gelingen will. Von seiner zerrissenen Uniform tropft Blut. Vorsichtig nimmt er auf dem Vordersitz Platz, die eine Hand an der Pistole, in der anderen seine Aktentasche. Der Lieferwagen fährt an und rollt die Anhöhe hinunter. Doch der Fahrer besinnt sich, dass der schnellste Weg zum Krankenhaus in die andere Richtung führt, also wendet er den Wagen. Das Manöver entgeht Heydrich nicht, und er ruft: «Wohin fahren wir?» Der Fahrer spricht nicht viel Deutsch, versteht aber Heydrichs Frage. Doch ihm will das deutsche Wort «Krankenhaus» einfach nicht einfallen. Also schweigt er. Heydrich brüllt weiter auf ihn ein und bedroht ihn mit seiner Waffe. Glücklicherweise sind sie wieder an der Stelle angelangt, an der sie Heydrich eingesammelt haben. Der Fahrer erblickt die blonde Frau, die immer noch dasteht und sofort auf das Fahrzeug zugelaufen kommt. Der Fahrer erklärt ihr die Situation auf Tschechisch. Heydrich murmelt

der Blonden etwas zu. Er kann nicht vorn sitzen bleiben, es ist zu niedrig für ihn. Also hilft man ihm beim Aussteigen und lässt ihn sich bäuchlings hinten niederlegen – inmitten der Schuhcreme- und Parkettwaxpakete. Heydrich verlangt nach seiner Aktentasche und bekommt sie zugeworfen. Der Tatra fährt wieder an. Heydrich fasst sich wieder an den Rücken, mit der anderen Hand bedeckt er sein Gesicht.

Währenddessen flüchtet Gabčik immer noch im Laufschrift. Mit seiner Krawatte, die im Wind weht, und den zerzausten Haaren könnte man ihn für Cary Grant in *Der unsichtbare Dritte* halten – oder für Belmondo in *Abenteuer in Rio*. Doch obwohl Gabčik sehr gut in Form ist, besitzt er nicht das übermenschliche Durchhaltevermögen, das der französische Schauspieler in seiner extravaganen Rolle an den Tag legt. Im Gegensatz zu Belmondo kann Gabčik nicht ununterbrochen weiterlaufen. Es ist ihm gelungen, mit einem Zickzacklauf durch das umliegende Wohnviertel einen kleinen Vorsprung vor seinem Verfolger zu gewinnen, er hat ihn aber noch nicht ganz abhängen können. Doch jedes Mal, wenn er um eine Strassenecke verschwindet, gewinnt er einige Sekunden, in denen er aus Kleins Sichtfeld verschwindet. Davon muss er profitieren. Ausser Atem erspäht er ein geöffnetes Geschäft und stürzt genau in der Zeitspanne hinein, in der Klein ihn nicht sehen kann. Unglücklicherweise hat er den Namen des Geschäfts nicht gelesen: Metzgerei Brauner. Als er den Verkäufer atemlos bittet, ihn zu verstecken, eilt dieser nach draussen, erblickt den herbeistürmenden Klein und deutet wortlos auf sein Geschäft. Brauner ist nicht nur Deutsch-Tscheche, sondern er hat zu allem Überfluss noch einen Bruder bei der Gestapo. Gabčik sitzt also übel in der Falle – in die Enge getrieben im Hinterzimmer ei-

ner Nazi-Fleischerei. Doch Klein ist während der Verfolgung nicht entgangen, dass der Flüchtige bewaffnet ist. Er betritt die Metzgerei nicht, sondern versteckt sich hinter einem Gartenzaun und ballert wie von Sinnen ins Ladeninnere. Seit Gabčik hinter seinem Telegraphenmasten darauf wartete, dass Heydrich aufhört, auf ihn zu schießen, hat sich seine Situation also nicht wesentlich verbessert. Wie dem auch sei, entweder verlässt er sich auf seine Zielsicherheit, oder ein einfacher SS-Mann in zwei Metern Entfernung schüchtert ihn weniger ein als der Henker von Prag persönlich, jedenfalls fühlt er sich jetzt mehr imstande zu reagieren als vorher. Er verlässt seine Deckung für eine Sekunde, kann einen Umriss hinter dem Zaun erkennen, legt an, schießt, und Klein stürzt, am Bein getroffen, zu Boden. Gabčik vergeudet keine Zeit, kommt aus dem Laden herausgeschossen, sprintet an dem am Boden liegenden Deutschen vorbei auf die Strasse und rennt weiter. Doch in dem Labyrinth aus kleinen Strassen findet er sich nicht zurecht. An der nächsten Kreuzung erstarrt er. Am Ende der Strasse, die er im Begriff ist entlangzulaufen, erblickt er den Beginn der Kurve: Während seiner kopflosen Flucht ist er im Kreis gelaufen und fast wieder am Ausgangspunkt angekommen. Ein wahrgewordener kafkaesker Albtraum im Schnelldurchlauf. Er verschwindet in der anderen Strasse, die von der Kreuzung abzweigt und zum Fluss hinunterführt. Und ich hinke durch die Strassen Prags, schleppe mich Na porici hinauf, ziehe mein verletztes Bein hinter mir her und sehe ihn in der Ferne verschwinden.

Der Tatra erreicht das Krankenhaus. Heydrich ist gelb angeläutet, kann sich kaum auf den Beinen halten. Man trägt ihn unverzüglich in den Operationsaal und hilft ihm aus der Jacke. Mit

nacktem Oberkörper mustert er die Krankenschwester, die erschreckt flüchtet, ohne ihn aufzufordern, die übrige Kleidung abzulegen. Er bleibt allein auf dem Operationstisch sitzen. Ich gäbe viel dafür, zu wissen, wie lang dieser kurze Moment des Alleinsins genau andauerte. Ein Mann in schwarzem Mantel betritt den OP. Bei Heydrichs Anblick macht er grosse Augen, blickt sich einmal im Saal um und verschwindet direkt wieder, um zu telefonieren. Er gibt Order, unverzüglich eine SS-Einheit herbeizusenden. Nein, es handle sich nicht um einen Fehlalarm. Ja, Heydrich! Er wiederhole: Der Reichsprotektor sei vor Ort und verletzt. Nein, das wisse er nicht. Schnell! Dann taucht der erste Arzt auf, ein Tscheche. Er ist weiss wie die Wand, beginnt aber umgehend, die Wunde mit einer Pinzette und Tupfern zu versorgen. Sie ist acht Zentimeter lang, voller Splitter und kleiner Schmutzpartikel. Heydrich rührt sich nicht, während die Pinzette in der Wunde herumfährt. Ein zweiter Arzt, ein Deutscher, erscheint im Operationsaal. Er will wissen, was vor sich geht, und erblickt Heydrich. Sofort schlägt er die Hacken zusammen und ruft: «Heil!» Dann fahren sie mit der Untersuchung fort. Die Niere wurde nicht getroffen, die Wirbelsäule auch nicht, die vorläufige Diagnose gibt Anlass zur Hoffnung. Auf einer Rollbahre wird Heydrich zum Röntgen gefahren. SS-Männer besetzen derweil die Krankenhausflure. Erste Sicherheitsmassnahmen werden getroffen: Zum Schutz der Scharfschützen werden alle Aussenfenster mit weisser Farbe bepinselt, und auf dem Dach werden Maschinengewehre in Stellung gebracht. Und selbstverständlich werden die störenden Kranken entfernt. Heydrich erhebt sich von der Bahre und schreitet, sicht-

lich um Haltung bemüht, ohne Hilfe zum Röntgengerät. Die Röntgenaufnahme zeigt weitere Verletzungen: Eine Rippe ist gebrochen, das Zwerchfell hat einen Riss, der Brustkorb ist stark in Mitleidenschaft gezogen. In der Milz ist irgendetwas stecken geblieben, ein Bombensplitter oder ein Metallteil von der Karosserie. Der deutsche Arzt beugt sich über den Verletzten:

«Herr Protektor, wir werden zu einem ernsteren Eingriff schreiten müssen.»

Heydrich ist leichenblass und schüttelt den Kopf – er verlangt nach einem Arzt aus Berlin. Der Arzt versichert jedoch, dass sein Zustand einer sofortigen Intervention bedürfe. Heydrich denkt nach. Er weiss, dass sein Leben auf dem Spiel steht, die Zeit gegen ihn arbeitet, und stimmt zu, den besten Spezialisten der deutschen Klinik in Prag kommen zu lassen. Er wird unverzüglich in den Operationssaal zurückgefahren. Karl Hermann Frank und die ersten Mitglieder der tschechischen Regierung treffen im Krankenhaus ein. Das kleine Hospital erfährt einen Ansturm wie nie zuvor und auch danach nie wieder.

Kubis dreht sich immer wieder um. Es folgt ihm niemand mehr. Er hat es geschafft. Doch was genau hat er geschafft? Jedenfalls nicht, Heydrich zu töten. Der schien in bester Form zu sein, als er selbst die Flucht ergriff und Gabčik allein liess, der wegen seiner nutzlosen Sten in ernsthaften Schwierigkeiten steckte. Und was die Gefahr angeht, konnte er sich zwar vorübergehend in Sicherheit bringen, ist sich aber im Klaren darüber, dass sich die Lage jederzeit ändern kann. Die Hetzjagd kann jede Minute beginnen, und seine Beschreibung wird nicht allzu kompliziert sein: ein Mann mit Fahrrad, der im Gesicht verletzt ist. Viel auffälliger geht es nicht. Ein weiteres Dilemma, für das er eine Lösung finden muss:

Das Fahrrad ermöglicht ihm, mobil zu sein und sich so schnell wie möglich aus dem Sektor des Attentats zu entfernen. Doch es macht ihn deutlich verdächtiger und erhöht die Gefahr, kontrolliert zu werden. Kubis beschliesst, das Fahrrad loszuwerden. Während er in die Pedale tritt, überlegt er. Er umfährt den Ort des Attentats und stellt das Fahrrad vor dem Schuhgeschäft Bata im alten Stadtteil Libeh ab. Es wäre vorteilhafter gewesen, den Sektor zu verlassen, doch jede Sekunde, die er auf der Strasse verbringt, erhöht das Risiko, gefasst zu werden. Daher beschliesst er, bei seinem nächstgelegenen Kontakt Unterschlupf zu suchen, der Familie Novak. Er betritt ein Gebäude mit Arbeiterunterkünften und eilt die Treppe in grossen Sprüngen hinauf. Eine Nachbarin hält ihn auf: «Suchen Sie jemanden?» Kubis versucht, mehr schlecht als recht, sein Gesicht zu verdecken.

«Frau Nováková.»

«Sie ist nicht da, ich war aber gerade noch bei ihr, und sie kommt gleich zurück.»

«Ich werde auf sie warten.»

Kubis weiss, dass die mutige Frau Nováková ihre Tür nicht abschliesst, damit er und seine Freunde jederzeit hereinschneien können. Er betritt die Wohnung und wirft sich aufs Sofa. Die erste winzige Atempause an diesem sehr langen und strapaziösen Morgen.

Das Krankenhaus im Vorort Bulovka ähnelt mittlerweile einer Mischung aus Reichskanzlei, Führerbunker und Gestapo-Einsatzzentrale. Die SS-Kommandotruppen, die um, im, auf und unter dem Gebäude aufgestellt wurden, könnten es mühelos mit einer sowjetischen Panzerdivision aufnehmen. Man wartet auf die Ankunft des Chirurgen. Frank, der ehemalige Buchhändler aus Kar-

lovy Vary, raucht eine Zigarette nach der anderen, als sei er im Begriff, Vater zu werden. Er grübelt vor sich hin: Sie werden Hitler informieren müssen.

In der Stadt macht man sich zum Gefecht bereit: Es scheint, als sei jeder, der in Prag eine Uniform trägt, von dem Impuls erfasst, kopflos umherzurrennen. Die Aufregung ist auf dem Höhepunkt, die Effizienz so gut wie null. Hätten Gabčík und Kubis am Bahnhof Wilson (mittlerweile umbenannt) bis zu zwei Stunden nach dem Attentat einen Zug nehmen wollen, um die Stadt zu verlassen, hätten sie dies unbehelligt tun können.

Gabčík hatte zwar einen schlechten Start, jetzt aber weniger Probleme: Er braucht lediglich einen Regenmantel, weil auf seinem Steckbrief stehen wird, dass er keinen mehr trägt, weil er seinen vor dem Mercedes hat liegenlassen. Und er ist körperlich unversehrt: Er hat weder äussere noch innere körperliche Verletzungen. Im Laufschrift erreicht er das Viertel Zizkov. Dort schöpft er wieder Atem und neue Kräfte, kauft einen Strauss Veilchen und klingelt bei Herrn Zelenka, Lehrkraft und Mitglied von «Jindra», der Widerstandsbewegung von Sokol. Er überreicht Frau Zelenka die Veilchen, leiht sich einen Regenmantel und macht sich wieder auf den Weg. Vielleicht leiht er sich den Mantel aber auch von Familie Svatos, deren Aktentasche er sich bereits geborgt und ebenfalls in der Kurve zurückgelassen hat. Doch sie wohnen weiter weg, mitten in der Stadt, in der Nähe des Wenzelsplatzes; über diesen Punkt gibt es abweichende Zeugenaussagen, und ich weiss nicht, auf welche ich mich verlassen kann. Wie dem auch sei, danach begibt er sich zur Wohnung der Familie Fafek, wo ihn ein

heisses Bad erwartet und er seine junge Verlobte, Libena, wieder sieht. Was sie dort tun und zueinander sagen, weiss ich nicht. Doch wie wir wissen, war Libena über alles informiert. Sie muss überglücklich gewesen sein, ihren Verlobten lebendig wiederzusehen.

Kubis wäscht sich das Gesicht, Frau Novak reibt ihn mit Jodtinktur ein, und die Nachbarin, eine gute Seele, leiht ihm ein Hemd ihres Mannes, damit er sich umziehen kann, ein weisses Hemd mit blauen Streifen. Vervollständigt wird seine Verkleidung durch eine Eisenbahneruniform, eine Leihgabe von Herrn Novak. In seinem Arbeiteraufzug erregt er mit seinem lädierten Gesicht weniger Aufmerksamkeit: Es ist allgemein bekannt, dass Arbeiter häufiger Unfälle erleben als Herren im Anzug. Ein Problem bleibt noch: Jemand muss das Fahrrad abholen, das er vor Bata abgestellt hat. Es ist zu nah bei der Kurve, die Polizei wird es schnell finden. Da trifft es sich gut, dass die kleine Jindriska, das Nesthäkchen der Familie Novak, sicherlich gerade aus der Schule zurück, freudig hereingestürmt kommt. Sie hat Hunger; in Tschechien wird früh gegessen. Während ihre Mutter etwas zum Essen für sie vorbereitet, betraut sie ihre Tochter mit einer Mission. «Ein Bekannter hat sein Fahrrad vor dem Schuhgeschäft Bata stehenlassen. Hol es dort ab und bring es in den Hof. Und wenn dich jemand fragt, wem das Fahrrad gehört, antworte ihm nicht – mein Freund hatte einen Unfall und könnte Ärger bekommen ...» Das Mädchen läuft los, und seine Mutter ruft ihm hinterher: «Und versuch nicht, damit zu fahren, das kannst du nicht! Und pass auf die Autos auf!»

Eine Viertelstunde später kehrt Jindriska mit dem Fahrrad zurück. Eine Dame hat ihr Fragen gestellt, doch gemäss ihrer Anwei-

sung hat sie nichts gesagt. Mission erfüllt. Kubis kann sich einigermassen beruhigt auf den Weg machen. Wobei beruhigt sehr relativ ist, wenn man weiss, dass man in den nächsten Stunden, Minuten einer der meistgesuchten Männer im ganzen Reich sein wird.

Valčíks Situation dürfte, solange seine Beteiligung noch nicht eindeutig geklärt wurde, etwas weniger kritisch sein. Doch mit einer Schussverletzung durch Prag im Ausnahmezustand zu hinken, sorgt natürlich auch nicht gerade für eine gelassene Gemütslage. Valčík kann sich bei einem Kollegen und Freund von Alois Moravec verstecken, wie jener ein Eisenbahnangestellter, Widerstandskämpfer und Schutzherr der Fallschirmspringer. Auch er ist mit einer Frau verheiratet, die sich ganz in die Dienste derer stellt, die gegen die Besatzer kämpfen. Sie lässt Valčík herein, einen sehr blassen Valčík. Sie kennt ihn gut, weil sie ihn bereits mehrmals hereingelassen, untergebracht und versteckt hat, doch sie nennt ihn Mirek, weil sie seine wirkliche Identität nicht kennt. Aber da das Gerücht bereits in der ganzen Stadt kursiert, fragt sie ihn sofort: «Weisst du Bescheid, Mirek? Es gab ein Attentat auf Heydrich.» Valčík blickt fragend auf: «Ist er tot?» «Noch nicht», sagt sie, und Valčík senkt den Kopf wieder. Doch sie kommt nicht dagegen an, ihm die Frage zu stellen, die ihr auf der Zunge brennt: «Hast du etwas damit zu tun?» Valčík zwingt sich zu einem Lächeln. «Ausgerechnet ich? Ich habe zu schwache Nerven für so was!» Sie hatte bereits Gelegenheit, zu erfahren, aus welchem Stoff dieser Mann gestrickt ist, daher versteht sie sofort, dass er lügt. Valčík tut das übrigens nur aus Reflex und nicht, weil er hofft, dass man ihm Glauben schenkt. Frau Moravec bemerkt nicht sofort, dass er hum-

pelt, erkundigt sich aber, ob er irgendetwas benötigt. «Einen sehr starken Kaffee, bitte.» Ausserdem fragt Valčík, ob es möglich sei, jemanden in die Stadt zu schicken, der ihm berichten kann, was dort erzählt wird. Dann nimmt auch er ein entspannendes Bad, weil ihm die Beine wehtun. Das Ehepaar nimmt an, dass er zu viel gelaufen ist. Erst am nächsten Morgen finden sie Blutspuren auf seinem Bettlaken, und ihnen wird klar, dass er verletzt wurde.

Gegen Mittag trifft der Chirurg im Krankenhaus ein und beginnt unverzüglich mit der Operation.

Um Viertel nach zwölf springt Frank über seinen Schatten und ruft Hitler an. Wie erwartet ist der Führer alles andere als erfreut. Am schlimmsten wird es, als Frank ihm gegenüber zugeben muss, dass Heydrich in einem ungepanzerten Mercedes mit offenem Verdeck und ohne Eskorte unterwegs war. Am anderen Ende der Leitung ertönt zur Abwechslung mal wieder lautes Gebrüll. Hitler kreischt aus zweierlei Gründen: Zum einen wird diesen rüdisigen Hundehaufen, aus dem das tschechische Volk besteht, seine Tollkühnheit teuer zu stehen kommen. Und wie konnte zum anderen Heydrich, sein bester Mann, ein Mann von derartiger Tragweite, einer solchen Bedeutung für das reibungslose Funktionieren des gesamten Reiches, jawohl, des gesamten Reiches, dermassen dämlich sein, eine derart sündhafte, ja sündhafte, Nachlässigkeit an den Tag zu legen! Es gibt eine einfache Lösung: Auf der Stelle müssen

1. 10'000 Tschechen erschossen werden.
2. 1'000'000 Reichsmark als Belohnung für jeden ausgesetzt werden, der zur Verhaftung der Kriminellen beiträgt.

Hitler hatte schon immer ein Faible für Zahlen, besonders für runde.

Am Nachmittag geht Gabčik in Begleitung von Libena (ein Pärchen wirkt immer unverdächtiger als ein einzelner Mann) einen Tirolerhut kaufen – um als Deutscher durchzugehen –, einen kleinen grünen Hut mit Fasanenfeder. Und er kann sich direkt von der Wirkung seiner Verkleidung überzeugen: Ein SS-Mann in Uniform ruft ihn herbei. Und bittet ihn um Feuer. Feierlich holt Gabčik sein Feuerzeug hervor und steckt ihm die Zigarette an.

Auch ich mache mir eine an. Ich fühle mich ein wenig wie ein schreibsüchtiger Depressiver, der durch Prag irrt. Ich werde vielleicht eine kleine Pause machen.

Allerdings keine lange. Der Mittwoch muss weitergehen.

Kommissar Pannwitz, der Mann mit dem schwarzen Mantel aus dem Krankenhaus, den die Gestapo zum Auskundschaften ausgesandt hatte, ist mit den Ermittlungen betraut. Nach Sichtung der Beweise am Tatort – eine Sten und eine Tasche mit einer panzerbrechenden Bombe aus englischer Fabrikation – ist es kein Mysterium mehr, wo das Attentat ausgeheckt wurde: in London, ganz klar. Er erstattet Frank Bericht, der Hitler ein weiteres Mal anruft. Das Attentat ging nicht von der inneren Widerstandsbewegung aus. Frank rät von massiven Repressalien ab, da sie den Eindruck vermitteln würden, es existiere eine starke Opposition innerhalb der lokalen Bevölkerung. Gezielte Hinrichtungen Verdächtiger oder Komplizen und ihrer Familien seien die geeignete Massnahme und würden keine übertriebenen Vorstellungen vom Ausmass des Ereignisses aufkommen lassen. Eine von Einzelpersonen durchgeführte und im Ausland organisierte Aktion. Es geht zuvorderst darum, in der Öffentlichkeit den unangenehmen Eindruck zu vermeiden, dass es sich um eine nationale Revolte hand-

le. Erstaunlicherweise lässt sich Hitler von Franks Argumentation überzeugen, relativ gemässigt vorzugehen. Massive Repressalien werden zunächst unterlassen. Doch sobald er den Hörer aufgelegt hat, macht Hitler seinem Ärger bei Himmler Luft. Die Tschechen mögen Heydrich also nicht? Dann wird man ihnen eben einen noch Schlimmeren vorsetzen. An dieser Stelle entsteht eine nachdenkliche Zwangspause, denn einen Schlimmeren als Heydrich zu finden, ist schwierig. Hitler und Himmler zerbrechen sich den Kopf. Es gibt zwar einige hochrangige Mitglieder der Waffen-SS, die geeignet scheinen, um ein ordentliches Gemetzel zu organisieren, doch sie sind alle an der Ostfront im Einsatz, wo sie in diesem Frühling 1942 genug zu tun haben. Schliesslich entscheiden sie sich, mit Kurt Daluege vorliebzunehmen, weil dieser sich praktischerweise aus gesundheitlichen Gründen in Prag befindet. Die Ironie des Schicksals will es, dass Daluege, Chef der Ordnungspolizei und frisch ernannter Oberst-Gruppenführer, ein direkter Rivale Heydrichs ist. Nur dass er nicht annähernd dessen Format besitzt. Für Heydrich ist er nichts als ein Dummkopf. Sollte Heydrich wieder zu sich kommen, wird er stinksauer sein. Sobald er wieder einsatzfähig ist, sollte man ihm eine Beförderung in Aussicht stellen.

Und er kommt wieder zu sich. Die Operation ist gut verlaufen und der deutsche Chirurg ziemlich zuversichtlich. Er musste zwar die Milz entfernen, doch es gab keine Komplikationen. Das einzig Überraschende sind die seltsamen Pferdehaare in der Wunde, die sich überall im Körper verteilt haben. Die Ärzte brauchen eine Weile, um zu verstehen, woher die Haare kommen: Die mit Rosshaar gepolsterte Rückbank des Mercedes war aufgerissen worden. Es wurde eine Röntgenaufnahme gemacht, weil man befürchtete,

dass kleine Metallsplinter lebenswichtige Organe durchdrungen haben könnten. Doch das ist nicht der Fall, und Prags deutscher Protektor beginnt wieder zu atmen. Lina hatte man erst um 15 Uhr Bescheid gegeben, sie sitzt an Heydrichs Seite. Er ist noch sehr geschwächt und bittet seine Frau mit brüchiger Stimme, sich um die Kinder zu kümmern. In diesem Moment scheint er sich seiner Zukunft nicht sehr gewiss zu sein.

Tante Moravec ist ausser sich vor Freude. Sie schaut bei der Hausmeisterfamilie vorbei und fragt, ob sie über Heydrich Bescheid wüssten. Ja, sie seien auf dem Laufenden, im Radio spreche man von nichts anderem. Doch dann wird die Seriennummer des zweiten Fahrrads genannt, das am Tatort zurückgelassen wurde. Ihres Fahrrads. Sie haben vergessen, die Nummer wegzufeilen. Sofort verwandelt sich ihre Freude in Wut. Leichenblass ärgert sie sich über die Nachlässigkeit der jungen Männer. Trotzdem ist sie nicht weniger entschlossen, ihnen zu helfen. Sie ist zwar zierlich, aber eine Frau der Tat, und jetzt ist keine Zeit für Klagen. Sie weiss nicht, wo sie stecken; sie muss sie finden. Unermüdlich, wie sie ist, macht sie sich auf den Weg.

Überall in der Stadt werden zweisprachige rote Plakate aufgehängt, wie sie für Mitteilungen an die Bevölkerung verwendet werden. Die folgende Verkündung ist wahrscheinlich das Glanzstück der Sammlung:

«1. Am 27. Mai 1942 wurde auf den stellvertretenden Reichsprotektor, den SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich, ein Attentat begangen.

Auf die Ergreifung der Täter wird eine Belohnung von zehn Millionen Kronen ausgesetzt. Jeder, der den Tätern Unterkunft oder Hilfe gewährt bzw. Kenntnis von ihren Personen oder Unter-

künftigen hat und es nicht zur Anzeige bringt, wird mit seiner ganzen Familie erschossen.

2. Über den Bezirk des Oberlandrates in Prag wird vermittels dieser Nachricht im Rundfunk der zivile Ausnahmezustand verkündigt. Es werden folgende Massnahmen angeordnet:

a) Der gesamten zivilen Bevölkerung ist es verboten, ab 27. Mai 21 Uhr bis zum 28. Mai 6 Uhr das Haus zu verlassen;

b) Zur gleichen Zeit sind alle Gastwirtschaftsbetriebe, Lichtspielhäuser, Theater und andere öffentliche Vergnügungsstätten geschlossen zu halten und alle öffentlichen Verkehrsmittel einzustellen;

c) Wer über dieses Verbot hinaus sich in der angeführten Zeit auf der Strasse zeigt und nicht gleich der ersten Aufforderung zum Stehenbleiben gehorcht, wird erschossen;

d) Weitere Massnahmen bleiben vorbehalten und werden im Notfall durch den Rundfunk bekannt gegeben.»

Ab 16:30 Uhr wird diese Ankündigung im deutschen Radio verlesen. Ab 17:00 Uhr strahlt das tschechische Radio sie alle halbe Stunde aus. Ab 19:40 Uhr alle zehn Minuten und von 20:20 Uhr bis 21:00 Uhr alle fünf Minuten. Ich nehme an, dass jeder, der an jenem Tag in Prag war und noch lebt, den gesamten Text noch heute aus dem Gedächtnis herunterbeten kann. Um 21:30 Uhr wird der Ausnahmezustand auf das gesamte Protektorat ausgedehnt. In der Zwischenzeit hat Himmler Frank zurückgerufen, um Hitlers neue Anweisungen zu bestätigen. Die hundert wichtigsten Persönlichkeiten unter den seit der Ankunft Heydrichs im September 1941 in Prag Inhaftierten seien umgehend zu exekutieren.

Im Krankenhaus werden alle verfügbaren Morphinvorräte zusammengetragen, um dem bedeutenden Verletzten Erleichterung zu verschaffen.

Am Abend wird eine Razzia von wahnwitzigem Ausmass durchgeführt. 4'500 Männer von SS, SD, NSKK, Gestapo, Kripo und Schupo sowie drei Wehrmachtsbataillone durchkämmen die Stadt. Unter Mitwirkung der tschechischen Polizei nehmen über 20'000 Männer an der Operation teil. Alle Zugangswege werden abgeriegelt, alle Verkehrsknotenpunkte blockiert, die Strassen gesperrt, die Gebäude durchsucht, die Menschen kontrolliert. Überall sehe ich bewaffnete Männer aus Truppentransportern herauspringen, im Gleichschritt von einem Gebäude zum nächsten laufen, die Treppenhäuser mit dem Geräusch trampelnder Stiefel und dem Klappern von Metall erfüllen, an Türen klopfen, Befehle auf Deutsch brüllen, Menschen aus den Betten reissen, ihre Wohnungen auf den Kopf stellen und sie herumschubsen und anbrüllen. Insbesondere die SS-Einheiten scheinen vollständig die Nerven verloren zu haben und jagen wie aufgescheuchte Hornissen durch die Strassen, schiessen auf beleuchtete oder einfach nur geöffnete Fenster und rechnen jederzeit damit, zur Zielscheibe von Hecken-schützen zu werden. Prag ist mehr als im Ausnahmezustand. Eher im Krieg. So, wie der Polizeieinsatz durchgeführt wird, stürzt er die Stadt in ein unbeschreibliches Chaos. 36'000 Wohnungen werden über Nacht durchsucht – mit einer angesichts des Aufwands lächerlichen Ausbeute. 541 Personen werden festgenommen, davon drei oder vier Stadtstreicher, eine Prostituierte, ein jugendlicher Kleinkrimineller und, immerhin, der Kopf einer kommunistischen Widerstandsbewegung, die aber keinerlei Verbin-

dung zu «Anthropoid» hat. 430 werden sofort wieder freigelassen. Und von den im Untergrund lebenden Fallschirmspringern keine Spur. Es gibt nicht einen einzigen brauchbaren Anhaltspunkt. Gabčík, Kubis, Valčík und ihre Freunde müssen eine merkwürdige Nacht hinter sich haben. Ich frage mich, ob auch nur einer von ihnen schlafen konnte. Das würde mich sehr wundern. Ich jedenfalls schlafe im Moment äusserst schlecht.

223

Im zweiten Stock des Krankenhauses, das vollständig von allen anderen Kranken geräumt wurde, liegt Heydrich schwach, mit vernebelten Sinnen, schmerzdem Körper, aber bei Bewusstsein, in seinem Bett. Die Tür wird geöffnet. Ein Wachmann lässt Heydrichs Frau Lina eintreten. Heydrich versucht, ihr zuzulächeln, freut sich, dass sie da ist. Auch sie ist erleichtert, ihren bettlägerigen Mann zwar sehr blass, aber lebend vorzufinden. Als sie ihn am Tag zuvor direkt nach der Operation sah, bewusstlos und leichenblass, dachte sie, er sei tot; und als er erwachte, schien sein Zustand nur unwesentlich davon entfernt. Sie schenkte den beruhigenden Worten der Ärzte keinen Glauben. So, wie die Fallschirmspringer vermutlich kein Auge zugetan haben, hatte auch Lina keine gute Nacht.

Heute Morgen bringt sie ihrem Mann eine warme Suppe in einer Thermoskanne mit. Gestern noch Opfer eines Attentats, heute schon unter den Genesenden. Die blonde Bestie ist zäh. Er wird es schaffen, wie immer.

Frau Moravec macht sich auf die Suche nach Valčík. Der mutige Eisenbahner, bei dem er übernachtet hat, will ihn nicht einfach so gehen lassen. Er gibt ihm ein Buch mit auf den Weg, hinter dem er sich in der Bahn verstecken kann: *Dreissig Jahre Journalismus* von H. W. Steed. Valčík bedankt sich bei ihm. Nachdem er gegangen ist, räumt die Frau des Eisenbahners sein Zimmer auf, und als sie sein Bett macht, entdeckt sie Blut auf dem Bettlaken. Ich weiss nicht, wie schwer er verletzt war, doch ich weiss, dass alle Ärzte im Protektorat unter Androhung der Todesstrafe verpflichtet wurden, der Polizei jede Schussverletzung zu melden.

Krisensitzung hinter den schwarzen Mauern des Pecek-Palais. Kommissar Pannwitz fasst zusammen: In Anbetracht der am Tatort zusammengetragenen Beweise kommt er zu dem vorläufigen Schluss, dass das Attentat von London aus geplant und von zwei Fallschirmspringern durchgeführt wurde. Frank ist der gleichen Ansicht. Doch der am Vortag ins Amt gesetzte Dalugee glaubt, dass das Attentat im Gegenteil von einem organisierten nationalen Aufstand zeugt. Als Präventivmassnahme ordnet er an, gnadenlos Erschiessungen vorzunehmen und alle Polizeikräfte der Region zusammenzutrommeln, um die Polizeipräsenz in der Stadt zu erhöhen. Frank läuft grün an. Ganz offensichtlich trägt das Attentat Beneš' Handschrift, und selbst wenn dem nicht so wäre – politisch

gesehen ist es ihm egal, ob der innere Widerstand beteiligt ist oder nicht: Der Eindruck, es könne sich um eine nationale Revolte handeln, darf in der Weltöffentlichkeit gar nicht erst entstehen. Man muss erklären, dass es sich um eine Aktion von Einzeltätern handelt. Ausserdem birgt eine Kampagne aus Massenverhaftungen und -erschliessungen das Risiko, die industrielle Produktion zu destabilisieren. «Die essenzielle Bedeutung der tschechischen Industrie für das deutsche Kriegsgeschehen muss ich Ihnen, Herr Oberst-Gruppenführer, ja wohl nicht noch einmal ins Gedächtnis rufen.» (Warum habe ich diesen Satz erfunden? Zweifellos, weil er ihn tatsächlich geäussert hat.) Der Staatssekretär hatte bereits gehofft, nun sei seine Stunde gekommen. Stattdessen drückt man ihm diesen Daluege auf, der keinerlei Erfahrung als Staatsmann besitzt, keinerlei Einblick in das Geschehen im Protektorat hat und Prag wahrscheinlich nur mit Mühe und Not auf einer Karte finden konnte. Frank spricht sich gegen jegliche Gewaltdemonstration aus: Auf der Strasse Terror zu verbreiten kann nicht schaden, das kann er zugestehen. Doch er hat bei den politischen Lektionen seines Meisters gut achtgegeben: keine Peitsche ohne Zuckerbrot. Die hysterische Razzia der letzten Nacht ist der beste Beweis für die Sinnlosigkeit derartiger Aktionen. Ein gutformulierter Aufruf zu grosszügig honorierter Denunziation wird weit bessere Resultate erzielen.

Frank verlässt die Versammlung. Er hat genug Zeit mit Daluege verschwendet. Ein Flugzeug steht bereit, um ihn umgehend nach Berlin zu bringen, wo er sich mit Hitler treffen wird. Er hofft, dass das politische Genie des Führers nicht in dessen sprichwörtlichem Jähzorn verrauchen wird.

Angesichts des gestrigen Telefonats sollte er überzeugend auftreten. Im Flugzeug bereitet Frank sorgfältig eine Aufstellung der Massnahmen vor, die er zu treffen gedenkt. Um nicht als Weichling zu erscheinen, rät er dazu, die Stadt mit Panzern zu besetzen, Truppen aufmarschieren und einige Köpfe rollen zu lassen, aber, darauf weist er erneut hin, Massenrepressalien zu unterlassen. Stattdessen schlägt er vor, den Druck an Hacha und seine Regierung weiterzugeben, indem man ihnen androht, die Autonomie des Protektorats aufzuheben und den gesamten tschechischen Regierungsapparat unter deutsche Kontrolle zu bringen. Dazu alle üblichen Einschüchterungsmassnahmen, Druck, Bestechung, Verleumdung etc., doch für den Augenblick nur in Form eines Ultimatum. Ideal wäre es, die Tschechen irgendwie dazu zu bringen, dass sie die Fallschirmspringer selbst ausliefern.

Pannwitz beschäftigen andere Dinge. Seine Domäne ist die Ermittlungsarbeit, nicht die Politik. Er arbeitet mit zwei von Berlin ausgesandten Kommissaren zusammen, die von den katastrophalen Ausmassen des Chaos bei ihrem Eintreffen noch immer perplex sind. Daluege gegenüber erwähnen sie nichts davon, dafür beschweren sie sich bei Pannwitz, dass sie eine Eskorte benötigten, um sicher und wohlbehalten zu ihrem Hotel zu gelangen. Ihr Urteil über die aufgebrachten Bluthunde der SS ist eindeutig: «Die sind total verrückt. Bei dem Durcheinander, das die hier anrichten, finden sie selbst nicht wieder heraus, geschweige denn die Attentäter.» Es muss methodischer vorgegangen werden. In nicht einmal vierundzwanzig Stunden haben die drei Ermittler beachtliche Ergebnisse erzielt: Anhand der gesammelten Zeugenaussagen ist

es ihnen möglich, den Ablauf des Attentats recht genau zu rekonstruieren, und sie besitzen eine, wenn auch noch etwas ungenaue (diese verdammten Zeugen sind sich nie einig, was sie gesehen haben!), Täterschreibung der beiden Terroristen. Doch es reicht längst nicht aus, um sie zu den Tätern zu führen. Also suchen sie weiter. Abseits der Aufregung auf den Strassen durchwühlen sie die Akten der Gestapo.

Und stossen auf ein altes Foto, das man bei der Leiche des wackeren Morávek gefunden hat, des Anführers des zerschlagenen Widerstandsnetzes und letzten der Drei Könige, der vor zwei Monaten vor einer Tram erschossen wurde. Auf diesem Foto wirkt der sonst so gut aussehende Valčík ungewöhnlich aufgedunsen. Doch es handelt sich definitiv um Valčík. Die Polizeibeamten besitzen keinen einzigen Hinweis, dass dieser Mann mit dem Attentat in Verbindung steht. Sie haben die Wahl, sich dem nächsten Dossier zuzuwenden oder einfach auf gut Glück der Fotografie nachzugehen. Wären wir in einem Maigret, spräche man diesbezüglich von Flair.

226

Hanka, eine junge tschechische Frau und Verbindungsagentin, klingelt bei Familie Moravec. Sie wird in die Küche geführt. Dort trifft sie auf Valčík, der in einem Sessel sitzt. Sie kennt ihn seit der Zeit, als er in der Stadt Pardubice als Kellner arbeitete, in der sie mit ihrem Mann lebt. Freundlich wie eh und je, entschuldigt er sich mit einem Lächeln: Er hat sich den Knöchel verstaucht und kann nicht aufstehen.

Hanka hat den Auftrag, Valčíks Bericht der Gruppe von Bartos zu überbringen, der in Pardubice geblieben ist, um London mit Hilfe des wertvollen Senders «Libuše» auf dem Laufenden zu halten. Valčík bittet die junge Frau, seine Verletzung nicht zu erwähnen. Als Verantwortlicher der Gruppe «Silver A» ist Leutnant Bartos immer noch offiziell sein Missionsleiter. Aber er lehnte das Attentat von Anfang an ab. Valčík hat sich sozusagen selbst von «Silver A» zu «Anthropoid» versetzt. Angesichts des Verlaufs der Ereignisse hat er nicht das Gefühl, irgendjemand Rechenschaft schuldig zu sein, ausser seinen beiden Freunden Gabčík und Kubis (die hoffentlich wohlauf sind), allenfalls Beneš persönlich und vielleicht noch Gott (man hat mir erzählt, er sei gläubig gewesen).

Die junge Tschechin eilt zum Bahnhof. Doch bevor sie in den Zug steigt, fällt ihr ein neues rotes Plakat ins Auge, und sie bleibt stehen. Sofort ruft sie bei Familie Moravec an: «Sie sollten sich hier mal etwas Interessantes anschauen kommen.» Auf dem Plakat prangt Valčíks Foto. Und darunter: «10'000'000 Kronen Belohnung!» Es folgt eine relativ ungenaue Beschreibung des Fallschirmspringers – eine weitere kleine Chance für Valčík zusätzlich zu der Tatsache, dass das Foto ihm nicht besonders ähnlich sieht. Sein Familienname wird erwähnt, doch der Vorname und das Geburtsdatum (das ihn fünf Jahre jünger macht) stimmen nicht. Ein kleiner Hinweis unten auf dem Plakat ruft unauffällig ins Gedächtnis, was den ganz besonderen Reiz einer jeden Suchanzeige ausmacht: «Mitteilungen aus der Bevölkerung, die zur Erreichung des oben Abgebildeten führen *und auf Wunsch streng vertraulich behandelt werden*, erbittet unter Hinweis auf die ausgesetzten i o ooo ooo Kronen die Geheime Staatspolizei.»

Doch es gibt Interessanteres zu sehen als dieses Plakat.

Bata baute sein Imperium vor dem Krieg auf. Er begann mit einer kleinen Schuhfabrik in seiner Heimatstadt Zlm und schuf ein riesiges Unternehmen, das mittlerweile Filialen auf der ganzen Welt und vor allem in Tschechien unterhält. Um der deutschen Okkupation zu entfliehen, emigrierte er in die Vereinigten Staaten. Aber die Geschäfte bleiben während der Abwesenheit des Chefs geöffnet. Am Wenzelsplatz Nummer 6 erhebt sich ein Gebäude, in dem ein gigantisches Bata-Schuhgeschäft untergebracht ist. An diesem Morgen werden im Schaufenster keine Schuhe ausgestellt, sondern andere Artikel: ein Fahrrad, zwei lederne Aktentaschen und auf einem Kleiderständer ein Regenmantel und ein Hut – die Beweisstücke, die am Tatort gefunden wurden. Ausserdem hängt dort ein Aufruf an etwaige Zeugen. Die Fussgänger, die vor dem Schaufenster stehen bleiben, können Folgendes lesen:

«Unter Hinweis auf die ausgesetzte Belohnung von 10'000'000 Kronen, welche für Angaben aus den Reihen der Bevölkerung, die zur Ergreifung der Täter führen, ausgeschrieben ist und in voller Höhe zur Auszahlung gelangt, werden folgende Fragen gestellt:

1. Wer kann Angaben über die Täter machen?
2. Wer hat die Täter am Tatort beobachtet?
3. Wem gehören jene näher beschriebenen Sachen, und wer vor allem vermisst jenes beschriebene Damenfahrrad, Mantel, Hut und Aktentasche?

Wer die geforderten Informationen erteilen könnte, dies jedoch aus eigenem Willen bei der Polizei nicht tut, wird im Sinne der

verlautbarten Verordnung des Reichsprotectors von Böhmen und Mähren über die Verkündung des zivilen Ausnahmezustandes vom 27. Mai 1942 samt seiner Familie erschossen.

Allen Personen wird versichert, dass ihre Angaben als streng vertraulich behandelt werden.

Ausserdem ist es Pflicht aller Haus-, Wohnungs- und Hotelbesitzer usw., mit Beginn vom 28. Mai 1942 sämtliche im ganzen Protektorat polizeilich bisher nicht gemeldeten Personen unter Hinweis auf jene Bekanntmachung bei den zuständigen polizeilichen Meldeämtern anzumelden. Entgegenhandelnde werden mit dem Tode bestraft.

Der Höhere Leiter der SS und Polizei
beim Reichsprotector
von Böhmen und Mähren
K.H. Frank»

228

Die tschechische Exilregierung verkündet, das Attentat auf das Monstrum Heydrich sei zugleich ein Racheakt, ein Aufbegehren gegen das Joch der Nazis und ein Fanal für alle unterdrückten Völker in Europa. Die Schüsse der tschechischen Patrioten würden in der ganzen Welt widerhallen und seien sowohl eine Solidaritätsbekundung gegenüber den Alliierten als auch ein Zeugnis von ihrem Glauben an den siegreichen Ausgang des Krieges. Weitere Tschechen fielen bereits den Kugeln deutscher Exekutionskom-

385

mandos zum Opfer. Doch dieser erneute nationalsozialistische Wutausbruch werde am unbeugsamen Widerstand des tschechischen Volkes erneut zerbrechen und dessen Willen und Überzeugung nur stärken.

Die tschechische Exilregierung ermutigt die Bevölkerung, die unbekannt Helden zu verstecken, und droht jedem Verräter seine gerechte Strafe an.

229

In seinem Postfach in Zürich findet Oberst Moravec ein Telegramm des Agenten A54 vor: «Wunderbar – Karl». Paul Thümmel, alias A54, alias René, alias Karl, hat Gabčík und Kubis nie kennengelernt und war an den Vorbereitungen des Attentats auch nicht direkt beteiligt gewesen. Aber mit diesem einen Wort bringt er das überwältigende Gefühl der Freude auf den Punkt, das jeder Nazigegner, egal, wo auf der Welt, bei der Verkündung der Neuigkeit verspürt.

230

Es klingelt an der Wohnung des Hausmeisters. Ata, der junge Sohn der Familie Moravec, kommt Valčík besuchen. Der Hausmeister möchte Valčík nicht gehen lassen. Er könnte auf dem Dachboden wohnen, im fünften Stock, wo ihn niemand suchen würde ... Valčík liebt die Kuchen der Hausmeistersgattin; er sagt,

sie seien genauso gut wie die seiner Mutter. Hier spielt er Karten und hört dabei BBC. Am ersten Abend hat er sich im Keller versteckt, weil ein Agent der Gestapo im Gebäude war. Doch er fühlt sich bei diesen Leuten in Sicherheit. Warum also nicht bleiben, beharrt der Hausmeister. Valčík erklärt, er habe Anweisungen erhalten, und als Soldat sei er verpflichtet, ihnen Folge zu leisten. Ausserdem muss er sich seinen Kameraden wieder anschliessen. Der Hausmeister könne unbesorgt sein, man habe einen sicheren Unterschlupf für sie gefunden. Allerdings sei es dort sehr kalt. Sie würden Decken und warme Kleidung benötigen. Valčík greift nach seinem Mantel, setzt sich eine grüne Brille auf und folgt Ata, der ihn zu seinem neuen Versteck bringen soll. Er vergisst in der Wohnung des Hausmeisters das Buch, das ihm sein voriger Gastgeber geliehen hat. Auf der Innenseite des Buches steht der Name des Besitzers. Valčíks Vergesslichkeit wird dem Eisenbahner das Leben retten.

231

Kapitulation und Unterwürfigkeit sind die beiden Zitzen des Pétainismus, eine Kunst, in der der alte Präsident Hacha, der ebenso verkalkt ist wie sein französisches Pendant, entschieden als Meister gelten kann. Zum Zeichen seines guten Willens beschliesst er im Namen der Marionettenregierung, deren Vorsitzender er ist, die ausgesetzte Belohnung für das Ergreifen der Attentäter zu verdoppeln. Auf Gabčíks und Kubis' Kopf werden somit *jeweils* zehn Millionen Kronen geboten.

Die beiden Männer, die vor dem Eingangsportal der Kirche stehen, sind nicht gekommen, um an einer Messe teilzunehmen. Die orthodoxe St.-Karl-Borromäus-Kirche, die heute den Namen St. Kyrill und Method trägt, ist ein wuchtiges Bauwerk, das seitlich an der Strasse Resslova thront, jener Strasse mitten im Stadtzentrum, die vom Karlsplatz ausgeht und zum Fluss hinunterführt. Der Grundschullehrer Zelenka, in der Gruppe «Jindra» als Onkel Hajskey bekannt, wird von Vater Petrek, einem orthodoxen Priester, in Empfang genommen. Er hat einen Freund mitgebracht. Den mittlerweile siebten. Es ist Gabčik. Man lässt ihn durch eine Falltür in die Krypta der Kirche hinabsteigen. Dort trifft er, mitten in der steinernen Gruft, seine Freunde wieder: Kubis und Valčik und Leutnant Opálka sowie drei weitere Fallschirmspringer, Bublik, Svarc und Hruby. Zelenka hat einen nach dem anderen hierhergebracht, weil die Gestapo ohne Unterlass die Wohnungen in der Stadt durchsucht, bis jetzt aber noch nicht auf die Idee gekommen ist, auch die Kirchen zu durchkämmen. Nur von einem Fallschirmspringer gibt es bislang keine Neuigkeiten: Karel Curda ist unauffindbar. Niemand weiss, wo er steckt, ob er untertauchen konnte oder festgenommen wurde, ob er überhaupt noch am Leben ist. Gabčiks Ankunft in der Krypta ist eine kleine Sensation. Seine Kameraden stürmen auf ihn zu und umarmen ihn. Er erkennt einen leicht gebräunten Valčik mit einem feinen braunen Schnäuzer und Kubis mit einem geschwollenen Auge und deutlichen Blessuren im Gesicht. Die beiden tun ihre Wiedersehensfreude am lautesten kund. Im Überschwang der Gefühle bricht

Gabčik abwechselnd in Gelächter und Tränen aus. Natürlich ist er überglücklich, seine Freunde mehr oder weniger wohlbehalten anzutreffen. Doch der Verlauf der Ereignisse ist ihm schrecklich unangenehm. Kaum haben sie die Begrüssung abgeschlossen, als Gabčik auch schon eine bittere Litanei anstimmt, die seine Freunde von nun an öfter zu hören bekommen werden: eine Mischung aus Entschuldigungen und Selbstvorwürfen. Er verflucht die nutzlose Sten, die ihn ausgerechnet in dem Moment im Stich liess, als Heydrich ihm ausgeliefert war. Es ist alles meine Schuld, sagt er. Er war direkt vor mir, ein toter Mann. Und dann diese scheiss Sten ... Es ist einfach zu blöd. Aber er ist verletzt, hast du ihn erwischt, Jan? Ernsthaft? Glaubst du? Jungs, es tut mir furchtbar leid. Alles meine Schuld. Ich hätte ihn mit der Pistole erledigen sollen. Überall hagelte es Schüsse, ich bin gerannt, der andere Riese war mir auf den Fersen ... Gabčik macht sich entsetzliche Vorwürfe, und seinen Freunden gelingt es nicht, ihn zu trösten. Nicht so schlimm, Jozef. Ist doch beachtlich, was wir geschafft haben, überleg doch mal – der Henker höchstpersönlich! Ihr habt ihn verletzt! Es stimmt, dass Heydrich verletzt ist, er hat ihn zusammenbrechen sehen, doch es heisst, er käme im Krankenhaus allmählich wieder auf die Beine. In einem Monat wird er wieder auf seinem Posten sein, vielleicht sogar schon eher, dieses Ungeziefer ist einfach unverwundlich. Zumindest hatten die Nazis bisher immer ein unerschämtes Glück bei Attentaten (ich muss daran denken, wie Hitler 1939 im berühmten Münchner Bürgerbräukeller zwischen 20:00 Uhr und 22:00 Uhr seine Rede zum Jahrestag seines Putsches von 1923 halten soll, den Saal aber bereits um 21:07 Uhr verlässt, um seinen Zug nicht zu verpassen, und die Bombe, die um 21:30 Uhr

explodiert, acht andere Menschen das Leben kostet). «Anthropoid» ist völlig in die Hose gegangen, so denkt er, und es ist seine Schuld. Jan hat sich nichts vorzuwerfen. Er hat die Bombe geworfen, das Auto zwar verfehlt, Heydrich aber trotzdem verletzt. Was für ein Glück, dass Jan dabei war. Sie konnten ihre Mission zwar nicht erfüllen, doch dank ihm haben sie die Zielperson immerhin überhaupt erwischt. Somit ist jetzt klar, dass Prag nicht Berlin ist und die Deutschen sich nicht wie bei sich zu Hause aufführen können. Nur bestand das Ziel der Operation «Anthropoid» nicht darin, den Deutschen Angst einzujagen. Vielleicht war das Vorhaben einfach zu ehrgeizig: Man hat noch nie einen derart ranghohen Nazi zur Strecke gebracht. Aber nein, was erzähle ich denn da! Wenn diese beschissene Sten nicht gewesen wäre, hätte er mit dem Schwein abgerechnet ... Die Sten, die Sten!... Ein echter Haufen Scheisse, sage ich Ihnen.

233

Heydrichs Zustand hat sich schlagartig und aus unerklärlichen Gründen verschlechtert. Ein starker Fieberschub schüttelt den Protektor. Himmler ist an sein Krankenlager geeilt. Heydrichs langer Körper liegt ausgestreckt und kraftlos unter einem dünnen, weissen, schweissdurchnässten Laken. Die beiden Männer philosophieren über das Leben und den Tod. Heydrich zitiert einen Satz aus der Oper seines Vaters: «Ja, die Welt ist nur ein Leierkasten, den unser Herrgott selber dreht, und jeder muss nach dem Lied tanzen, das grad' auf der Walze steht.»

Himmler verlangt von den Ärzten Erklärungen. Die Heilung des Patienten schien ihnen auf einem guten Weg zu sein, doch dann breitete sich auf einmal eine starke Infektion aus. Vermutlich hatte die Bombe Gift enthalten, oder die Pferdehaare aus der Sitzpolsterung des Mercedes waren in die Milz eingedrungen. Es gibt mehrere Hypothesen, und sie können nicht sagen, welche die richtige ist. Doch wenn es sich, wie sie befürchten, um den Beginn einer Blutvergiftung handelt, wird sich die Infektion blitzartig ausbreiten und in den nächsten achtundvierzig Stunden zum Tod führen. Um Heydrich zu retten, bräuchten sie etwas, das nirgendwo im gesamten riesigen Gebiet des Reiches verfügbar ist: Penicillin. Und sie werden es bestimmt nicht von den Engländern bekommen.

234

Am 3. Juni empfängt «Libuše» eine Gratulation, die an «Anthropoid» gerichtet ist:

«Eine Nachricht des Präsidenten. Ich bin hocherfreut, dass es Ihnen gelungen ist, Kontakt aufzunehmen. Ich danke Ihnen aufrichtig. Ich konnte mich von Ihrer festen Entschlossenheit und der Ihrer Freunde überzeugen. Es beweist mir, dass die gesamte Nation geschlossen zusammensteht. Ich kann Ihnen versichern, dass dies Früchte tragen wird. Die Ereignisse in Prag haben hier starken Einfluss und sind von grosser Bedeutung für die Anerkennung des Widerstands des tschechischen Volkes.»

Doch Beneš weiss nicht, dass das Beste noch bevorsteht. Und das Schlimmste.

Anna Maruscáková ist eine hübsche junge Arbeiterin, die sich heute auf der Arbeit krankgemeldet hat. Als nachmittags mit der Post ein Brief für sie eintrifft, öffnet und liest der Fabrikbetreiber diesen ohne jeden Skrupel. Er stammt von einem jungen Mann und enthält folgende Nachricht:

Liebe Ania,

entschuldige, dass ich Dir so spät schreibe. Ich hoffe, Du verstehst das, Du weisst ja, dass ich viele Sorgen habe. Was ich vorher hatte, habe ich getan. Seit dem folgenschweren Tag habe ich in Cabärna übernachtet. Mir geht's gut, ich komme Dich diese Woche besuchen, und danach werden wir uns nie wieder sehen.

Milan

Der Fabrikbetreiber mag ein Nazi-Sympathisant sein oder auch nur von jener niederträchtigen Mentalität durchdrungen, die überall und zu jeder Zeit grassiert, in Ländern unter Gewaltherrschaft aber noch stärker um sich greift. Er kommt zu dem Schluss, an der Sache könnte etwas faul sein, und übermittelt den Brief an die zuständige Stelle. Bei der Gestapo gehen die Ermittlungen dermassen schleppend voran, dass man nach jedem Strohhalm greift. Der Fall wird mit umso grösserer Sorgfalt bearbeitet, da die über dreitausend Verhaftungen noch immer zu keinem ernsthaften Ergebnis geführt haben. Schnell wird klar, dass es sich um eine Herzensangelegenheit handelt: Der Verfasser des Briefes ist ein junger verheirateter Mann, der seine aussereheliche Beziehung anscheinend beenden wollte. Die Einzelheiten der Geschichte sind

nicht ganz eindeutig; einige Sätze des Briefes lassen mehrere Interpretationen zu: Vielleicht wollte der junge Mann sogar ein vorübergehendes Engagement in der Widerstandsbewegung andeuten, um seine Geliebte zu beeindrucken, vielleicht wollte er auch einfach nur eine geheimnisvolle Aura heraufbeschwören, um sich für den Bruch mit ihr nicht rechtfertigen zu müssen. Jedenfalls hat er weder im engen noch im weitesten Sinne etwas mit Gabčík, Kubis und ihren Freunden zu tun. Sie haben noch nie von ihm gehört und er noch nie von ihnen. Doch die Gestapo braucht um jeden Preis eine Spur und beschliesst, dieser hier nachzugehen. Sie führt nach Lidice.

Lidice ist ein friedliches hübsches kleines Dorf, aus dem zwei Tschechen stammen, die der Royal Air Force beigetreten sind. Das ist die einzige Spur, die die Deutschen finden können. Selbst ihnen ist klar, dass es ganz offensichtlich die falsche Fährte ist. Doch die nationalsozialistische Logik ist unergründlich. Oder vielmehr ganz einfach: Sie schäumen vor Wut und wollen Blut fließen sehen.

Eingehend betrachte ich Annas Foto. Die arme junge Frau posiert wie für ein Harcourt-Porträt, dabei handelt es sich lediglich um ein Passfoto in ihrem Arbeitsheft. Je genauer ich hinschaue, desto hübscher finde ich sie. Sie besitzt eine gewisse Ähnlichkeit mit Natacha; eine hohe Stirn, einen schön geschwungenen Mund und denselben sanften, liebevollen Ausdruck in den Augen, der von der Ahnung des enttäuschten Liebesglücks leicht überschattet wird.

«Bitte, meine Herren ...» Frank und Daluege schrecken auf. Auf dem Gang herrscht Totenstille, und ich weiss nicht, wie lang die beiden Männer dort schon auf und ab gehen. Mit angehaltenem Atem betreten sie das Krankenzimmer. Die Stille wird noch überwältigender. Lina ist bereits vor Ort, ein ehrfürchtiger Ausdruck auf dem fahlen Gesicht. Auf Zehenspitzen nähern sie sich dem Bett, als hätten sie Angst, ein Raubtier oder eine Schlange aufzuwecken. Doch Heydrichs Gesicht bleibt unbewegt. Im Krankenhausregister werden Todeszeitpunkt und -Ursache vermerkt: 4:30 Uhr, Infektion infolge einer Verletzung.

«Da die Versuchung nicht nur Diebe, sondern auch Attentäter mache, seien heroische Gesten, wie im offenen, ungepanzerten Wagen zu fahren oder in Prag ohne Sicherung zu Fuss durch die Strassen zu gehen, Blödsinn, der der Nation nichts nütze. Männer vom politischen Format Heydrichs müssten sich darüber im Klaren sein, dass ihnen wie einem Wild aufgelauert werde, dass unzählige Leute den Gedanken haben, wie sie ihn umbringen könnten ...»

Himmler wohnt gerade einem Spektakel bei, das er bis kurz vor Kriegsende immer häufiger geboten bekommen wird: Hitler, der sich vergeblich bemüht, seinen Zorn im Zaum zu halten, und dabei einen schulmeisterlichen Ton anschlägt, als erteile er der gesamten Welt Nachhilfeunterricht. Himmler stimmt ihm inner-

lich zu. Zum einen pflegt er seinem Führer nicht zu widersprechen, zum anderen ist er ebenso wütend auf die Tschechen und auf Heydrich. Natürlich ist Himmler der Ehrgeiz seiner rechten Hand nie ganz geheuer gewesen, doch ohne ihn und ohne die durchschlagende Kompetenz dieser erbarmungslosen Terror- und Todesmaschine fühlt er sich verletzlicher. Mit Heydrich verliert er einen potenziellen Rivalen, aber vor allem seine höchste Trumpfkarte. Heydrich war sein Kreuzbube. Und man kennt ja die Geschichte: Als Lancelot das Königreich Britannien verlässt, ist das der Anfang vom Ende.

238

Zum dritten Mal wird Heydrich feierlich zum Hradschin gefahren, diesmal jedoch in einem Sarg. Die Fahrt wurde wie eine Wagneroper in Szene gesetzt. Der Sarg ist auf einem Kanonenwagen platziert und mit einer riesigen Hakenkreuzfahne umhüllt. Ein Fackelzug bricht vom Krankenhaus auf. Eine endlose Schlange von Halbkettenfahrzeugen kriecht durch die Nacht. Die mitfahrenden Männer der Waffen-SS schwenken Taschenlampen, um die Straße zu erleuchten. Die Soldaten am Strassenrand stehen stramm und salutieren dem Konvoi über die ganze Wegstrecke. Keine Zivilperson darf der Prozession beiwohnen, und um die Wahrheit zu sagen, traut sich auch niemand vor die Tür. Mit Schutzhelm und im Kampfanzug nehmen Frank, Daluege, Böhme und Nebe an einer Ehrengarde teil, die den Sarg zu Fuss begleitet. Das Geleit

setzt sich am 4. Juni um zehn Uhr in Bewegung und bringt Heydrich endlich zu seinem Ziel. Zum letzten Mal durchquert er die kunstvoll geschmiedeten Schlosstore und die Statue mit dem Dolch und passiert die Schutzwälle der Burg der Könige von Böh-

239

Zu gern verbrächte ich die Tage gemeinsam mit den Fallschirmspringern in der Krypta, um ihre Diskussionen festzuhalten und zu beschreiben, wie sie ihr tägliches Leben in der feuchten Kälte organisieren, was sie essen, lesen, was von den Gerüchten aus der Stadt zu ihnen durchdringt, wie sie sich mit ihren Freundinnen beschäftigen, wenn diese zu Besuch kommen, welche Projekte sie haben, welche Zweifel, Ängste, Hoffnungen, wovon sie träumen, was sie denken. Doch es ist nicht möglich, ich besitze darüber so gut wie keine Informationen. Ich weiss nicht einmal, wie sie reagierten, als man ihnen Heydrichs Tod verkündete, dabei hätte dieser Moment einen der Stützpfeiler meines Buches bilden können. Ich weiss, dass die Fallschirmspringer in der Krypta so froren, dass sie abends ihre Matratzen in der Galerie oberhalb des Kirchenschiffes auslegten, weil es dort ein wenig milder war. Eine ziemlich magere Ausbeute. Immerhin weiss ich, dass Valčík Fieber hatte (sicherlich infolge seiner Verletzung) und dass Kubis zu denen zählte, die anstatt in der Krypta in der Kirche zu schlafen versuchten. Na ja, zumindest weiss ich, dass er es einmal versuchte.

Dafür besitze ich eine kolossale Sammlung über Heydrichs Staatsbegräbnis, seine Überführung von der Prager Burg zur

Trauerfeier in Berlin und die dazwischenliegende Zugfahrt. Mehrere Dutzend Fotos und mehrere Dutzend Seiten voller Reden zu jener grossen Persönlichkeit. Doch das Leben ist nicht, wie es sein soll, denn diese Sachen sind mir relativ egal. Die düstere Trauerrede Dalueges werde ich nicht wiedergeben (die zugegebenermassen pikant ist, da sich die Männer gegenseitig verabscheuten), genauso wenig wie Himmlers endlose apologetische Rede für seinen Untergebenen. Stattdessen halte ich mich an Hitler mit seinem Hang zur Kürze:

«Ich habe diesem Toten nur noch wenige Worte zu widmen. Er war einer der besten Nationalsozialisten, einer der stärksten Verteidiger des deutschen Reichsgedankens, einer der grössten Gegner aller Feinde dieses Reiches. Als Führer der Partei und als Führer des deutschen Reiches gebe ich Dir, mein lieber Kamerad Heydrich, nach dem Parteigenossen Todt als zweitem Deutschen die höchste Auszeichnung, die ich zu verleihen habe: die oberste Stufe des Deutschen Ordens.»

Meine Geschichte ist durchlöchert wie ein Roman, doch in einem gewöhnlichen Roman entscheidet der Romanautor über die Lücken im Text. Dieser Möglichkeit bin ich beraubt, weil ich Sklave meiner Skrupel bin. Ich durchstöbere die Fotosammlung vom Trauerzug, der die kalte Brücke überquert, den Wenzelsplatz hinauf und am Museum vorbei zieht. Ich sehe, wie sich die schönen Steinstatuen entlang der Brücke über die Hakenkreuzfahnen neigen, und bin leicht niedergeschlagen. Viel lieber würde ich mich mit meiner Matratze in der Kirchengalerie niederlassen, sofern dort noch ein Plätzchen für mich frei ist.

Es ist Abend, und alles ist ruhig. Die Menschen sind von der Arbeit in ihre kleinen Häuser zurückgekehrt, die Lichter erlöschen eines nach dem anderen, hier und da liegt noch der Duft eines leckeren Abendessens in der Luft, teilweise durchsetzt von beissen dem Kohlgeruch. Die Nacht bricht über Lidice herein. Die Einwohner gehen früh zu Bett, weil sie morgen, wie jeden Tag, früh aufstehen müssen, um in der Mine oder der Fabrik zu arbeiten. Minen- und Metallarbeiter schlafen bereits, als aus der Ferne Motorengeräusche ertönen. Langsam kommt das Geräusch näher. Im Gänsemarsch rattern Planwagen durch die Stille der Landschaft. Dann ersterben die Motoren. Es folgt ein kontinuierliches Klappern. Wie Wasser in einem Schlauch breitet sich das Klappern in den Strassen aus. Überall im Dorf tauchen dunkle Schatten auf. Dann verschmelzen die Silhouetten zu kompakten Gruppen, und als jeder in Position ist, verstummt das Klappern. Eine menschliche Stimme zerreisst die Nacht. Ein auf Deutsch gebrüllter Befehl zum Angriff. Und dann geht es los.

Die Einwohner von Lidice werden aus dem Schlaf gerissen und verstehen nicht, wie ihnen geschieht, oder verstehen es nur zu gut. Man zerrt sie aus ihren Betten, prügelt sie mit Gewehrkolben aus den Häusern und treibt alle auf dem Dorfplatz vor der Kirche zusammen. Knapp fünfhundert Männer, Frauen und Kinder, die sich in aller Eile etwas übergezogen haben, finden sich dort verdattert, verängstigt und von uniformierten Männern der Schutzpolizei umzingelt wieder. Sie können nicht wissen, dass es sich um eine Einheit handelt, die extra aus Halle an der Saale, Heydrichs Ge-

burtsstadt, herbeikommandiert wurde. Doch ihnen ist bereits klar, dass am nächsten Morgen niemand zur Arbeit gehen wird. Dann beginnen die Deutschen mit ihrer zukünftigen Lieblingsbeschäftigung: Sie fangen an zu sortieren. Die Frauen und Kinder werden in der Schule eingeschlossen. Die Männer werden zu einem Bauernhof gebracht und in einem Keller zusammengepfert. Damit beginnt das endlose Warten, und allen steht die Todesangst ins Gesicht geschrieben. In der Schule weinen die Kinder. Draussen kennen die Deutschen kein Halten mehr: Gründlich und zielstrebig plündern und verwüsten sie alle sechshundneunzig Häuser und öffentlichen Gebäude einschliesslich der Kirche. Bücher und Bilder, die für sie keinen Wert darstellen, fliegen aus dem Fenster, werden auf dem Dorfplatz aufgehäuft und verbrannt. Eingesammelt werden Radios, Fahrräder, Nähmaschinen ... mehrere Stunden lang, während derer Lidice in ein Trümmerfeld verwandelt wird.

Um fünf Uhr morgens kommt man sie holen. Die Einwohner erblicken die Überreste ihres Dorfes. Nach wie vor laufen überall Polizisten herum, brüllen Anweisungen und reissen alles an sich, was sie können. Die Frauen und Kinder werden auf Lastwagen verladen und in die Nachbarstadt Kladno gebracht. Für die Frauen ist es nur eine Zwischenstation auf dem Weg nach Ravensbrück. Die Kinder werden von ihren Müttern getrennt und später in Chehno vergast. Nur eine Handvoll von ihnen wird als germanisierungsfähig erachtet und in der Folge von deutschen Familien adoptiert. Die Männer werden vor einer Wand zusammengetrieben, vor der Matratzen aufgestapelt worden sind. Der jüngste ist fünfzehn Jahre alt, der älteste vierundachtzig. Fünf werden an der Wand aufgereiht und erschossen. Dann die nächsten fünf und so

weiter. Die Matratzen sollen verhindern, dass die Kugeln von der Wand abprallen. Doch die Männer der Schupo besitzen nicht die Erfahrung der Einsatzgruppen. Mit den Pausen, dem Einsammeln der Leichname und dem Auswechseln der Todesschützen dehnt sich alles ins Endlose aus, die Stunden ziehen vorbei, während die Männer aus Lidice darauf warten, dass sie an der Reihe sind. Um schneller voranzukommen, beschliesst man, den Arbeitstakt zu erhöhen, und tötet jetzt immer zehn auf einmal. Der Bürgermeister der Stadt, der damit betraut wurde, die Einwohner einzeln vor ihrer Hinrichtung zu identifizieren, stirbt in der letzten Gruppe. Ihm ist es zu verdanken, dass die Deutschen neun Männer verschonen, die nicht aus dem Dorf stammen. Sie waren nur bei Freunden zu Besuch und sind wegen der Sperrstunde nicht mehr nach Hause gekommen, oder sie waren bei ihrer Familie eingeladen und sind dort über Nacht geblieben. Doch man wird sie später in Prag exekutieren. Als neunzehn Arbeiter von der Nachtschicht heimkehren, müssen sie feststellen, dass ihr Dorf verwüstet wurde, ihre Familien verschwunden sind, und sie entdecken die noch warmen Leichname ihrer Freunde. Und da die Deutschen noch vor Ort sind, werden auch diese Männer auf der Stelle erschossen. Selbst die Hunde werden ermordet.

Doch damit ist es nicht vorbei. Hitler hat beschlossen, dass Lidice als kathartisches und symbolisches Ventil zum Abreagieren seiner Rachsucht dienen wird. Die Frustration über die Unfähigkeit des Reiches, Heydrichs Attentäter zu finden und zu bestrafen, löst eine ungebremste und masslose Hysterie bei ihm aus. Entsprechend lautet sein Befehl, das gesamte Dorf Lidice buchstäblich dem Erdboden gleichzumachen. Also entweicht man den

Friedhof, reisst die Obstgärten nieder, steckt alle Gebäude in Brand und bestreut die Erde mit Salz, damit nie wieder etwas darauf wachsen kann. Vom Dorf ist nur noch ein glühendes Inferno übrig. Bulldozer sind bereits unterwegs, um die Ruinen einzuebennen. Nicht die leiseste Spur darf übrigbleiben, nicht einmal mehr der ehemalige Standort des Dorfes soll noch zu erkennen sein.

Hitler will demonstrieren, dass das Reich herauszufordern jeden teuer zu stehen kommt, und er statuiert ein Exempel an Lidice. Doch damit begeht er einen schweren Fehler. Hitler und alle anderen Mitglieder der Nazimaschinerie haben bereits seit langem den Sinn für jedes Mass verloren und keinerlei realistische Vorstellung davon, welchen Aufschrei die Berichterstattung über die Zerstörung Lidices in der Welt hervorrufen wird. Bislang verschleierte die Nazis ihre Verbrechen zwar nur halbherzig, hielten aber trotzdem eine Fassade der Diskretion aufrecht, die es manchen Aussenstehenden nach Wunsch ermöglichte, die Augen vor dem wahren Gesicht des Regimes zu verschliessen. Mit Lidice wird Nazideutschland vor der ganzen Welt demaskiert. In den darauffolgenden Tagen beginnt Hitler zu verstehen. Dieses Mal sind es nicht die SS-Männer, die entfesselt werden, sondern eine Macht, deren Schlagkraft er zweifellos unterschätzt hat: die Meinung der Weltöffentlichkeit. Die sowjetischen Zeitungen verkünden, dass man von nun an im Namen von Lidice kämpfen werde. Und damit liegen sie richtig. In England rufen Minenarbeiter aus Birmingham ein Komitee für den zukünftigen Wiederaufbau des Dorfes ins Leben und erfinden einen Slogan, der um die Welt gehen wird: *Lidice Must Live!* In den USA, Mexiko, Kuba, Venezu-

ela, Uruguay und Brasilien werden Plätze, Viertel, ganze Dörfer auf den Namen «Lidice» getauft. Ägypten und Indien erklären sich öffentlich solidarisch. Schriftsteller, Komponisten, Filmschaffende und Dramaturgen ehren Lidice in ihren Werken. Zeitungen, Radios und Fernsehsender berichten. In Washington erklärt der Sekretär der Navy: «Wenn uns die zukünftigen Generationen fragen, warum wir in diesem Krieg gekämpft haben, werden wir ihnen die Geschichte Lidices erzählen.» Auf die Bomben, die die Alliierten über deutschen Städten abwerfen, wurde zuvor der Name des Märtyrerdorfes im Osten aufgepinselt. Die sowjetischen Soldaten tun das Gleiche mit den Geschütztürmen ihrer T34. Indem sich Hitler wie der vulgäre Psychopath verhält, der er ist, und nicht wie der Staatschef, der er ebenfalls ist, erlebt er mit Lidice seine grösste Niederlage – und das auf einem Gebiet, auf dem er sich als Meister wähnte: Am Ende des Monats hat er den Propagandakrieg auf internationaler Ebene unwiderruflich verloren.

Doch am 10. Juni 1942 ist sich weder er noch irgendjemand sonst dessen bewusst, am allerwenigsten Gabčík und Kubis. Die Nachricht von der Zerstörung des Dorfes löst bei den beiden Fallschirmspringern tiefe Bestürzung und Hoffnungslosigkeit aus. Mehr als je zuvor werden sie von Schuldgefühlen geplagt. Es nützt ihnen wenig, sich zu sagen, dass sie ihre Mission erfüllt haben, die Bestie tot ist und sie Tschechien und den Rest der Welt von einer der unheilvollsten Kreaturen befreit haben; sie haben das Gefühl, die Einwohner Lidices mit eigenen Händen getötet zu haben. Und solange Hitler nicht von ihrem Tod unterrichtet wurde, werden die Vergeltungsmassnahmen kein Ende finden. Eingesperrt in der Krypta, lassen sie sich diese Überlegungen

durch ihre armen Köpfe gehen, denen die nervöse Anspannung sowieso schon zusetzt, und gelangen zu der einzig sinnvollen Schlussfolgerung: Sie müssen sich ergeben. In ihrer entflammten Phantasie entsteht ein wahnwitziges Szenario: Sie werden darum bitten, bei Emanuel Moravec, dem tschechischen Laval, vorsprechen zu dürfen. Sobald sie bis zu ihm vorgedrungen sind, übergeben sie ihm einen Brief, in dem sie sich selbst des Attentats bezichtigen, dann erschiessen sie erst ihn und töten schliesslich sich selbst in seinem Büro. Es bedarf aller Geduld, Freundschaft, Überredungskunst und Diplomatie von Leutnant Opálka, Valčík und ihren Kameraden, mit denen sie in der Krypta untergetaucht sind, um sie von ihrem unsinnigen Plan abzubringen. Zunächst ist er technisch nicht umsetzbar. Ausserdem ist nicht gesagt, dass die Deutschen ihnen auch tatsächlich glauben werden. Und selbst wenn es ihnen gelingen sollte, ihr Vorhaben durchzuführen, bleibt die Tatsache, dass der Terror und die Massaker bereits vor Heydrichs Tod begonnen hatten und auch dann weitergehen werden, wenn sie selbst tot sind. Nichts würde sich ändern. Es wäre vollkommen nutzlos, sich selbst zu opfern. Gabčík und Kubis weinen vor Wut und Machtlosigkeit. Doch sie lassen sich schliesslich überreden. Trotzdem sind sie noch immer nicht überzeugt, dass Heydrichs Tod irgendeinen Nutzen gebracht hat.

Vielleicht schreibe ich dieses Buch, um sie begreifen zu lassen, dass sie sich täuschen.

«Polemik aus dem tschechischen Internet

Eine Webseite, die zu dem Zweck erstellt wurde, jungen Tschechen die Geschichte des Dorfes Lidice näherzubringen, das die Nazis im Juni 1942 vollständig zerstörten, bietet ein interaktives Spiel, in dem ‚Lidice in kürzester Zeit niedergebrannt werden soll‘.»

Libération, 6. September 2006

Die Gestapo tritt dermassen auf der Stelle, dass man sich fragen könnte, ob sie überhaupt noch nach Heydrichs Attentätern sucht. Um die eigene Nachlässigkeit zu vertuschen, braucht sie einen Sündenbock, und man glaubt, ihn gefunden zu haben. Es handelt sich um einen Beamten des Arbeitsministeriums, der am Abend des 27. Mai die Abfahrt eines Zuges voller tschechischer Arbeiter Richtung Berlin autorisiert hat. Da die drei Fallschirmspringer un-auffindbar bleiben, wird diese Spur für brauchbar befunden. Die Gestapo hat also «ermittelt», dass die drei Attentäter (ja, die Ermittlungen sind immerhin so weit fortgeschritten, dass man mittlerweile von drei Attentätern ausgeht) im Zug waren. Die Männer aus dem Pecek-Palais können sogar mit erstaunlichen Einzelheiten aufwarten: Die flüchtigen Personen sollen sich während der Fahrt unter den Sitzbänken versteckt gehalten und sich einen kurzen Halt in Dresden zunutze gemacht haben, um den Zug zu ver-

lassen und im Umland zu verschwinden. Nun gut, die Annahme, die Terroristen könnten das Land verlassen haben, um sich ausgerechnet in Deutschland zu verstecken, erscheint leicht gewagt. Doch es braucht schon mehr, um die Gestapo einen Schritt zurückweichen zu lassen. Allerdings lässt der Beamte sie nicht so einfach gewähren und überrumpelt sie mit seiner Verteidigung: Ja, er hat die Abfahrt des Zuges tatsächlich autorisiert, doch nur auf die ausdrückliche Anweisung des Luftfahrtministeriums in Berlin. Sprich: Göring. Der gewissenhafte Beamte hat zudem eine Kopie dieses Befugnis aufbewahrt, die den Stempel der Prager Polizeibehörden trägt. Sollte tatsächlich ein Fehler gemacht worden sein, müsse die Gestapo ihren Teil der Verantwortung anerkennen. Im Pecek-Palais beschliesst man, nicht auf dieser Geschichte zu beharren.

243

Als alter Hase und erklärter Menschenkenner kommt Kommissar Pannwitz die entscheidende Idee, um die Situation zu entschärfen. Dabei geht er von folgender Überlegung aus: Die Atmosphäre des Terrors, die seit dem 27. Mai heraufbeschworen wurde, ist kontraproduktiv. Er hat nichts gegen Terror an sich, nur leider hat die Sache einen Haken: Die Schreckensherrschaft schreckt jeden noch so eifrigen Denunzianten nachhaltig ab. Mehr als zwei Wochen nach dem Attentat wird niemand mehr das Risiko eingehen, der Gestapo gegenüber zuzugeben, dass er über Informationen verfügt, die er bislang zurückgehalten hat. Daher muss jedem, der

von sich aus bereit ist, Angaben über die Affäre zu machen, eine Amnestie in Aussicht gestellt und auch zuerkannt werden, selbst wenn die Enthüllungen nur marginal sind.

Frank lässt sich überzeugen. Er verordnet einen Gnadenerlass für jeden, der innerhalb der nächsten fünf Tage Informationen liefert, die zur Ergreifung der Attentäter führen. Nach dieser Frist wird er Hitlers und Himmlers blutrünstige Rachegeleüste nicht mehr im Zaum halten können.

Als Frau Moravec davon erfährt, begreift sie sofort die Bedeutung des Ultimatums: Die Deutschen setzen alles auf eine Karte. Wenn in den nächsten fünf Tagen niemand die jungen Männer anschwärzt, werden sie vor Denunzianten sicher sein und ihre Überlebenschancen beträchtlich steigen. Sobald der Zeitraum der Amnestie verstrichen ist, wird es niemand mehr wagen, zur Gestapo zu gehen. Wir schreiben den 13. Juni 1942. Noch am selben Tag steht ein unbekannter Mann vor Frau Moravecs Tür, trifft sie aber nicht zu Hause an. Beim Hausmeister erkundigt er sich, ob sie zufällig eine Aktentasche für ihn hinterlegt habe. Er ist Tscheche, nennt aber nicht das Codewort «Jan». Der Hausmeister sagt, davon wisse er nichts. Der Unbekannte geht seiner Wege. Karel Curda wäre um ein Haar wieder aufgetaucht.

244

Tante Moravec hat ihre Familie für einige Tage aufs Land geschickt. Sie selbst bleibt in Prag, weil sie zu viel zu tun hat. Sie wäscht die Wäsche, bügelt, macht Erledigungen, läuft hin und her.

Um sich nicht verdächtig zu machen, lässt sie sich von der Frau des Hausmeisters helfen. Es wäre nicht ratsam, dass man sie ständig mit vollbeladenen Armen herumlaufen sieht. Andererseits muss der Ort, an dem sich die Fallschirmspringer versteckt halten, geheim bleiben. Daher treffen sich die beiden Frauen am Karlsplatz, wo ihr die Hausmeistersfrau inmitten der Menschenmenge und Blumenbeete die Beutel mit Proviant übergibt. Damit geht Tante Moravec die Strasse Resslova hinunter, betritt die Kirche und verschwindet. Ein anderes Mal besteigen sie die gleiche Tram, die Frau des Hausmeisters steigt jedoch zwei oder drei Stationen vor ihrem Ziel aus und lässt die Taschen zurück, die Tante Moravec unauffällig aufsammelt. In der Krypta verteilt sie ofenwarme Kuchen, Zigaretten, Spiritus, um einen alten Kocher wieder zum Laufen zu bringen, und Neuigkeiten aus der Aussenwelt. Die jungen Männer sind wegen der Kälte gesundheitlich alle ein wenig angeschlagen, aber die Stimmung ist besser. Heydrichs Tod lässt sie Lidice zwar nicht vergessen, dafür wird ihnen die Tragweite dessen, was sie geschafft haben, allmählich bewusst. Valčík empfängt die Tante im Morgenmantel. Er ist etwas blass im Gesicht, hat sich aber einen feinen Bart wachsen lassen, mit dem er wahrlich vornehm aussieht. Er erkundigt sich, wie es seinem Hund Moula geht. Moula geht es gut, die Hausmeisterfamilie hat ihn bei einer Familie untergebracht, die einen grossen Garten hat. Kubis' Gesicht ist abgeschwollen, und selbst Gabčík hat wieder ein wenig von seinem fröhlichen Gemüt zurückgewonnen. Die kleine Gemeinschaft aus sieben Männern hat sich arrangiert: Sie haben ein Herrenhemd zu einem Filter umfunktioniert, weil sie sich gern mal wieder einen Kaffee zubereiten würden. Die Tante

verspricht, dass sie versuchen wird, welchen für sie zu besorgen. Währenddessen erarbeitet Zelenka gemeinsam mit der Widerstandsbewegung ausgesprochen improvisierte Pläne zum heimlichen Abzug der Agenten aus dem Einsatzgebiet. «Anthropoid» galt als Selbstmordmission, niemand hätte in Erwägung gezogen, dass sich die Frage einer Rückkehr überhaupt stellen würde. Der erste Schritt besteht darin, alle irgendwo auf dem Land unterzubringen. Doch die Gestapo ist in Habachtstellung, überall in der Stadt herrscht Alarmbereitschaft, es gilt abzuwarten. Es naht der Namenstag des heiligen Adolf, und um diesen zu begehen (an dieser Stelle ist wohl die Erklärung angebracht, dass Leutnant Opálka mit Vornamen Adolf heisst), hofft Tante Moravec, irgendwo Schnitzel auftreiben zu können. Ausserdem würde sie gern eine Leberknödelsuppe kochen. Mittlerweile nennen die jungen Männer sie nicht mehr «Tante», sondern «Mama». Sieben überaus guttrainierte Männer, die zur Tatenlosigkeit verdammt sind und wie verletzte Kinder in dem düsteren Gewölbe ausharren, vertrauen voll und ganz auf die kleine mütterliche Frau. «Wir müssen bis zum 18. durchhalten», sagt sie ein weiteres Mal zu sich selbst. Es ist der 16.

245

Karel Curda steht auf dem Bürgersteig am oberen Ende der Strasse Bredovska, von den Tschechen auch «Strasse der Gefangenen» genannt, die zum Hauptbahnhof führt, dem ehemaligen Bahnhof Wilsonovo. An der Ecke gegenüber thront das Pecek-Pa-

lais, ein imposantes Bauwerk aus grauem Stein, finster und furcht-einflössend. Ein tschechischer Bankier, dem beinahe alle Kohlenminen Nordböhmens gehörten, liess das Gebäude nach dem Ersten Weltkrieg errichten. Womöglich erinnerte ihn die anthrazitfarbene Fassade an die Ursprünge seines aus Kohle gewonnenen Vermögens. Doch der Bankier überschrieb seine Minen und das Palais der Regierung und verschwand vorsichtshalber nach England, kurz bevor sein Land von der deutschen Invasion heimgesucht wurde. Auch heute noch ist das Pecek-Palais Sitz eines offiziellen Amtes: des Industrie- und Handelsministeriums. 1942 jedoch fungiert das Gebäude als Hauptquartier der Gestapo von Böhmen und Mähren. Knapp eintausend Angestellte gehen dort ihren düsteren Beschäftigungen nach. Auf den Fluren ist es dermassen finster, dass man sich am helllichten Tage mitten in der Nacht glaubt. Das Gebäude im Herzen der Hauptstadt verfügt über eine ultramoderne Ausstattung – eine Druckerei, ein Labor, ein Rohrpostsystem und eine Telefonzentrale – und ist somit bestens als Sitz der nationalsozialistischen Polizei geeignet. Die zahlreichen Untergeschosse und Gewölbe wurden, wie es sich gehört, zweckmässig eingerichtet. Die Leitung des Hauses obliegt Dr. Geschke, einem jungen Standartenführer. Beim blossen Anblick seines Fotos gefriert mir das Blut in den Adern: Schmiss im Gesicht, teigige Haut, irrer Blick, grausame Lippen, Seitenscheitel und zur Hälfte rasierter Schädel. Kurz und gut: Das Pecek-Palais ist das Sinnbild des nationalsozialistischen Terrors in Prag, und es bedarf einer gewissen Unerschrockenheit, sich dem Gebäude auch nur zu nähern. Karel Curda ist durchaus unerschrocken, schliesslich locken ihn zwanzig Millionen Kronen. Man braucht schon

Mut, um seine Kameraden zu verraten. Und man sollte das Für und Wider sorgsam abwägen. Niemand garantiert ihm, dass die Nazis ihr Wort halten werden. Er bereitet sich innerlich darauf vor, alles aufs Spiel zu setzen: Reichtum oder Tod. Curda ist eben ein Abenteurer. Aus purer Abenteuerlust hatte er sich den tschechoslowakischen Exilstreitkräften überhaupt erst angeschlossen. Und seine Abenteuerlust trieb ihn dazu, sich freiwillig für Spezialeinsätze im Protektorat zu melden. Doch hat ihn die Rückkehr in sein Land letztendlich enttäuscht; das Leben im Untergrund ist nicht besonders verlockend. Seit dem Attentat wohnt er bei seiner Mutter in der Kleinstadt Kolm, sechzig Kilometer östlich von Prag. Zuvor hatte er aber Gelegenheit, einen Grossteil der Personen kennenzulernen, die sich im Widerstand engagierten, darunter Kubis und Valčík, mit denen er den Angriff auf die Skoda-Fabrik in Pilsen durchführte, sowie Gabčík und Opálka, denen er während der geheimen Lagerwechsel in Prag mehrmals über den Weg lief. Er kennt unter anderem die Wohnung der Familie Svatos, die ein Fahrrad und eine Aktentasche für das Attentat zur Verfügung stellte. Und vor allem kennt er die Adresse der Familie Moravec. Ich weiss nicht, warum er vor drei Tagen bei ihnen vorbeischaute. Hatte er bereits die Absicht, sie alle zu verraten? Oder wollte er wieder Kontakt zum Widerstandsnetz aufnehmen, von dem er nichts Neues gehört hatte? Doch warum sollte er nach Prag zurückgekehrt sein, wenn nicht wegen der Belohnung? War er bei seiner Mutter in der malerischen Kleinstadt Kolm nicht sicherer? Ehrlich gesagt war er das nicht. Kolm ist 1942 eine deutsche Verwaltungszentrale; in der Stadt werden die Juden Zentralböhmens zusammengetrieben, und der Bahnhof dient als Umschlagplatz für

Deportationen nach Terezin. Daher besteht die Möglichkeit, dass Curda seine Familie nicht länger gefährden wollte – neben seiner Mutter wohnte auch seine Schwester in Kolm – und nach Prag zurückkehrte, um bei seinen Kameraden einen Unterschlupf und Unterstützung zu finden. Von welcher Bedeutung ist also die Tatsache, dass ihm niemand öffnete, als er bei Familie Moravec an die Tür klopfte? Tante Moravec schien ihn andererseits erwartet zu haben, denn als der Hausmeister ihr von einem mysteriösen Besucher erzählte, fragte sie ihn, ob er aus Kolm gewesen sei. Doch sie war eben nicht zu Hause ... Wir werden niemals erfahren, ob der weitere Verlauf der Ereignisse das Resultat blossen unheilvollen Zufalls oder Curdas unaufhaltsamen Willens war. Wie dem auch sei, am 16. Juni 1942, einem Dienstag, scheint Karel Curdas Entscheidung gefallen zu sein. Er weiss nicht, wo sich seine Kameraden versteckt halten. Doch er weiss genug.

Karel Curda überquert die Strasse, informiert den Wachposten vor der schweren hölzernen Eingangstür, dass er über Informationen verfüge, schreitet die hohen Stufen empor, die von einem roten Teppich bedeckt werden und in die riesige Eingangshalle hineinführen, und verschwindet im steinernen Bauch des düsteren Palastes.

246

Wann und warum Vater und Sohn Moravec nach Prag zurückkehrten, weiss ich nicht. Kaum aufgebrochen, sind sie auch schon wieder da, wahrscheinlich beendete die Ungeduld des jungen Soh-

nes den kurzen Landausflug; vielleicht wollte er den Fallschirmspringern helfen oder seine Mutter nicht länger allein lassen. Vermutlich lag es auch an der Arbeit seines Vaters. Es heisst, Herr Moravec sei über nichts im Bilde gewesen, doch das kann ich nicht glauben. Ihm muss klar gewesen sein, dass es sich bei den Fallschirmspringern, die seine Frau in der gemeinsamen Wohnung einquartierte, nicht um Pfadfinder handelte. Ausserdem hatte er seine Freunde mehrfach um Unterstützung gebeten – bei der Suche nach einem Kleidungsstück, einem Fahrrad, einem Arzt, einem Versteck ... Also war die ganze Familie am Widerstandskampfbeteiligt, einschliesslich des ältesten Sohnes, der sich nach England abgesetzt hatte und bei der Royal Air Force als Pilot arbeitete. Es gibt schon länger keine Neuigkeiten mehr von ihm, und er wird am 7. Juni 1944 sterben – einen Tag nach der Landung der Alliierten wird sein Jagdbomber abstürzen, das heisst in knapp zwei Jahren, was in diesen Zeiten einer Ewigkeit gleicht.

247

Curda hat zwar den Rubikon überschritten, wurde allerdings nicht wie ein Held empfangen. Die Gestapo erkannte schnell, von welcher Bedeutung seine Aussage für sie sein würde, und verhörte ihn unter Einsatz gemässigter Prügelattacken die ganze Nacht über. Nun sitzt Curda in einem der düsteren Gänge brav auf einer Holzbank und harrt der Verkündung seines Urteils. Als er einen Moment mit ihm allein ist, stellt ihm der hinzugezogene Übersetzer folgende Frage:

«Warum haben getan das?»

«Ich wollte nicht, dass noch mehr unschuldige Menschen ermordet werden.»

Und er wollte die zwanzig Millionen Kronen. Die er tatsächlich bekommen wird.

248

Das, wovor sich jede Familie in diesen eisernen, entsetzlichen Zeiten fürchtet, geschieht eines Morgens bei Familie Moravec. Es klingelt an der Tür, davor steht die Gestapo. Die Deutschen stellen Mutter, Vater und Sohn an die Wand und dann die ganze Wohnung auf den Kopf. «Wo sind die Fallschirmspringer?», zetert der deutsche Kommissar, und sein Übersetzer übersetzt. Sanft antwortet Vater Moravec, er kenne keinen Fallschirmspringer. Erneut durchsucht der Kommissar die Zimmer. Frau Moravec fragt, ob sie zur Toilette gehen dürfe. Ein Gestapo-Mann verpasst ihr eine Ohrfeige. Doch direkt darauf wird er von seinem Vorgesetzten herbeizitiert und verschwindet. Eindringlich bittet sie den Übersetzer erneut, auf die Toilette gehen zu dürfen, und er gestattet es ihr. Sie weiss, dass ihr nur wenige Sekunden bleiben, und verrammelt die Tür zum Badezimmer so fest wie möglich. Dann holt sie ihre Zyankalikapfel hervor und zerbeisst sie, ohne zu zögern. Das Gift beginnt sofort zu wirken.

Als er ins Wohnzimmer zurückkommt, will der Deutsche wissen, wo die Frau ist. Der Übersetzer erklärt es ihm. Der Deutsche versteht sofort. Ausser sich vor Wut stürzt er ins Badezimmer, in-

dem er sich mit der Schulter gegen die Tür wirft. Frau Moravec steht noch aufrecht da, ein Lächeln auf den Lippen. Dann sinkt sie zusammen. «Wasser!», brüllt der Kommissar. Seine Männer eilen mit Wasser herbei und versuchen verzweifelt, Frau Moravec wiederzubeleben, doch sie ist tot.

Ihr Mann lebt aber noch. Und ihr Sohn ebenfalls. Ata sieht, wie die Männer der Gestapo den Leichnam seiner Mutter hinaustragen. Mit einem Grinsen im Gesicht kommt der Kommissar auf ihn zu. Ata und sein Vater werden verhaftet und im Schlafanzug abgeführt.

249

Natürlich haben sie ihn grausam misshandelt. Anscheinend zeigten sie ihm den Kopf seiner Mutter, der in einem Aquarium schwamm. «Siehst du diese Holztruhe, Ata? ...» Valčiks Worte kamen ihm sicher wieder in den Sinn, doch eine Truhe hat eben keine Mutter.

250

Jetzt bin ich endlich Gabčik. Wie sagt man noch? Ich versetze mich voll und ganz in meine Figur hinein. Ich sehe mich Arm in Arm mit Libena durch die Strassen des befreiten Prags schlendern, die Menschen um uns herum lachen, sprechen Tschechisch und

bieten mir Zigaretten an. Wir sind verheiratet, sie erwartet ein Kind, ich wurde zum Offizier befördert, Präsident Beneš wacht über die wiedervereinte Tschechoslowakei, Jan und Anna besuchen uns in ihrem nagelneuen Skoda, er trägt seine Schirmmütze verkehrt herum, zusammen gehen wir in einer *kaviaren* am Flussufer ein Bier trinken und rauchen dazu englische Zigaretten. Während wir an die Zeiten des Kampfes zurückdenken, müssen wir immer wieder schallend lachen. Weisst du noch in der Krypta? Mensch, war es dort kalt! Wir verbringen den Sonntag am Flussufer, ich umarme meine Frau, Jozef ist gerade dazugestossen, auch Opálka hat sich mit seiner Verlobten aus Mähren, von der er uns so viel erzählt hat, zu uns gesellt, auch alle Moravecs sind da, der Oberst bietet mir eine Zigarre an, Beneš bringt Würstchen mit, überreicht den Frauen Blumen und möchte uns mit einer Rede ehren, Jan und ich wehren ab, nein, nein, nicht schon wieder eine Rede, Libena lacht, sie neckt mich liebevoll, nennt mich ihren Helden, und Beneš setzt in der Kirche auf dem Vysehrad zu seiner Rede an, es ist kühl, ich trage einen Hochzeitsanzug, höre die Menschen hinter mir die Kirche betreten, höre die Menschen und Nezval, der auf dem Karlsplatz ein Gedicht zum Besten gibt, eine Geschichte über Juden, den Golem, Faust, über goldene Schlüssel und die Wappen und Schilder der Strasse Nerudova, und die Zahlen auf einer Mauer bilden mein Geburtsdatum, bevor sie vom Wind davongetragen werden ...

Ich weiss nicht, wie spät es sein mag.

Ich bin nicht Gabčík und werde es auch nie sein. Ich widersetze mich in aller Form der Versuchung des inneren Monologs, womit es mir in diesem entscheidenden Augenblick vermutlich gerade

noch gelingt, mich nicht der Lächerlichkeit preiszugeben. Der Ernst der Lage ist keine Entschuldigung, ich weiss sehr wohl, wie spät es ist, und bin hellwach.

Es ist vier Uhr. Ich schlafe nicht in den steinernen Gewölben, die den toten Mönchen in der Kirche St. Kyrill und Method vorbehalten sind.

Auf der Strasse setzen die schwarzen Schatten ihr geheimes Ballett fort, nur dass wir uns nicht mehr in Lidice befinden, sondern im Herzen Prags. Für Bedenken ist es nun definitiv zu spät. Aus allen Richtungen strömen Armeelastwagen herbei, formen die Strahlen eines Sterns, dessen Zentrum die Kirche bildet. Auf einem Kontrollbildschirm könnten wir die Lichtsignale der Fahrzeuge beobachten, die sich langsam auf ihr Ziel zubewegen, dann aber stehenbleiben, bevor sie ihren Knotenpunkt erreicht haben. Die beiden Haupthaltepunkte befinden sich am Ufer der Moldau und am Karlsplatz, am jeweils entgegengesetzten Ende der Strasse Resslova. Die Scheinwerfer erlöschen, und die Motoren verstummen. Unter den Planen sprudeln Kommandotruppen hervor. Vor jeder Toreinfahrt, vor jedem Kanaldeckel bezieht ein SS-Mann Posten. Auf den Dächern werden Maschinengewehre in Stellung gebracht. Zaghafte zieht sich die Nacht zurück. Die ersten hellen Streifen des Morgengrauens schimmern bereits am Himmel, denn die Sommerzeit wurde noch nicht erfunden, und obwohl Prag ein wenig weiter westlich liegt als beispielsweise Wien, ist die Stadt dem Osten doch so zugewandt, dass die kalte Morgenluft sie sehr früh im Schlaf erschauern lässt. Der Häuserblock ist bereits umstellt, als Kommissar Pannwitz mit seiner kleinen Eskorte eintrifft. Dem Übersetzer, der ihn begleitet, strömt der

Duft der Blumenbeete am Karlsplatz in die Nase (die Tatsache, dass er immer noch im Dienst ist, nachdem er Frau Moravec gestattet, sich auf der Toilette das Leben zu nehmen, spricht dafür, dass er ein verdammt guter Übersetzer sein muss). Kommissar Pannwitz ist mit der Abriegelung des Gebietes und der Festnahme der Attentäter beauftragt; es ist eine Ehre und eine schwerwiegende Verantwortung zugleich: Auf keinen Fall darf sich das Fiasko vom 28. Mai wiederholen, dieser kopflose Aktionismus, an dem er glücklicherweise nicht beteiligt war. Wenn alles gut läuft, wäre es die Krönung seiner Karriere; sollte die Operation hingegen nicht mit der Verhaftung oder dem Tod der Terroristen enden, muss er mit massiven Problemen rechnen. In dieser Angelegenheit steht für alle viel auf dem Spiel. Selbst für die Deutschen, deren Vorgesetzte fehlende Resultate sehr leicht mit Sabotage gleichsetzen, besonders, wenn es darum geht, ihre eigenen Fehler zu vertuschen oder ihren Blutdurst zu stillen (in diesem Fall treffen beide Faktoren zusammen). Sündenböcke um jeden Preis, so könnte die Devise des Reiches lauten; wie könnte man es ihm verübeln, dass er sich ordentlich ins Zeug legt, um nicht in Ungnade zu fallen. Er ist Berufspolizist und geht methodisch vor. Seinen Männern hat er extrem strikte Anweisungen erteilt. Absolute Stille. Mehrere Postenketten zur Absicherung. Engmaschige Überwachung des Viertels. Niemand schießt ohne seinen Befehl. Wir brauchen sie lebend. Nicht, dass man es ihm übelnähme, sollte er sie töten, doch ein Feind, den man lebend in die Hände bekommt, garantiert zehn weitere Festnahmen. Tote sind nicht gesprächig. Wobei Frau Moravecs Leichnam schon auf gewisse Weise kommunikativ war. Ob Pannwitz' unbewegte Fassade bröckelt? Jetzt, da der Zeitpunkt

naht, endlich Heydrichs Mörder zu verhaften, die die gesamte Reichspolizei seit drei Wochen zum Narren halten, muss er zumindest eine gewisse Nervosität verspüren. Schliesslich weiss er nicht, was ihn in der Kirche erwartet. Sicherheitshalber schickt er einen Mann vor, der ihm die Tür zum Pfarrhaus öffnen soll. Zu diesem Zeitpunkt ahnt niemand, dass die Stille über Prag nur noch wenige Minuten andauern wird. Der Polizist klingelt. Lange passiert nichts. Dann wird die Tür entriegelt. Ein verschlafener Küster erscheint im Türrahmen. Bevor er auch nur den Mund öffnen kann, schlägt man ihn nieder und legt ihm Handschellen an. Erst danach wird ihm der Grund für den frühmorgendlichen Besuch erläutert. Man wolle die Kirche sehen. Der Übersetzer übersetzt. Der Trupp durchquert einen Korridor, lässt sich eine weitere Tür öffnen und betritt die Kirche. Wie Spinnen schwärmen die schwarzgewandeten Männer aus, nur dass sie dabei nicht die Mauern emporkrabbeln. Das Echo ihrer Schritte hallt von den hohen Steinwänden wider. Sie suchen überall, finden aber niemanden. Nur die Galerie oberhalb des Kirchenschiffes haben sie noch nicht durchstöbert. Pannwitz entdeckt eine Wendeltreppe hinter einer abgeschlossenen Gittertür. Er verlangt den Schlüssel vom Küster, der beteuert, er habe ihn nicht. Pannwitz lässt das Schloss mit Gewehrkolben zertrümmern. In dem Augenblick, in dem sich die Gittertür öffnet, kommt ein eiförmiger Gegenstand die Treppe heruntergerollt. Ich bin sicher, Pannwitz weiss sofort Bescheid, als er das Klappern von Metall auf den Stufen hört. Er weiss, dass er das Versteck der Fallschirmspringer entdeckt hat, sie sich auf der Empore verschanzen, bewaffnet sind und sich nicht ergeben werden. Die Granate explodiert. Ein Schleier aus Rauch legt sich über die Kirche. Im selben Moment eröffnen die Sten-Maschinen-

pistolen das Feuer. Einer der Deutschen, laut dem Übersetzer der eifrigste von ihnen, stösst einen Schrei aus. Sofort erteilt Pannwitz den Befehl zum Rückzug, doch seine Männer, die nichts mehr sehen und völlig orientierungslos durch die Gegend laufen, schießen in alle Richtungen, während sie selbst von oben unter Beschuss stehen. Der Kampf in der Kirche hat begonnen. Ganz eindeutig waren die deutschen Besucher darauf nicht vorbereitet. Vermutlich glaubten sie, sie würden leichtes Spiel haben, denn gewöhnlich genügt der blosse Geruch ihrer Ledermäntel, um jedem das Blut in den Adern gefrieren zu lassen. Der Überraschungseffekt ist also ganz auf Seiten der Angegriffenen. Mehr schlecht als recht sammelt die Gestapo ihre Verletzten ein und zieht sich zurück. Beide Seiten hören auf zu schießen. Pannwitz stellt eine SS-Einheit zusammen, die einen erneuten Angriff wagt und auf die gleiche Weise wie vorher empfangen wird. Die unsichtbaren Schützen auf der Empore verstehen ihr Handwerk. Perfekt positioniert, um das gesamte Kircheninnere abzudecken, nehmen sie sich Zeit, zielen sorgfältig, schießen nur sparsam und treffen fast immer. Auf jede Salve folgt ein Schrei der Eindringlinge. Die enge, schwer zugängliche Wendeltreppe macht die Galerie so uneinnehmbar wie die sicherste Festung. Der Angriff endet mit einem zweiten Rückzug. Pannwitz begreift, dass es illusorisch ist, die Widerstandskämpfer lebend in die Hände zu bekommen. Um das Chaos zu vervollständigen, erteilt jemand den Maschinengewehrschützen auf dem Dach gegenüber Befehl, das Feuer zu eröffnen. Die MG42 feuern ihre gesamte Munition auf die Kirchenfenster, die in tausend Stücke zerbersten.

Ein bunter Scherbenregen geht auf die drei Männer auf der Em-

pore nieder; es sind nur drei Männer: Kubis von «Anthropoid», Opálka von «Out Distance» und Bublik von «Bioscope», die ganz genau wissen, was sie zu tun haben – den Zugang zur Treppe blockieren (darum kümmert sich Opálka), Munition sparen und so viele Deutsche wie möglich ins Kreuzfeuer nehmen und töten. Draussen verfallen die Angreifer in fieberhafte Aktivität. Sobald die Maschinengewehre verstummen, erfolgen neue Angriffswellen im Kirchenschiff. Man hört Pannwitz rufen: «Angriff! Angriff!» Mit genau gezielten Schüssen werden sie zurückgeworfen. Genauso schnell, wie die Deutschen in die Kirche stürmen, flüchten sie wieder wie geprügelte Welpen nach draussen. Zwischen den Angriffen feuern die deutschen Maschinengewehre lange und heftige Salven ins Kircheninnere, die das Mauerwerk zerfressen und alles Übrige pulverisieren. Während die MGs feuern, sind Kubis und seine beiden Kameraden nicht in der Lage zurückzuschossen, sondern sie müssen warten, bis der Kugelhagel abgeklungen ist, und solange, so gut es geht, hinter den dicken Säulen in Deckung gehen. Glücklicherweise können auch die Angreifer ihre Deckung nicht aufgeben, sie stehen durch das MG-Feuer genauso unter Beschuss wie ihre Zielpersonen. Die Situation ist prekär für die drei Fallschirmspringer, doch die Minuten ziehen vorüber, werden zu Stunden, in denen sie weiter die Stellung halten.

Als Karl Hermann Frank am Ort des Geschehens eintrifft, mag er noch naiverweise davon ausgehen, dass bereits alles vorbei ist – stattdessen muss er erstaunt erkennen, welches sagenhafte Chaos auf der Strasse herrscht, und findet einen unter seiner Zivilkleidung und zu engen Krawatte völlig verschwitzten Pannwitz

vor. «Attacke! Attacke!» Eine Angriffswelle nach der anderen wird abgewehrt. Aus den Gesichtern der Verletzten spricht Erleichterung darüber, aus dem Inferno hinausgezogen und notärztlich versorgt zu werden. Frank wiederum blickt sehr verärgert drein. Der Himmel ist blau, das Wetter sehr schön, doch das Donnern der Waffen muss die gesamte Einwohnerschaft aufgeweckt haben. Wer weiss, was in der Stadt erzählt werden wird? Frank hat ein ungutes Gefühl. Wie es das Procedere in Krisensituationen erfordert, macht der Chef seinen Untergebenen verantwortlich. Er verlangt, dass die Terroristen umgehend neutralisiert werden. Eine weitere Stunde später fliegen die Kugeln immer noch in alle Richtungen. Pannwitz wiederholt völlig ausser sich «Attacke! Attacke!», doch die SS-Männer haben begriffen, dass sie die Treppe niemals einnehmen werden, und ändern ihre Strategie. Man muss das Nest von unten ausräumen. Schüsse aus der Deckung, Sturmangriffe, Gewehrfeuer, Handgranaten, bis die geschicktesten Werfer oder die mit dem meisten Glück einen Treffer landen. Nach drei Stunden des Angriffs erschüttert eine Serie von Explosionen das Chorgestühl, dann tritt Stille ein. Mehrere lange Minuten lang wagt niemand, sich zu bewegen. Schliesslich wird beschlossen, oben nachzusehen. Der Soldat, der dazu auserkoren wird, die Treppe zu erklimmen, macht sich resigniert und verängstigt zugleich auf die Salve gefasst, die ihm den Garaus machen wird. Doch diese bleibt aus. Er betritt die Empore. Als sich der Rauch verzieht, entdeckt er drei reglose Körper. Einer davon ist tot und zwei bewusstlos und verletzt. Opálka ist tot, doch Bublik und Kubis atmen noch. Pannwitz wird informiert und ruft einen Krankenwagen. Mit einer solchen Gelegenheit hat er gar nicht mehr ge-

rechnet. Jetzt gilt es, die Männer am Leben zu halten, um sie ver-
hören zu können. Einem der beiden wurden die Beine zerschmet-
tert, der andere befindet sich in keinem besseren Zustand. Mit
heulender Sirene rast der Krankenwagen durch Prags Strassen.
Doch als er am Krankenhaus eintrifft, ist Bublik tot. Zwanzig Mi-
nuten später erliegt Kubis seinen Verletzungen.

Kubis ist tot. Ich bedaure, das schreiben zu müssen. Ich hätte
ihn gern besser kennengelernt. Ich hätte ihn gern gerettet. Gemäss
der Zeugenberichte scheint es, dass sich am Ende der Empore eine
zugemauerte Tür befand, die zu einem angrenzenden Gebäude
führte und den drei Männern die Möglichkeit zur Flucht geboten
hätte. Hätten sie diese Chance nur nutzen können! Die Geschichte
ist das einzig wahre Verhängnis: Man kann sie immer neu inter-
pretieren, sie aber nicht neu schreiben. Was ich auch mache, was
ich auch sage, ich werde Jan Kubis nicht wiederbeleben können,
den tapferen, heldenhaften Jan Kubis, den Mann, der Heydrich
getötet hat. Es hat mir nicht das geringste Vergnügen bereitet,
diese Szene zu erzählen, deren Bearbeitung mich mehrere ar-
beitsame Wochen gekostet hat – und mit welchem Ergebnis? Drei
Seiten wildes Hin und Her in einer Kirche und drei Tote. Kubis,
Opálka und Bublik sind zwar als Helden gestorben, aber das
macht sie nicht weniger tot. Mir bleibt nicht einmal Zeit, um sie
zu trauern, da die Geschichte, dieses unaufhaltsame Verhängnis,
keine Pause kennt.

Die Deutschen durchwühlen die Trümmer, finden aber nichts.
Den Leichnam des dritten Mannes legen sie auf dem Gehweg ab
und rufen Curda herbei, um ihn zu identifizieren. Der Verräter
senkt den Kopf und murmelt: «Opálka.» Pannwitz freut sich:
Glück gehabt. Er geht davon aus, dass es sich bei den zwei Män-

nern im Krankenwagen um die Hauptakteure des Attentats handelt, deren Namen Curda während seines Verhörs fallenliess: Jozef Gabčík und Jan Kubis. Er hat keine Ahnung, dass sich Gabčík direkt unter seinen Füßen befindet.

Gabčík muss in dem Moment, in dem die Schüsse verstummen, klar gewesen sein, dass es seinen Freund erwischt hat, denn keiner von ihnen hätte sich jemals lebend in die Hände der Gestapo begeben. Nun wartet er, ob die Deutschen in die Krypta vordringen oder aufbrechen werden, ohne sie zu entdecken. Bei ihm befinden sich Valčík und zwei weitere Kameraden, Jan Hruby von «Bioscope» und Jaroslav Svarc von «Tin», der gerade erst von London ausgesandt wurde, um ein weiteres Attentat auszuüben – diesmal auf Emanuel Moravec, den Minister und Kollaborateur.

Über ihren Köpfen wird immer noch fieberhaft gesucht, aber ohne Ergebnis. Die Kirche sieht aus wie nach einem Erdbeben, und die Luke, die zur Krypta hinunterführt, ist unter einem Teppich versteckt, den bisher noch niemand angehoben hat. Wenn man nicht weiss, wonach man sucht, gestaltet sich eine solche Aktion gezwungenermassen weniger effizient, davon abgesehen liegen die Nerven der Polizisten und Soldaten blank. Im Stillen sind sich alle einig, dass es hier nichts mehr zu tun gibt, die Mission erfüllt wurde und Pannwitz Frank vorschlagen wird, das Feld zu räumen. Doch dann findet einer der Männer doch noch etwas und zeigt es seinem Vorgesetzten: ein Kleidungsstück, ich weiss nicht einmal, ob es sich um eine Jacke, einen Pullover, ein Hemd oder Socken handelt, das er in einer Ecke aufgelesen hat. Pannwitz' Polizeiinstinkt schlägt sofort Alarm. Woran er feststellt, dass dieses

Kleidungsstück keinem der drei toten Männer von der Empore gehört, weiss ich nicht, jedenfalls ordnet er an, die Suche fortzusetzen.

Es ist bereits nach sieben Uhr, als sie die Falltür finden.

Gabčik, Valčík und ihre beiden Kameraden sitzen wie die Ratten in der Falle. Ihr Versteck wird zum Gefängnis, und es sieht ganz danach aus, als ob es auch ihr Grab werden würde, doch bis es so weit kommt, werden sie daraus einen Bunker machen. Die Falltür hebt sich. Als die Beine eines uniformierten SS-Mannes auftauchen, geben sie zum Zeichen ihrer Entschlossenheit ein paar gezielte Schüsse darauf ab. Geschrei. Die Beine verschwinden. Ihre Lage ist aussichtslos, aber für den Augenblick zumindest stabil, stabiler, als sie es oben auf der Galerie war. Kubis und seine zwei Kameraden konnten aus ihrer erhöhten Position Profit schlagen und ihre Angreifer von oben in Schach halten. Hier ist es umgekehrt: Die Angreifer kommen von oben, doch aufgrund der Enge des Zugangs müssen sich die SS-Männer einzeln hindurchzwingen. Damit geben sie den Verteidigern alle Zeit, sich der Lage anzupassen und jeden Eindringling abzuschliessen. Vom Prinzip her ähnelt die Situation der Schlacht bei den Thermopylen, mit dem Unterschied, dass die Aufgabe, die Leonidas erfüllte, bereits von Kubis erledigt wurde. Im Schutz der dicken Steinmauern haben Gabčik, Valčík, Hruby, Svarc also ein wenig Zeit, zumindest, um nachzudenken. Wie sollen sie hinauskommen? Über ihren Köpfen hören sie: «Ergebt euch! Es wird euch nichts geschehen!» Die Falltür ist der einzige Zugang zur Krypta. Ausserdem gibt es etwa drei Meter über dem Boden einen horizontalen Lüftungsspalt. Sie haben zwar eine Leiter, mit der sie die Öffnung erreichen können, doch sie ist zu eng, als dass sich ein Mann hin-

durchzwängen könnte. Davon abgesehen fährt sie direkt auf die Strasse Resslova, auf der sich Hunderte SS-Männer zusammengerottet haben. «Man wird euch wie Kriegsgefangene behandeln.» Ausserdem führen ein paar Treppenstufen zu einer zugemauerten Tür hinauf, doch selbst wenn es gelänge, diese zu durchbrechen, käme man nur im Kircheninneren heraus, wo es von Deutschen nur so wimmelt. «Die hier sagen mir, ihr sollt euch ergeben. So richte ich es euch also aus. Sie sagen, es wird euch nichts geschehen, und man wird euch wie Kriegsgefangene behandeln.» Die Fallschirmspringer erkennen Priester Petfeks Stimme, der sie in seiner Kirche aufgenommen und versteckt hat. Einer von ihnen ruft zurück: «Wir sind Tschechen! Wir werden uns niemals ergeben! Hört ihr? Niemals!» Es war sicherlich nicht Gabčik, der das rief, denn er hätte sich etwas präziser ausgedrückt: «Tschechen und Slowaken»; meiner Meinung nach war es Valčík. Dann wiederholt jemand: «Niemals!», und bekräftigt die Aussage mit einer Gewehrsalve. Das scheint mir schon eher Gabčíks Stil zu sein (doch die Wahrheit ist, dass ich keine Ahnung habe).

Die Situation ist immer noch verfahren. Niemand kommt in die Krypta hinein, niemand kann hinaus. Draussen dröhnt in einer Endlosschleife aus den Polizeilautsprechern, falls sie sich nicht ergeben sollten, würde man die ganze Kirche zerstören, und sie würden in den Trümmern umkommen. Auf jeden neuen Durchlauf antworten die Fallschirmspringer in der Krypta mit Gewehrfeuer. Der Widerstand drückt sich auch ohne Worte mit einer beeindruckenden Eloquenz aus. Draussen werden die aufgereihten SS-Männer aufgefordert, sich freiwillig zu melden, um in die Krypta hinunterzusteigen. Niemand rührt sich. Der Kommandant wieder-

holt seinen Befehl in bedrohlicherem Ton. Einige Soldaten treten mit aschfahlem Gesicht vor. Einige weitere werden zwangsweise zum Mitmachen verdonnert. Erneut wird ein Mann herausgepickt, der sich durch die Falltür Zugang zur Krypta verschaffen soll. Es folgt dieselbe Bestrafung: gezielte Schüsse in die Beine, fürchterliches Geschrei, ein weiterer verkrüppelter Herrenmensch. Wenn die Fallschirmspringer gut mit Munition eingedeckt sind, kann sich das Ganze noch hinziehen.

Die Wahrheit ist, dass ich die Geschichte einfach nicht beenden möchte. Am liebsten würde ich den Moment ewig hinauszögern, in dem die vier Männer in der Krypta beschliessen, sich nicht zu ergeben und einen Tunnel zu graben. Sie stellen fest (mit welchen Hilfsmitteln, weiss ich nicht), dass die Mauer unterhalb des oberlichtartigen Lüftungsspalts und unterhalb der Strassenebene aus bröckeligen Backsteinen besteht, die sich leicht herauslösen lassen. Vielleicht gibt es doch noch einen Weg, wenn wir uns da hindurchgraben können. Hinter der brüchigen Backsteinmauer stossen sie auf lockeres Erdreich und verdoppeln ihre Anstrengungen. Wie weit es wohl ist, bis sie die Kanalisation erreichen, einen Abwassertunnel, einen Weg, der zum Fluss führt? Zwanzig Meter? Zehn Meter? Weniger? Draussen stehen die siebenhundert SS-Männer mit dem Finger am Abzug. Sie sind gleichzeitig aufgepeitscht und wie versteinert im Angesicht der verzweifelten Verwegenheit der vier verschanzten Männer, die sie besiegen müssen, die wild entschlossen sind und sich nicht beeindrucken lassen und die wissen, wie man kämpft. Im Übrigen weiss man draussen nicht, wie viele Männer die Krypta verteidigen – es scheint, als könnten sich dort drinnen ganze Bataillone versteckt halten (die

Krypta ist ganze fünfzehn Meter lang)! Draussen rennen alle wild durcheinander, und Pannwitz erteilt Befehle. Drinnen gräbt man mit dem Mut der Verzweiflung. Vielleicht geht es einfach nur darum zu kämpfen, um gekämpft zu haben, und sonst um nichts, vielleicht glaubt niemand an den irrwitzigen und wahnsinnigen Fluchtplan wie aus einem schlechten Film, doch ich glaube daran. Die vier Männer graben. Ob sie sich dabei abwechseln, während auf der Strasse Feuerwehrensirenen herannahen? Oder vielleicht waren die Sirenen auch gar nicht eingeschaltet; ich muss mir die Zeugenaussage des Feuerwehrmannes, der diesen entsetzlichen Tag miterlebt hat, noch einmal ansehen. Ächzend gräbt sich Gabčik durch die Erde, er ist mittlerweile schweissüberströmt, nachdem er tagelang stark gefroren hat. Ich bin sicher, dass es seine Idee war, den Tunnel zu graben, so optimistisch, wie er von Natur aus ist. Und sicherlich gräbt er ordentlich mit, er erträgt Untätigkeit nicht, das fatale Warten auf ein tödliches Schicksal, ohne etwas zu tun, ohne zumindest einen Versuch unternommen zu haben. Kubis soll nicht umsonst gestorben sein. Vielleicht ist Kubis nicht umsonst gestorben. Vielleicht haben sie bereits während des Angriffs auf das Kircheninnere zu graben begonnen und sich den Lärm der Explosionen zunutze gemacht, um ihr Hacken zu übertönen. Aber auch das weiss ich nicht. Wie kann es sein, dass man zugleich so viel und so wenig über Menschen weiss, über eine Geschichte, historische Ereignisse, mit denen man sich seit Jahren beschäftigt? Doch tief in meinem Inneren weiss ich, dass sie es schaffen werden, ich spüre es, sie werden sich aus diesem Wespennest befreien, werden Pannwitz entwischen, Frank wird vor Wut explodieren, und man wird Filme über sie drehen.

Wo ist bloss die verfluchte Zeugenaussage des Feuerwehrmannes?

Heute ist der 27. Mai 2008. Als die Feuerwehrleute gegen acht Uhr eintreffen, erblicken sie überall SS und auf dem Gehweg einen Toten, da niemand es für nötig gehalten hat, Opálkas Leichnam zu entfernen. Man erklärt ihnen, was sie zu tun haben. Pannwitz hatte folgende geistreiche Idee: die Attentäter auszuräuchern, und sollte das nicht funktionieren, sie wie Ratten zu ertränken. Keiner der Feuerwehrmänner möchte sich mit einer derartigen Aufgabe befassen, man hört ein Flüstern aus ihren Reihen: «Auf uns können sie dabei nicht zählen.» Der Einsatzleiter der Feuerwehr presst hervor: «Wer hat das gesagt?» Doch wer geht schon zur Feuerwehr, um dann eine derartige Arbeit zu verrichten? Also wird zwangsweise ein Freiwilliger auserkoren, der das Gitter vor dem Lüftungsspalt eindrücken soll. Nach nur wenigen Stössen gibt es nach. Frank applaudiert. Also entbrennt ein neuer Kampf um diese horizontale Öffnung, die grob geschätzt knapp einen Meter breit und dreissig Zentimeter hoch ist, eine schwarze, todbringende Passage ins Unbekannte für die Deutschen, ein ebenso tödlicher Lichtspalt für die Verteidiger der Krypta. Der Schacht wird somit zu dem Feld auf dem Schachbrett, das von allen noch stehenden Figuren heiss begehrt wird, um sich den entscheidenden Positionsvorteil zu sichern – in einer Partie, in der Weiss von vornherein mit eins zu hundert in der Defensive ist (denn dieses Mal haben die Schwarzen den ersten Zug gemacht und können davon profitieren).

28. Mai 2008. Den Feuerwehrmännern gelingt es, ihren Schlauch durch die Öffnung des Oberlichts zu bugsieren. Der

Schlauch wird an einen Hydranten angeschlossen. Die Pumpen werden aktiviert. Wasser strömt in die Öffnung.

29. Mai 2008. Das Wasser beginnt zu steigen. Gabčik, Valčík und ihre Kameraden stehen mit den Füßen im Wasser. Sobald sich ein Schatten der Öffnung nähert, lassen sie eine Gewehrsalve niedergehen. Doch das Wasser steigt.

30. Mai 2008. Das Wasser steigt ein wenig, allerdings im Schneckentempo. Frank wird ungeduldig. Die Deutschen werfen Tränengasgranaten in die Krypta, um die Fallschirmspringer auszuräuchern, was nicht funktioniert, weil die Granaten ins Wasser plumpsen. Warum haben sie das nicht von Anfang an versucht? Rätselhaft. Ich schliesse nicht aus, dass sie sich wie so oft ungeordnet und übereilt in die Tat gestürzt haben.

Pannwitz macht auf mich den Eindruck, ein kühler Kopf zu sein, doch wie ich annehme, ist er nicht für alle militärischen Operationen verantwortlich, und vielleicht wurde sogar auch er von Panik übermannt. Gabčik und seine Kameraden stehen zwar mit den Füßen im Wasser, doch bei diesem Tempo werden sie an Altersschwäche gestorben sein, bevor sie ertrinken können.

1. Juni 2008. Frank ist ein Nervenbündel. Je mehr Zeit vergeht, desto stärker befürchtet er, die Fallschirmspringer könnten einen Weg finden zu entkommen. Dabei könnte ihnen das Wasser sogar behilflich sein, sofern sie herausfinden können, wohin es abfließt, denn ganz offensichtlich ist die Krypta nicht dicht. Drinnen organisieren sich die Männer. Einer sammelt die Granaten ein und wirft sie auf die Strasse zurück. Ein anderer gräbt verbissen an ihrem Tunnel weiter. Ein dritter stösst mit der Leiter den Feuerwehrschauch wieder aus der Öffnung. Der letzte schießt auf den

Schacht, sobald sich davor etwas regt. Auf der anderen Seite der Steinmauer knien die Soldaten und Feuerwehrleute und versuchen, das Schlauchmundstück zu fassen zu bekommen und erneut zu positionieren, ohne unter Beschuss zu geraten.

2. Juni 2008. Die Deutschen installieren einen gigantischen Projektor, um die Männer in der Krypta zu blenden, damit sie nicht mehr zielgenau schießen können. Noch bevor man ihn einschalten kann, setzt ihn eine Gewehrsalve wie ein ironisches Ausrufezeichen ausser Gefecht.

3. Juni 2008. Die Deutschen wollen um jeden Preis Schläuche in die Krypta legen, um die Widerstandskämpfer zu ertränken oder auszuräuchern, doch diese machen sich die Leiter jedes Mal wie einen Teleskoparm zunutze und stossen die Schläuche immer wieder zurück. Was ich nicht verstehe, ist, warum sie ihre Schläuche nicht durch die Falltür im Kircheninnern legen, die meines Wissens sperrangelweit offen steht. Vielleicht sind die Schläuche zu kurz oder der Zugang durch das Kirchenschiff mit dem vorhandenen Material nicht umsetzbar. Oder handelt es sich um eine seltsame Schicksalsfügung, die die Angreifer jeglicher taktischen Klarsicht beraubt?

4. Juni 2008. Den Fallschirmspringern steht das Wasser bis zu den Knien. Draussen hat man Curda und Ata Moravec antreten lassen. Ata weigert sich zu sprechen, doch Curda ruft durch den Spalt: «Ergebt euch, Kameraden! Sie sind gut mit mir umgegangen, man wird euch wie Kriegsgefangene behandeln, alles wird gut.» Gabčík und Valčík erkennen seine Stimme, und ihnen wird klar, dass er sie verraten hat. Sie antworten auf die gewohnte Art: mit einer Gewehrsalve. Mit gesenktem Kopf und geschwellenem

Gesicht steht Ata da und wirkt, als stünde er bereits mit einem Bein im Reich der Toten.

5. Juni 2008. Nach wenigen Metern treffen sie beim Graben des Tunnels auf harte Erde. Ob die Fallschirmspringer das Graben einstellen und sich stattdessen aufs Schiessen konzentrieren? Ich kann es mir nicht vorstellen. Hartnäckig attackieren sie die Erde. Wenn es sein muss, werden sie auch mit den Fingernägeln graben.

9. Juni 2008. Frank kann nicht mehr. Pannwitz denkt nach. Es muss einen anderen Zugang geben. In der Krypta wurden die verstorbenen Mönche beigesetzt. Wie hat man die Leichname hineingetragen? Die Kirche wird weiter auf den Kopf gestellt, die Trümmer beiseitegeschafft, die Teppiche herausgerissen, der Altar demoliert, die Steine untersucht, nichts wird ausgelassen.

10. Juni 2008. Und man wird fündig. Unter dem Altar entdecken die Deutschen eine schwere Steinplatte, die hohl klingt. Pannwitz lässt die Feuerwehrleute antreten und erteilt ihnen den Befehl, die Platte zu zerschlagen. Auf einem Querschnitt der Kirche sähe man, wie oben die Feuerwehrleute auf die Steinplatte und unten im Gewölbe die Fallschirmspringer auf die Erde einhacken. Der Titel des Bildes könnte lauten: «Wettlauf mit dem Tod – mehr als hundert gegen einen».

13. Juni 2008. Zwanzig Minuten sind vergangen, in denen sich die Feuerwehrmänner vergeblich an der Steinplatte zu schaffen gemacht haben. In brüchigem Deutsch teilen sie den bewaffneten Soldaten, die ihnen im Nacken stehen, mit, dass es ihnen mit dem vorhandenen Werkzeug unmöglich ist, die Platte zu zerstören. Schäumend vor Wut schicken die SS-Männer sie davon und schleppen Dynamit herbei.

Sprengstoffexperten machen sich an der Steinplatte zu schaffen, und als alles bereit ist, wird die Kirche evakuiert. Draussen müssen alle zurücktreten. Bestimmt halten die Fallschirmspringer unten in der Krypta beim Graben inne. Die Stille, die auf das bisherige Getöse folgt, hat sie sicherlich in Alarmbereitschaft versetzt. Es geht irgendetwas vor sich, das wird ihnen unweigerlich klar. Die folgende Detonation bestätigt ihre Ahnung. Eine Staubwolke geht auf sie nieder.

16. Juni 2008. Pannwitz ordnet an, den Schutt beiseitezuräumen. Die Steinplatte ist in zwei Teile zerborsten. Ein Gestapo-Mann steckt den Kopf durch die klaffende Öffnung. Sofort fliegen ihm Kugeln um die Ohren. Pannwitz grinst zufrieden. Sie haben den Eingang gefunden. Man lässt SS-Leute hinuntersteigen, doch erneut erweist sich der Zugang als schwierig: Die Männer können die schmale Holzterasse nur einzeln passieren. Die unglückseligen ersten werden wie Kegel niedergemäht. Doch von nun an müssen die Fallschirmspringer gleich drei Zugänge bewachen. Ein Feuerwehrmann macht es sich zunutze, dass ihre Aufmerksamkeit vom Oberlicht abgelenkt wird, und bekommt die Leiter zu fassen, als einer der Widerstandskämpfer damit zum x-ten Mal einen Schlauch hinauszustossen versucht. Dem Feuerwehrmann gelingt es, die Leiter nach draussen zu ziehen. Frank klatscht Beifall. Der Feuerwehrmann wird für seinen eifrigen Einsatz belohnt (aber nach der Befreiung bestraft) werden.

17. Juni 2008. Die Situation wird entsetzlich kompliziert. Die Verteidiger müssen jetzt ohne ihren behelfsmässigen Teleskoparm zurechtkommen, und von allen Seiten strömt Wasser in ihren Bunker herein, in dem ihnen das Wasser bald im wörtlichen wie im

übertragenen Sinn bis zum Hals stehen wird. Ab dem Zeitpunkt, zu dem die SS-Leute sich zwei Zugänge erschlossen haben und zudem Gefahr vom Lichtschacht ausgeht, ist den Fallschirmspringern klar, dass dies das Ende ist. Sie wissen, dass sie geliefert sind. Sie beenden das Graben, wenn sie es nicht schon längst getan haben, um sich ganz aufs Schiessen zu konzentrieren. Pannwitz befiehlt eine neue Angriffswelle durch den Haupteingang, während gleichzeitig Granaten in die Krypta geworfen werden und ein weiterer Mann versucht, durch die Falltür einzusteigen. Drinnen feuern die Sten, was das Zeug hält, um die Angreifer zurückzudrängen. Es herrscht vollständige Verwirrung, es geht zu wie im Fort Alamo, es dauert und dauert, hört einfach nicht auf, kommt von allen Seiten, über die Falltür, über die Treppe, den Lichtschacht, und während die Granaten ins Wasser fallen, ohne zu explodieren, entleeren die vier Männer ihre Magazine auf alles, was sich bewegt.

18. Juni 2008. Sie sind beim letzten Magazin angekommen, so etwas bemerkt man sehr schnell, wie ich annehme, selbst im Eifer des Gefechts. Die vier Männer brauchen nichts zu sagen. Ich bin sicher, dass Gabčík und sein Freund Valčík sich anlächeln, ich sehe sie vor mir. Sie wissen, dass sie sich gut geschlagen haben. Um zwölf Uhr ertönen vier gedämpfte Schüsse im allgemeinen Waffengetöse, das auf der Stelle abbricht. Schliesslich legt sich wieder Stille wie ein Leichentuch über Prag. Auf Seiten der SS halten alle inne, niemand wagt, zu schiessen oder sich auch nur zu bewegen. Man wartet ab. Pannwitz ist völlig erstarrt. Er gibt einem SS-Offizier ein Zeichen. Der kommandiert daraufhin zögerlich und nicht annähernd so männlich selbstsicher, wie es sein Rang

eigentlich gebietet, zwei seiner Männer ab, nachzusehen. Vorsichtig steigen sie die ersten Stufen hinab und bleiben stehen. Wie zwei kleine Jungen drehen sie sich zu ihrem Kommandanten um, der ihnen bedeutet, weiterzugehen. «Weiter, weiter!» Alle, die in der Kirche anwesend sind und das Geschehen beobachten, schauen ihnen mit angehaltenem Atem zu. Sie verschwinden in der Krypta. Ein paar endlose Sekunden verstreichen, dann ertönt wie aus dem Jenseits eine deutsche Stimme. Mit dem Revolver in der Hand stürmt der Offizier vor und die Treppe zur Krypta hinab. Er kommt zurück, seine Hose ist bis zu den Oberschenkeln durchnässt, und ruft: «Fertig!» Auf dem Wasser treiben vier Leichname: Gabčík, Valčík, Svarc und Hruby, die sich selbst getötet haben, um ihren Feinden nicht in die Hände zu fallen. Dazwischen schwimmen ein paar Gegenstände: ein Spiritusbrenner, Kleidungsstücke, Matratzen, ein Buch. Blutspritzer auf den Mauern, auf der Holzterrasse eine Blutlache (immerhin stammt diese von einem Deutschen). Überall Patronenhülsen, aber keine einzige Patrone: Die jeweils letzte haben sie für sich selbst aufgehoben.

Es ist Mittag. Das Aufgebot aus siebenhundert Männern der Waffen-SS und Gestapo brauchte fast acht Stunden, um mit den sieben Männern fertig zu werden.

251

Meine Geschichte neigt sich dem Ende entgegen, und ich empfinde ein Gefühl der Leere. Nicht nur völlige Erschöpfung, sondern tiefe Leere. Ich könnte an dieser Stelle aufhören, aber in die-

sem Fall läuft es nicht so. Die Menschen, die in dieser Geschichte eine Rolle gespielt haben, sind schliesslich keine Romanfiguren; und sollten sie es durch meine Schuld geworden sein, möchte ich sie zumindest nicht so behandeln. Schweren Herzens werde ich, ohne daraus Literatur zu fabrizieren, zumindest habe ich es nicht vor, erzählen, was aus denjenigen geworden ist, die den Mittag des 18. Juni 1942 überlebten.

Wenn ich Nachrichten gucke, die Zeitung lese, mich mit Leuten treffe, mich im Kreise meiner Freunde und Bekannten bewege und beobachte, wie ein jeder von ihnen kämpft und, so gut er kann, die Absurditäten des Lebens meistert, kann ich nicht umhin zu denken, wie lächerlich es in der Welt doch zugeht, wie ergreifend und grausam. Mit diesem Buch ist es ähnlich: Die Geschichte ist grausam, die Protagonisten sind ergreifend, und ich bin lächerlich. Aber ich bin in Prag.

Ich bin zum letzten Mal in Prag, das sagt mir meine Vorahnung. Die steinernen Phantome, die die Stadt bevölkern, umgeben mich wie eh und je mit ihrer bedrohlichen, wohlwollenden oder gleichgültigen Präsenz. Ich sehe den makellos schönen Leichnam einer jungen dunkelhaarigen Frau mit weisser Haut unter der Karlsbrücke vorbeitreiben. Das Sommerkleid klebt ihr am Bauch und an den Beinen, Wasser plätschert über ihre entblösste Brust; und wie aus einer geöffneten Schatztruhe rinnen die verblässenden Zauberformeln des Wassers zwischen ihren nackten Brüsten hervor. Das Wasser des Flusses reinigt die Herzen der Menschen, die vom Strom davongetragen werden. Wie gewöhnlich ist der Friedhof bereits geschlossen. Aus der Strasse Liliova schallt das Echo von Pferdehufen auf Pflastersteinen zu mir herüber. In den Märchen

und Legenden des alten Prags der Alchemisten heisst es, der Golem werde wiederkommen, sollte die Stadt in Gefahr sein. Der Golem ist nicht zurückgekehrt, weder um die Juden noch um die Tschechen zu beschützen. Auch der eiserne Mann, der zu einer jahrhundertelangen Starre verflucht wurde, hat sich nicht gerührt, als die Deutschen Terezin eröffneten, als sie Menschen töteten, als sie ihr Hab und Gut plünderten, sie schikanierten, quälten, deportierten, erschossen, vergasten und auf alle erdenklichen Weisen ermordeten. Als Gabčík und Kubis aufbrachen, war es schon ziemlich spät, das Desaster hatte bereits begonnen, nun konnte nur noch Rache geübt werden. Es war eine fulminante Rache, die sie, ihre Freunde und ihr geliebtes Volk aber teuer zu stehen kam.

Leopold Treppa, Anführer des Netzwerks «Orchestre Rouge», einer legendären Organisation, die von Frankreich aus operierte, machte folgende Beobachtung: Wenn ein Widerstandskämpfer seinem Feind in die Hände fiel und die Möglichkeit zur Kooperation erhielt, konnte er diese annehmen oder auch nicht. Sofern er akzeptierte, hatte er immer noch die Möglichkeit, den Schaden zu begrenzen und so wenig wie möglich preiszugeben, auszuweichen, die Informationen nur in kleinen Häppchen zu liefern, um Zeit zu gewinnen. Dieser Strategie bediente er sich selbst, als er verhaftet wurde, und A54 tat dasselbe. Doch bei beiden handelte es sich um professionelle Spione allerersten Ranges. In den meisten anderen Fällen war es so, dass jemand, der sich zur Kooperation entschlossen hatte, selbst wenn er davor den fürchterlichsten Foltermethoden standgehalten hatte, ab dem Moment, in dem er

nachgab, in dem seine Entscheidung feststand, «sich im Verrat suhlte wie im Schlamm», um es mit Treppas Worten auszudrücken. Karel Curda begnügte sich nicht damit, die Gestapo auf die Fährte der Attentäter zu bringen, sondern gab zudem die Namen aller Kontaktpersonen preis, die ihm seit seiner Rückkehr in sein Land geholfen hatten. Gabčik und Kubis hat er *verkauft*, alle anderen hat er *verschenkt*. So bestand für ihn beispielsweise überhaupt keine Notwendigkeit, den Funksender «Libuše» auch nur zu erwähnen. Zudem brachte er die Gestapo auf die Spur der beiden letzten noch freien Mitglieder von Valčiks Gruppe «Silver A», Leutnant Bartos und Funker Potucek. Die Fährte führt nach Pardubice, wo sich Bartos, nach einer Verfolgungsjagd durch die Stadt schliesslich umzingelt, wie seine Kameraden das Leben nimmt. Unglücklicherweise trägt er ein kleines Heft mit jeder Menge Adressen bei sich. Somit kann Pannwitz noch weitere Puzzlestücke zusammensetzen. Die Spur führt weiter über ein winziges Dorf namens Lezaky, das zum Nagasaki von Lidice wird. Am 26. Juni sendet der letzte überlebende Fallschirmspringer, Funker Potucek, die letzte Nachricht über «Libuše»: «Das Dorf Lezaky, in dem ich mich mit meinem Sender befinde, wurde dem Erdboden gleichgemacht. Die Menschen, die uns geholfen hatten, wurden festgenommen [nur zwei kleine blonde Mädchen, die für eindeutschungsfähig gehalten werden, werden überleben]. Dank ihrer Hilfe konnte ich mich und den Sender in Sicherheit bringen. Freda [Bartos] war an jenem Tag nicht in Lezaky. Ich weiss nicht, wo er ist, und auch nicht, wo ich mich momentan befinde. Doch ich hoffe, dass wir uns wiederfinden werden. Für den Augenblick bin ich allein. Nächste Nachricht erfolgt am 28. Juni um 23:00 Uhr.»

Er irrt in den Wäldern umher, wird in einem anderen Dorf aufgegriffen, kann sich den Weg aber erneut freischiessen. Doch schliesslich wird er abgehetzt, ausgehungert und völlig entkräftet in der Nähe von Pardubice festgenommen und am 2. Juli erschossen. Ich schrieb, er sei der letzte Fallschirmspringer gewesen, aber das stimmt nicht ganz: Es bleibt ja noch Curda, der Verräter, der sein Geld ausgezahlt bekommt, seinen Namen ändert, eine Frau deutscher Abstammung heiratet und eine feste Anstellung als Doppelagent für seine neuen Herren findet. Währenddessen wird A54, der deutsche Superagent, nach Mauthausen deportiert, wo es ihm gelingt, seine Hinrichtung immer wieder hinauszuzögern, indem er Scheherazade spielt. Doch nicht jeder hat so viele Geschichten zu erzählen wie er.

Ata Moravec und sein Vater, Anna Malinová, Kubis' Verlobte, Gabčiks neunzehnjährige Verlobte Libena Fafek, die mit Sicherheit schwanger war, und ihre gesamte Familie, die Novaks, Familie Svatos, Zelenka, Piskáček, Khodl, sicher vergesse ich einige, der orthodoxe Priester der Kirche und sein gesamtes Umfeld, die Menschen aus Pardubice, alle, von denen man annimmt, dass sie den Fallschirmspringern auf irgendeine Weise geholfen haben, werden festgenommen, deportiert, erschossen oder vergast. Der Lehrer Zelenka findet bei seiner Verhaftung noch die Zeit, seine Giftkapsel zu zerbeißen. Es heisst, Frau Nováková, die Mutter des kleinen Mädchens mit dem Fahrrad, habe den Verstand verloren, bevor sie und ihre Kinder in die Gaskammer gebracht wurden. Nur ganz wenige von ihnen, wie der Hausmeister von Familie Moravec, entgehen dem engmaschigen Netz. Sogar der Hund Moula, den Valčík ihm anvertraut hatte, soll vor Gram über den

Verlust seines Herrchens eingegangen sein. Der Hund hatte Valčík ja tatsächlich auf dessen Streifzügen begleitet. Doch hinzu kommen jene, die nicht das Geringste mit dem Attentat zu tun hatten, die Geiseln, Juden, politischen Gefangenen, die Vergeltungsmassnahmen zum Opfer fielen, ganze Dörfer, Anna Maruscáková und ihr Liebhaber, deren unschuldige Korrespondenz das Massaker von Lidice auslöste, und auch die Familien der Fallschirmspringer, deren einziges Verbrechen darin bestand, mit ihnen verwandt zu sein, darunter Familie Kubis und Valčík, alle wurden deportiert und in Mauthausen vergast. Nur Gabčiks Familie, sein Vater und seine Schwestern, entging dem Massaker dank ihrer slowakischen Nationalität; denn die Slowakei war zwar ein Satellitenstaat, stand aber nicht unter Besatzung, und um zumindest den Anschein seiner Unabhängigkeit aufrechtzuerhalten, entschloss sich das Land gegen die Hinrichtung seiner Landsleute, auch auf die Gefahr hin, seinen bedrohlichen Alliierten zu brüskieren. Insgesamt fielen Tausende Menschen den Konsequenzen des Attentats zum Opfer. Doch es heisst, dass diejenigen unter ihnen, die verurteilt wurden, weil sie den Fallschirmspringern geholfen hatten, tapfer erklärten, sie bereuten nichts. Den Nazis, die über sie urteilten, sollen sie ins Gesicht gesagt haben, sie seien stolz, für ihr Vaterland zu sterben. Die Moravecs verrieten ihren Hausmeister nicht. Die Fafeks verrieten Familie Ogoun nicht, die ebenfalls überlebte. Ich habe Respekt vor diesen ehrenwerten Männern und Frauen; das ist in etwa das, was ich dazu sagen wollte, was zu sagen ich nicht vergessen wollte, wenn auch unbeholfen, mit der ganzen Unbeholfenheit, die Ehrfurchts- oder Beileidsbekundungen automatisch innewohnt.

Heute gelten Gabčík, Kubis und Valčík in ihrem Land als Helden, ihr Andenken wird hochgehalten und gefeiert. Nach jedem wurde eine Strasse in der Nähe des Ortes, an dem das Attentat geschah, benannt, und in der Slowakei gibt es ein kleines Dorf namens Gabčíkovo. Sie werden sogar posthum noch weiterbefördert (zuletzt, glaube ich, in den Rang eines Oberst). Nicht alle, die ihnen direkt oder indirekt zu Hilfe kamen, sind so bekannt wie sie, und obwohl mich schon der bloße Gedanke an die ungezügelter Anstrengungen, die ich hätte unternehmen müssen, um all diese Menschen zu würdigen, erschöpft, erschauere ich vor Schuldgefühlen, wenn ich an die Hunderte, Tausende Menschen denke, die ich anonym habe sterben lassen. Doch ich möchte daran glauben, dass diese Menschen auch dann existieren, wenn man nicht über sie schreibt.

252

Die passendste Ehrerbietung, die die Nazis Heydrich zuteilwerden liessen, war nicht Hitlers Grabrede für seinen dienstfertigen Knecht, sondern vermutlich folgende Aktion: Im Juli 1942 wird mit der Eröffnung von Belzec, Sobibor und Treblinka das Programm zur Vernichtung aller polnischen Juden in Gang gesetzt. Von Juli 1942 bis Oktober 1943 werden mehr als zwei Millionen Juden und beinahe fünfzigtausend Roma im Rahmen dieser Aktion verenden. Der Codename des Programms lautet *Aktion Reinhard*.

Woran der tschechische Arbeiter wohl denkt, während er an diesem Oktobermorgen 1943 hinter dem Steuer seines Lieferwagens sitzt? Er fährt durch Prags kurvenreiche Strassen, eine Zigarette im Mundwinkel, und hat den Kopf sicherlich voller Sorgen. Er hört, wie seine Ladung hinten herumgeschleudert wird, Latten- oder Holzkisten rutschen im Rhythmus der Kurven hin und her und prallen gegen die Wände des Wagens. Er mag spät dran sein oder hat es eilig, seine Arbeit zu Ende zu bringen, um mit seinen Kameraden etwas trinken zu gehen, jedenfalls fährt er in ordentlichem Tempo über den schlechten Strassenbelag, dem der Schnee zugesetzt hat. Er übersieht die kleine blonde Gestalt, die auf dem Bürgersteig läuft. Als sie mit der Blitzartigkeit, zu der nur Kinder imstande sind, auf die Strasse rennt, bremst er, doch es ist zu spät. Der Lieferwagen erfasst das Kind und schleudert es in den Strassengraben. Noch weiss der Fahrer nicht, dass er gerade den kleinen Klaus getötet hat, Reinhard und Lina Heydrichs ältesten Sohn, noch weiss er nicht, dass man ihn für diesen Moment der Unaufmerksamkeit deportieren wird.

Paul Thümmel, alias René, alias Karl, alias A54, gelang es, sich in Theresienstadt bis April 45 am Leben zu halten. Doch nun stehen die Alliierten vor den Toren Prags, die Nazis befinden sich auf

dem Rückzug und möchten keine unbequemen Zeugen zurücklassen. Als Paul Thümmel abgeholt wird, um erschossen zu werden, bittet er seinen Zellengenossen, Oberst Moravec seine Empfehlungen auszurichten. Seiner Nachricht fugt er hinzu: «Es war ein wahres Vergnügen, mit den tschechoslowakischen Nachrichtendiensten zusammenzuarbeiten. Ich bedaure, dass es so enden muss. Ich tröste mich damit, dass es nicht umsonst gewesen sein wird.» Seine Botschaft wird übermittelt werden.

255

«Wie konnten Sie Ihre Kameraden verraten?»

«Ich glaube, für eine Million Reichsmark hätten Sie dasselbe getan, Euer Ehren!»

Karel Curda wurde während der letzten Kriegstage in der Nähe von Pilsen von der Widerstandsbewegung aufgegriffen, angeklagt und zum Tode verurteilt. 1947 wird er erhängt. Während er das Schafott betritt, bedenkt er seinen Henker mit ein paar derben Scherzen.

256

Meine Geschichte ist beendet, und auch mein Buch sollte es sein, doch ich muss feststellen, dass es unmöglich ist, eine derartige Geschichte zu beenden. Ein weiteres Mal ruft mich mein Vater an, um mir einen Text vorzulesen, den er im Museum der Menschheitsgeschichte abgeschrieben hat.

Dort hat er gerade eine Ausstellung über die Anthropologin und Widerständlerin Germaine Tillion gesehen, die nach Ravensbrück deportiert worden war und vor kurzem verstarb. Der Text lautet wie folgt:

«Die Vivisektionsexperimente, die an vierundsiebzig jungen weiblichen Häftlingen durchgeführt wurden, stellen eine der düstersten Besonderheiten Ravensbrücks dar. Die Versuche wurden von August 42 bis August 43 durchgeführt. Es handelte sich um Operationen, die zu starken Verstümmelungen führten und mit denen die Verletzungen reproduziert werden sollten, die Reinhardt Heydrich, den Gauleiter der Tschechoslowakei, das Leben gekostet hatten. Professor Gebhardt, der vergeblich versucht hatte, Heydrichs Gasbrand Einhalt zu gebieten, wollte beweisen, dass der Einsatz von Sulfonamiden daran nichts geändert hätte. Also injizierte er den jungen Frauen Krankheitserreger, woraufhin viele der Frauen starben.»

Einige der Wörter bleiben in meinem Gedächtnis haften («Gauleiter», «Tschechoslowakei», «Gasbrand» ...), und ich weiss, dass diese Geschichte für mich niemals wirklich beendet sein wird, dass ich immer wieder neue Sachen erfahren werde, die etwas mit dieser Angelegenheit zu tun haben – mit der aussergewöhnlichen Geschichte über das Attentat, das die tschechoslowakischen Fallschirmspringer aus London am 27. Mai 1942 auf Heydrich verübten. «Versuchen Sie bloss nicht, alles voll auszuschöpfen», sagte Barthes. Diese Empfehlung war mir vollständig entfallen ...

Wie ein Gedicht von Nezval gleitet ein Passagierschiff mit rostfleckigem Rumpf über die Ostsee. Jozef Gabčik lässt die düstere Küste Polens und einige bewegte Monate in den Gassen Krakaus hinter sich. Wie ihm ist es auch anderen Schattengestalten der tschechoslowakischen Armee endlich gelungen, an Bord eines Schiffes mit Fahrtziel Frankreich zu gelangen. Müde, unruhig, unsicher und doch voller Vorfreude, endlich gegen den Eindringling kämpfen zu können, laufen sie an Deck auf und ab. Noch wissen sie nichts von der Fremdenlegion, Algerien, dem französischen Landleben und Londons Nebel. In den engen Laufgängen stossen sie auf der Suche nach einer Kabine, einer Zigarette oder einer Bekanntschaft ungeschickt aneinander. Gabčik stützt sich mit den Ellbogen auf der Reling ab und blickt aufs Meer hinaus, das jenen, die wie er aus einem Binnenstaat stammen, so besonders erscheint. Aus diesem Grund richtet er den Blick zweifellos nicht gen Horizont (einer zu platten Metapher für seine Zukunft), sondern nach unten auf die Wasserlinie, wo das Meer kommt und geht und sich die Wellen in einer hypnotischen und trügerischen Pendelbewegung am Schiffsrumpf brechen, auseinandertreiben und erneut brechen. «Hast du Feuer, Kamerad?» Gabčik erkennt den mährischen Akzent sofort. Der Schein seines Feuerzeugs erhellt das Gesicht seines Landsmannes. Ein Grübchen am Kinn, volle Lippen, wie geschaffen zum Rauchen, und in den Augen eine grundlegende Gutherzigkeit. «Ich heiße Jan», sagt er. Rauchringe steigen in die Luft. Gabčik antwortet mit einem Lächeln. Auf der Überfahrt werden sie alle Zeit der Welt haben, sich kennenzulernen.

Unter die schattenhaften Soldaten in Zivil mischen sich andere Schatten, die auf dem Schiff umherstreifen: desorientierte Greise, Frauen mit verschleiertem Blick ohne Begleitung, Kinder, die artig ihren kleinen Bruder an der Hand halten. Auf der Brücke steht eine junge Frau, die Ähnlichkeit mit Natacha besitzt – die Hände auf der Reling, ein Bein angewinkelt, während der Wind mit ihrem Rocksaum spielt. Und vielleicht bin auch ich an Bord.